

Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg  
Diakoniewissenschaftliches Institut  
der Theologischen Fakultät

69117 Heidelberg  
Karlstraße 16  
Tel.: 06221/543336

# Diakoniewissenschaft zwischen Tradition und Innovation



DWI-INFO Nr. 32  
Heidelberg

ISSN 0949-1694  
1999

## Das Diakoniewissenschaftliche Institut der Universität Heidelberg

Das Diakoniewissenschaftliche Institut an der Universität Heidelberg widmet sich im Rahmen von Lehre und Forschung den Grundfragen und der Praxis der Diakonie bzw. der sozialen Verantwortung der Kirche. Es schließt als Nachfolgeorganisation an das 1927 von Reinhold Seeberg in Berlin eingerichtete „Institut für Sozialethik und Wissenschaft der Inneren Mission“ an. Im Jahr 1954 gegründet ist es der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg eingegliedert und wird heute von fast allen gliedkirchlichen Diakonischen Werken, vom Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland und von vielen Landeskirchen mitgetragen. Das DWI erfreut sich einer regen *Zusammenarbeit* mit anderen Disziplinen und Forschungseinrichtungen innerhalb und außerhalb der Theologischen Fakultät.

Ein *Beirat*, bestehend aus führenden Vertreterinnen und Vertretern der evangelischen Landeskirchen bzw. der gliedkirchlichen Diakonischen Werke, begleitet die Arbeit des Instituts.

Zur Zeit bestehen *drei Möglichkeiten, am DWI zu studieren*. Einmal stehen die Lehrveranstaltungen allen Theologiestudierenden und Studierenden anderer Fächer offen als integraler *Bestandteil ihres jeweiligen Grundstudiums*. Zum anderen kann im Rahmen eines Curriculums ein diakoniewissenschaftliches *Schwerpunktstudium* absolviert werden, das zukünftigen PfarrerInnen und MitarbeiterInnen in der kirchlichen Sozialarbeit eine spezifische diakonische Kompetenz vermitteln soll und nach etwa vier Semestern mit einem Zertifikat abgeschlossen wird. Zum dritten besteht seit 1992 für Hochschul- und gegebenenfalls auch FachhochschulabsolventInnen verschiedener Disziplinen das Angebot eines viersemestrigen *Diplomaufbaustudiengangs*, der abschließt mit dem Grad des „Diplom-Diakoniewissenschaftlers“ bzw. der „Diplom-Diakoniewissenschaftlerin“. Wir empfehlen dazu unser Angebot persönlicher *Studienberatung*.

Die *Lehrangebote* des DWI umfassen Vorlesungen, Seminare, Übungen, Kolloquien, Exkursionen, Praktika und Praxisprojekte zu folgenden Studieninhalten: Biblische, historische und systematisch-theologische Grundlagen der Diakonie; Theoriebildung und Handlungsfelder der Diakonie; Rechtsfragen und Organisation der Wohlfahrtspflege; Systeme sozialer Sicherung; Methoden der Sozialarbeit und der Sozialpädagogik; medizinische Ethik und Sozialmedizin, Management, Öffentlichkeitsarbeit.

Das DWI versteht sich als interdisziplinäre Institution, die ihren Studierenden auch ein Rahmenprogramm sozialen Lebens von *Institutsabenden, -ausflügen und -stammtisch* bietet.

## Liebe Freunde und Freundinnen des DWI-Info!

Das vorliegende Info Nr. 32 nimmt mit seinem Titel „Diakoniewissenschaft zwischen Tradition und Innovation“ die gedanklichen Entwicklungen des letzten Jahres auf, das einerseits durch die Erinnerung an die letzten 150 Jahre diakonisch-sozialen Handelns in Deutschland und andererseits durch die sich nicht nur in Deutschland, sondern auch im europäischen Rahmen vollziehenden diakoniewissenschaftlichen Aufbrüche geprägt war. Beides wird angesichts des bevorstehenden Jahreswechsels, der die bis vor wenigen Jahren noch utopisch anmutende Jahreszahl 2000 Wirklichkeit werden läßt, in die größeren Zusammenhänge der christlichen Zeitrechnung eingeordnet.

Über einige *Aufbrüche in Diakonie und Diakoniewissenschaft* informieren wir im ersten Teil. Neben einem Bericht über den Weltkongress der Diakonie, der im September 1998 unter dem Thema *Spirit – Light – Charity* in Lahti/Finnland stattfand, beinhaltet der erste Abschnitt die Botschaft der Veranstalter des Weltkongresses und den in Lahti gehaltenen Vortrag des Leiters des Caritaswissenschaftlichen Instituts (Freiburg/Br.), Herrn Prof. Dr. Heinrich Pompey, zum Thema *Helfen und Solidarität in anderen Weltreligionen*. Weiterhin stellt Prof. Dr. Theodor Strohm seine anlässlich der Gründung des Diakonieforschungsinstitutes in Uppsala vorgetragenen diakoniewissenschaftlichen Perspektiven vor. Daß sich insbesondere in Nordeuropa ein Netzwerk gleichzeitig entstehender diakoniewissenschaftlicher Initiativen bildet, zeigt der zweite Abschnitt. Bei diesen Beiträgen handelt es sich zum großen Teil um Übersetzungen von Aufsätzen, die ursprünglich im Themenheft *Diakoniewissenschaft der Svensk Kyrkotidning* erschienen sind. Den Autoren und Herausgebern der *Schwedischen Kirchenzeitung* ist zu danken, daß es nun erstmals in der Diakoniewissenschaft zu einer solch länderübergreifenden publizistischen Zusammenarbeit gekommen ist. Abschließend berichten im dritten Abschnitt die jeweils verantwortlichen Personen über die neuesten diakonie- und caritaswissenschaftlichen Projekte in Europa. Damit wird der im DWI-Info Nr. 31 gegebene Überblick fortgesetzt und ergänzt. Das zweite Kapitel des vorliegenden Infos nimmt nun das Jubiläumsjahr der deutschen Diakonie, über dessen Planung der Koordinator des Jubiläums, Uwe Mletzko, in der letzten Ausgabe berichtet hatte, näher in den Blick. So wurde Mitte Oktober 1998 die Diakonie-Denkschrift der Presse vorgestellt, die neben der EKD auch von den Freikirchen mitgetragen wurde, wie die Erklärung des Vorsitzenden der Vereinigung Evangelischer Freikirchen, Bischof Dr. Walter Klaiber, zeigt. Dem *Kirchentag der Diakonie '98*, der Ende September 1998 in der Lutherstadt Wittenberg stattfand, galt eine Exkursion des Instituts, die hier ebenso dokumentiert wird wie eine weitere Studienreise, die Anfang Dezember 1998 anlässlich der großen Diakonie-Ausstellung „Die Macht der Nächstenliebe“ im Deutschen Historischen Museum nach Berlin führte.

Im dritten Kapitel wird dann über die Exkursionen zu den *Johannes-Anstalten* nach Mosbach im Januar 1998 und zur *Inneren Mission München – Diakonie in München und Oberbayern* im Januar 1999 berichtet. Das vierte Kapitel hat schließlich die Arbeit des Instituts vor Ort in Heidelberg zum Thema. Hier ist zuerst der Festakt zum 65. Geburtstag von Theodor Strohm zu nennen, der im Januar 1998 begangen werden konnte. Neben den beiden Hauptvorträgen des Vorsitzenden des Beirates des Instituts, des damaligen Landesbischofs Prof. Dr. Klaus Engelhardt, und des Staatssekretärs Dr. Werner Tegtmeier, Mitglied der EKD-Kammer für soziale Ordnung, wird hier eine Auswahl aus den Festreden wiedergegeben. Der zweite Abschnitt widmet sich dann mit den Themen „Diakonisches Lernen“ und „Integrationsmodell Kunst“ zwei neueren mit dem Institut verbundenen Initiativen, bevor abschließend weitere für das Institut bedeutsame Ereignisse behandelt werden: Vermittels der Laudatio von Prof. Dr. Jörg Thierfelder berichten wir über die an der Pädagogischen Hochschule vollzogene Ehrenpromotion Klaus Engelhardts, ebenso über den 75. Geburtstag des zweiten Institutsleiters Prof. Dr. Paul Philippi und über die Ringvorlesung zum Thema *Theologie der Diakonie*. Die Anzeigen der diakoniewissenschaftlichen Abschluß- und Diplomarbeiten runden diesen Teil ab und bilden zugleich eine Überleitung zur in Kapitel fünf folgenden *Übersicht der diakoniewissenschaftlichen Arbeiten und Veröffentlichungen am DWI seit 1954*. Abgeschlossen wird das vorliegende DWI-Info mit *Informationen zum Studium am Diakoniewissenschaftlichen Institut*.

Eine anregende Lektüre wünschen

Volker Herrmann

Susanne Koschmider

Annette Leis

Das DWI-Info / Forum, Materialien, Informationen ist ein studentisch verantwortetes Informationsblatt, das jährlich über die Arbeit am Diakoniewissenschaftlichen Institut und mit der Arbeit zusammenhängende Schwerpunkte berichtet. Hier schreiben Studierende / Dozierende / Ehemalige / Freundinnen / Freunde des DWI für alle Interessierten aus dem Bereich Diakonie und Kirche. Die Artikel geben jeweils die Meinung derer wieder, die sie verfaßt haben.

ISSN 0949-1694

Diakoniewissenschaftliches Institut der Universität Heidelberg

Anschrift:	E-Mail:
Karlstraße 16	arnd.goetzelmann@urz.uni-heidelberg.de
69117 Heidelberg	volker.herrmann@urz.uni-heidelberg.de
Tel: 06221 / 54 33 36	annette.leis@urz.uni-heidelberg.de
Fax: 06221 / 54 33 80	theodor.strohm@urz.uni-heidelberg.de
Homepage:	<a href="http://www.uni-heidelberg.de/institute/fak1/dwi">http://www.uni-heidelberg.de/institute/fak1/dwi</a>

#### Sprechstunden

Prof. Dr. Dr. Theodor Strohm	Dienstag	11 – 13 Uhr
Dr. Arnd Götzelmann	Dienstag	11 – 13 Uhr
Dipl.-Diakoniewiss. Volker Herrmann	Montag	14 – 16 Uhr

# Inhaltsverzeichnis

Seite

<i>Theodor Strohm</i> Zur Einführung .....	7
---	---

## I. Aufbrüche in Diakonie und Diakoniewissenschaft

### 1. Diakonie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend

<i>Annette Leis</i> „Spirit-Light-Charity“. Der Weltkongress der Diakonie in Lahti/Finnland (23.-27. September 1998) ..	8
Botschaft des Weltkongresses der Diakonie in Lahti/Finnland (23.-27. September 1998) .....	10
<i>Heinrich Pompey</i> Hilfeverhalten und Wohlfahrtspflege in anderen Weltreligionen .....	12
<i>Annette Leis</i> Diakoniewissenschaftliches Studienseminar in Uppsala (20. November 1998) .....	20
<i>Theodor Strohm</i> Diakonie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend. Diakoniewissenschaftliche Perspektiven .....	22
<i>Annette Leis</i> Neuere Entwicklungstendenzen der europäischen Wohlfahrt .....	32

### 2. Zur Diakoniewissenschaft in Nordeuropa

<i>Annette Leis</i> Zum Aufbruch der Diakoniewissenschaft in Nordeuropa .....	34
<i>Anders Bäckström</i> Diakoniewissenschaft als akademische Disziplin - eine schwedische Perspektive .....	39
<i>Erik Blennberger</i> Diakonieforschung an der Hochschule Ersta Sköndal in Stockholm .....	43
<i>Trygve Wyller</i> Der Aufbaustudiengang Diakonie an der Universität Oslo .....	46
<i>Gustav Björkstrand</i> Diakonieforschung in Finnland .....	48
<i>Klaus Kießling</i> Die Forschungseinheit des Diakonischen Institutes Lahti/Finnland .....	50
<i>Ieva Zeiferte</i> Das Diakoniezentrum der Lutherischen Kirche in Lettland .....	51

### 3. Neueste diakonie- und caritaswissenschaftliche Entwicklungen in Europa

<i>Hermann Noordegraf</i> Diakoniewissenschaft an der Theologischen Fakultät der Universität Utrecht/Niederlande .....	53
<i>Markus Lehner</i> Institut für Caritaswissenschaft an der Katholisch-Theologischen Hochschule Linz/Österreich .....	55
<i>Isidor Baumgartner</i> Das Institut für Caritaswissenschaft und Angewandte Theologie in Passau .....	57
<i>Klaus Hildemann</i> Das Institut für interdisziplinäre und angewandte Diakoniewissenschaft an der Universität Bonn ..	59
<i>Uwe Schwarzer</i> Diakonisches Institut für Qualitätsmanagement und Forschung gGmbH in Stuttgart .....	60

## II. Zum Jubiläumsjahr der Diakonie

### 1. Zur Diakonie-Denkschrift

*Theodor Strohm*

Zur neuen Denkschrift der EKD „Herz und Mund und Tat und Leben“.

Grundlagen, Aufgaben und Zukunftsperspektiven der Diakonie ..... 62

*Walter Klaiber*

Die Rolle der Freikirchen in der diakonischen Arbeit ..... 64

*Theodor Strohm*

„Wichern drei“ – auf dem Weg zu einer neuen Kultur des Sozialen ..... 65

### 2. Der Wittenberger Kirchentag der Diakonie

*Arnd Götzelmann*

Wittenberg und die Diakonie. Exkursion zum Kirchentag der Diakonie '98

in der Lutherstadt Wittenberg (25.-27. September 1998) ..... 68

*Gudrun Stock*

„Christlicher Glaube – Hilfe im Quadrat“ ..... 72

*Anja Jung*

„Die Zukunft der Arbeit“ ..... 73

*Hillard Smid*

„Armut im Schatten des Wohlstandes“ ..... 73

*Sabine Granek*

„Leben schützen, aber wie? Mitschuld - Unschuld - Verantwortung:

Schwangerschaftskonfliktberatung“ ..... 76

*Sylvia Ettwig*

„Europa ist mehr ... Mut zur gemeinsamen Erfahrung“ ..... 78

*Marion Sauer*

„Die Kultur des Erbarmens und die Struktur des Marktes“ ..... 79

*Markus Bomhard*

„Auf dem Weg zum Diakonat. Der geistliche Charakter diakonischen Handelns“ ..... 80

### 3. Die Geschichte der Diakonie und die Berliner Diakonie-Ausstellung

*Volker Herrmann*

Orte diakonischer Geschichtserinnerung ..... 81

*Jutta Pfannkuch/Christine Mielke*

Stadtführung „Diakonissen, Droschkenkutscher und gefallene Mädchen“ des Kulturbüros Berlin ... 82

*Susanne Koschmider*

Was Macht die Nächstenliebe? Zur Diakonie-Ausstellung im Deutschen Historischen Museum ... 83

*Silke Maier*

Besuch des Archivs und der Bibliothek des Diakonischen Werkes der EKD in Berlin-Dahlem ..... 84

*Christiane Böcker*

„Zum Stand der Forschung zur Geschichte der Diakonie in der DDR“ -

Gespräch mit Dr. Ingolf Hübner ..... 85

### III. Zur diakonischen Praxis in Mosbach und München

#### 1. Exkursion zu den Johannes-Anstalten nach Mosbach

<i>Arnd Götzelmann</i> Exkursion zu den Johannes-Anstalten Mosbach (14.-16. Januar 1998) .....	86
<i>Martin Heß</i> Die Geschichte der Johannes-Anstalten Mosbach .....	87
<i>Anke Paul/Martje Kruse</i> Seelsorge in der Behindertenarbeit .....	88
<i>Karl Ludwig Meijer/Rüdiger Popp</i> Das Berufsbildungswerk Mosbach .....	89
<i>Ronald Kahn</i> Ein Rehabilitationszentrum der Johannes-Anstalten: Die Werkstätten für Behinderte (WfB) .....	90
<i>Arne Schipper</i> Ein Tag in einer Wohngruppe schwerstpflegebedürftiger Behinderter .....	93
<i>Simone Sinn</i> Schulkindergarten für entwicklungsverzögerte Kinder: „Die Kleckse“ .....	93
<i>Hoh Woo-Jung</i> Besuch im Internat .....	95
<i>Peter Gumbel</i> Der Gottesdienst .....	95

#### 2. Exkursion zur Inneren Mission München – Diakonie in München und Oberbayern

<i>Arnd Götzelmann</i> Exkursion zur Inneren Mission München - Diakonie in München und Oberbayern (13.-15. Januar 1999) .....	96
<i>Silke Maier</i> Aktuelle Fragen diakonischer Arbeit in München .....	97
<i>Carmen-Ioana Bârsan</i> KARLA 51 .....	98
<i>Hoh Woo-Jung</i> Teestube „Komm“/Streetwork .....	99
<i>Sabine Raspe</i> Die Evangelische Bahnhofsmission München .....	100
<i>Vilija Rityte/Thilo Götz</i> Mimikry und Marikas .....	100
<i>Thilo Götz</i> Sozialdienst in der Aufnahmeeinrichtung für Flüchtlinge und Asylsuchende .....	101
<i>Gerhard Hochhuth</i> Internationales Jugendzentrum Haidhausen .....	102
<i>Zoltan Steinbächer</i> Diakonia gGmbH - Beschäftigungsgesellschaft München .....	103

#### **IV. Aus der Arbeit am Institut**

##### **1. Festakt am 17. Januar 1998 – Dokumentation ausgewählter Beiträge** ..... 104

*Klaus Engelhardt*

Perspektiven für eine diakonische Kirche ..... 108

*Werner Tegtmeier*

Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit - Reflexionen zum gemeinsamen Wort  
der Kirchen zur wirtschaftlichen und sozialen Lage ..... 111

##### **2. Neuere Initiativen: „Diakonisches Lernen“ und „Integrationsmodell Kunst“**

*Britta von Schubert*

„Diakonisches Lernen anstoßen – die Bildungsaufgaben wahrnehmen“ ..... 120

*Britta Hübener*

Kunst ohne Umwege. Zur Ausstellung „Integrationsmodell Kunst“ in Heidelberg ..... 122

*Max Kläger*

Künstlerisches Tun, Gestaltungsvielfalt und Lebensqualität bei intellektuell behinderten Menschen 123

*Britta von Schubert*

Sechs Thesen zur Integration von Menschen mit geistigen/intellektuellen Behinderungen ..... 124

*Theodor Strohm*

Integrationsmodell Kunst – Ein Schritt auf dem Weg zur vollen Integration ..... 125

##### **3. Über Ereignisse und Projekte**

*Jörg Thierfelder*

Laudatio bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Pädagogischen Hochschule  
Heidelberg an Landesbischof i.R. Prof. Dr. Klaus Engelhardt ..... 127

*Theodor Strohm*

Christozentrische Diakonie. Paul Philippi zum 75. Geburtstag ..... 131

*Arnd Götzelmann*

Einführung in die Theologie der Diakonie – Heidelberger Ringvorlesung.  
Zur Edition der DWI-Info Sonderausgabe 1999 ..... 132

Anzeigen der diakoniewissenschaftlichen Diplomarbeiten am DWI (1997-1999) ..... 134

Anzeigen der diakoniewissenschaftlichen Abschlußarbeiten am DWI (1997-1999) ..... 149

##### **V. Übersicht der diakoniewissenschaftlichen Arbeiten und Veröffentlichungen am DWI seit 1954**

Diakoniewissenschaftliche Abschlußarbeiten (1956-1999) ..... 154

Diakoniewissenschaftliche Diplomarbeiten (1993-1999) ..... 162

Dissertationen und Habilitationsschriften am DWI (1963-1999) ..... 166

DWI-Info (1978-1999) ..... 169

Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts (1989-1999) ..... 170

Diakoniewissenschaftliche Studien (1993-1998) ..... 171

Weitere Publikationen ..... 172

##### **VI. Informationen zum Studium am Diakoniewissenschaftlichen Institut**

Zum Schwerpunktstudium ..... 173

Zum Diplom-Aufbaustudium ..... 175

Am Institut mitwirkende Gremien und Personen ..... 182

Theodor Strohm

## Zur Einführung

Die vorliegende Informationsschrift des Diakoniewissenschaftlichen Instituts, die wieder von Studierenden und Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern vorbereitet wurde, enthält eine Fülle von Berichten und Informationen über Ereignisse und Arbeitsvorhaben aus der jüngsten bzw. kommenden Zeit. Besonders erfreulich ist es, daß Kollegen aus neugegründeten Instituten zu Wort kommen und ihre Arbeit vorstellen. Das europäische Kontaktnetz Diakoniewissenschaftlicher Institute wird dichter, der Austausch intensiver. Dies wurde insbesondere auf dem Weltkongress der Diakonie sichtbar. Von dieser wichtigen Konferenz dokumentieren wir den Beitrag des Leiters des Caritaswissenschaftlichen Instituts in Freiburg/Br., Prof. Dr. Heinrich Pompey. Erste Überlegungen in Richtung eines gemeinsamen, länderübergreifenden Forschungsvorhabens wurden anlässlich des Gründungs-Kolloquiums in Uppsala (20. November 1998) angestellt. Ende April dieses Jahres soll in Oslo das Forschungsdesign fertiggestellt und die Einzelvorhaben aufeinander abgestimmt werden. Besonderen Wert legen wir auf die Einbeziehung von Partnern aus Mittel-, Ost- und Südosteuropa. In diesen Ländern wächst die Bereitschaft nicht nur zur Kooperation, sondern auch in Theologischen Fakultäten oder kirchlichen Institutionen der Diakoniewissenschaft den nötigen Raum zu gewähren und Ausbildungsgänge zu installieren. Dies gilt nicht zuletzt für die Orthodoxen Kirchen Osteuropas.

Das diakoniewissenschaftliche Schwerpunkt- bzw. Diplom-Aufbaustudium nimmt – trotz abnehmender Zahl der Theologiestudierenden – weiterhin einen guten Verlauf. Davon zeugen die im Verzeichnis aufgeführten Abschluß- bzw. Diplomarbeiten. Die Themen lassen erkennen, daß sich unsere Studierenden häufig mit innovativen Fragestellungen beschäftigen und dabei oft auch echte Forschungsbeiträge abliefern. Wir freuen uns, daß z.B. Herr Pfarrer Dipl.-Diakoniewiss. Martin Wedek am 25. Oktober 1998 in Freiburg/Br. mit dem erstmals verliehenen Carl-Mez-Preis für seine Diplomarbeit über das Thema „Altenheimseelsorge mit altersverwirrten Menschen als Thema diakonischer Altenarbeit“ ausgezeichnet wurde. Dieser Preis, der mit DM 3000,- dotiert ist, wird nun jährlich für hervorragende Beiträge zur Altenhilfe vergeben. Die Arbeit von Martin Wedek wird in Kürze publiziert und einem größeren Leserkreis zugänglich.

Unser langjähriger Wissenschaftlicher Mitarbeiter Herr PD Dr. Gerhard K. Schäfer hat zum 1. April 1998 den Ruf an die Evangelische Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe in Bochum auf eine Professur für Gemeindepädagogik und Diakoniewissenschaft angenommen. So sehr wir in jeder Hinsicht seinen Fortgang als einen großen Verlust

für die Arbeit des Instituts in Forschung und Lehre erfahren, so freuen wir uns dennoch für Gerhard Schäfer, daß er sich dieser wichtigen Aufgabe stellt. Wir sind ihm zu großem und bleibendem Dank verpflichtet.

Im Wintersemester 1998/99 konnten wir wieder drei Promotionen erfolgreich zum Abschluß bringen. Frau Dr. Kim Ok-Soon kehrte inzwischen nach Korea zurück und übernahm dort eine Professur für Diakoniewissenschaft. Frau Dr. Astrid Giebel übernahm mit dem Wintersemester 1998/99 eine Dozentur für Diakoniewissenschaft und Sozialethik im neuen Ausbildungszentrum des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Elstal bei Berlin. Herr Vikar Dr. Christoph Mehl wird in Kürze sein Lehrvikariat in der Württembergischen Landeskirche abschließen. Zwei weitere diakoniewissenschaftliche Dissertationen, nämlich von Herrn Pfarrer Lee Seung-Youl und von unserem wissenschaftlichen Mitarbeiter Herrn Dipl.-Diakoniewiss. Volker Herrmann, sind inzwischen zum Abschluß gekommen.

Wir haben auch über zwei Ehrenpromotionen zu berichten: Herr Landesbischof i.R. Prof. Dr. Klaus Engelhardt, der seit vielen Jahren Vorsitzender des Beirats des Diakoniewissenschaftlichen Instituts ist, erhielt im Sommersemester 1998 von der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, seiner früheren Wirkungsstätte, die Ehrendoktorwürde verliehen. Der unserer Studienarbeit eng verbundene Kollege Dr. Jörg Thierfelder, Professor für Evangelische Theologie und Kirchengeschichte an der Pädagogischen Hochschule und Honorarprofessor unserer Fakultät, hielt die Laudatio, die wir in diesem Info wiedergeben und der wir uns gleichzeitig mit unseren Glückwünschen anschließen. Ich möchte diese Gelegenheit wahrnehmen, um Herrn Landesbischof Engelhardt für seinen unermüdlichen Einsatz für die Belange des Diakoniewissenschaftlichen Instituts sehr herzlich zu danken. Es sollte einmal erwähnt werden, daß er während seiner ganzen Zeit als Vorsitzender des Rates der EKD mit einer unendlichen Fülle an Terminen gleichwohl an keiner Sitzung des Beirates des Instituts gefehlt hat.

Ein besonderer Tag für die Theologische Fakultät unserer Universität, aber auch für unser Institut war am 10. Februar 1999 die Verleihung eines Ehrendoktors durch die Theologische Fakultät Heidelberg an unseren langjährigen Freund und Mitstreiter in der europäischen Diakonie, Herrn Prof. Dr. Paolo Ricca von der Waldenser-Fakultät in Rom.

In den letzten Monaten sind wieder eine Reihe von Publikationen aus der Arbeit des Instituts hervorgegangen. Zu nennen sind u.a. die von der DFG geförderte Habilitationsschrift von Herrn PD Dr. Klaus Müller über „Diakonie im Dialog mit dem

Judentum“ sowie die Abschlußarbeit von Herrn cand. theol. Tilman Just über „Ethische Konflikte in der humanitären Hilfe“, für die der hochkompetente ehemalige EU-Administrator in Mostar Hans Koschnick ein Geleitwort beigesteuert hat. Schließlich sei ausdrücklich auch auf die inzwischen publizierte Abschlußarbeit von Herrn Pfarrer Thomas Löffler mit dem Titel „Zu Nutzen und Gebrauch der Armen. Die Geschichte der Astor-Stiftung in Walldorf“ hingewiesen.

Zwei innovative Vorhaben, an denen das Institut in besonderer Weise beteiligt ist, werden in dem vorliegenden Info kurz beschrieben und Thesenreihen dazu wiedergegeben. Auf großes Echo ist die von uns mitgetragene Ausstellung „Integrationsmodell Kunst“ in der Heidelberger Heiliggeistkirche gestoßen, die im September und Oktober 1998 gezeigt und von Führungen sowie zwei wissenschaftlichen Kolloquien begleitet wurde. Es zeigte sich, daß hiermit der Anfang einer ganz neuen Entwicklung in der künstlerischen Arbeit von und mit Menschen mit intellektuellen Einschränkungen gelegt werden konnte. Vom 15. bis 16. März 1999 wird ebenfalls unter unserer maßgeblichen Mitwirkung eine Fachtagung „Integrationsmodell Kunst“ in Lobetal bei Berlin zur Vorbereitung einer Kunstausstellung mit Werken von Menschen mit Behinderungen während der documenta 11, im Jahr 2002 in Kassel, stattfinden.

Ebenfalls breites Interesse fanden die ersten öffentlichen Diskussionen, die unter anderem von unserem Institut angestoßen wurden, über das Thema „Soziales Lernen – Diakonisches Lernen in Schule und Gemeinde“. Aus dem Bericht in diesem Info geht hervor, daß es das Ziel ist, in die Curricula

der Schulen und in die Lernprozesse der Gemeinden soziales Lernen als Aufgabe und Methode zu implantieren. Angesichts der Pluralisierung und Individualisierung der Lebensverhältnisse kann diese Aufgabe nicht mehr nur naturwüchsigen Entwicklungen und primären Sozialisationsagenturen überlassen bleiben, sondern bedarf größerer und gesamtgesellschaftlicher Anstrengungen. Um diese Fragen abzuklären, wurden eine Reihe von Fachtagungen unter unserer Mitwirkung und Anleitung vorbereitet und durchgeführt. Zuletzt fand im Internationalen Wissenschaftsforum der Universität Heidelberg ein Expertenkolloquium zum oben genannten Thema statt. Konkrete Schritte für die Umsetzung der dort vorgetragenen Erfahrungen und Aufgaben werden nicht auf sich warten lassen.

Schließlich wird in dem Heft wieder in breiter Form über Exkursionen und nicht zuletzt über die Mitwirkung unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bei den verschiedenen Projekten des Diakoniejubiläums 1998 berichtet. Der Einsatz, der von allen Beteiligten geleistet wurde, war beträchtlich. Ich möchte es nicht versäumen, hierfür meinen ganz persönlichen Dank auszusprechen.

Der Rektor der Universität Heidelberg hat mich beauftragt, die Leitung des Instituts bis zur Neubesetzung des Lehrstuhls für Praktische Theologie / Diakoniewissenschaft wahrzunehmen. Ich möchte meiner Hoffnung Ausdruck verleihen, daß es gelingt baldmöglichst, d.h. frühestens zum Wintersemester 1999/2000, die Verantwortung für Studium und Forschung in neue Hände weitergeben zu können und damit die Kontinuität unserer diakoniewissenschaftlichen Arbeit im In- und Ausland sicherzustellen.

## I. Aufbrüche in Diakonie und Diakoniewissenschaft

### 1. Diakonie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend

Annette Leis

#### „Spirit – Light – Charity“

Der Weltkongress der Diakonie in Lahti/Finnland (23.-27. September 1998)

In Finnland entsteht derzeit eine neue Tradition diakonischer Konferenzen: „Spirit – Light – Charity“ – unter diesem Thema wurde im September des vergangenen Jahres zum Weltkongress der Diakonie ins finnische Lahti geladen. Wie schon beim ersten europäischen Symposium zur „Weisheit, Kraft und Inspiration der Diakonie“, das im März 1996 in Lahti stattfand, war das Tagungsprogramm interdisziplinär, international und ökumenisch gestaltet.

Die Initiative lag beim Diakonischen Institut der Fachhochschule Lahti unter Leitung der Rektorin Maija Vehviläinen und der Konrektorin Terttu Pohjolainen. Organisiert wurde die Veranstaltung in enger Zusammenarbeit mit dem Diakoniewissenschaftlichen Institut in Heidelberg und dem Caritaswissenschaftlichen Institut in Freiburg/Br.

Der Weltkongress stellte die wachsende weltweite Bedeutung der Diakonie in den Mittelpunkt. Inse-

samt wurde deutlich, daß Diakonie in den verschiedenen nationalen und konfessionellen Kontexten sehr unterschiedliche Ausdrucksformen, aber auch viele Gemeinsamkeiten findet. Im Eröffnungsreferat schlug Prof. Theodor Strohm vom Diakoniewissenschaftlichen Institut in Heidelberg deshalb vor, zukünftig regelmäßig – etwa alle fünf Jahre – weltweite Diakonie-Konferenzen zu planen und diese auch zu festen Einrichtungen werden zu lassen. Die Zeit zwischen den Treffen solle jedoch unbedingt zur internationalen Kooperation in den verschiedenen diakonischen Handlungsfeldern genutzt werden.

Zentrale Themen für eine solche Zusammenarbeit wurden in den Hauptvorträgen am Vormittag angesprochen. Expertinnen und Experten aus Asien, Lateinamerika und Afrika berichteten von ihrer diakonischen Arbeit im Kontext von großen sozialen Ungerechtigkeiten und Menschenrechtsverletzungen, so z.B. die DIAKONIA-Präsidentin Chita R. Framo (Philippinen) oder Dr. Hector Fernández von der Lutherischen Universität in San Salvador. Prof. Obiora F. Ike (Katholisches Institut für Entwicklung, Gerechtigkeit und Frieden, Enugu/Nigeria) machte u.a. darauf aufmerksam, daß das auf das Individuum ausgerichtete europäische Menschenrechtsverständnis nicht direkt auf die stärker gemeinschaftsorientierte afrikanische Gesellschaft übertragen werden kann. Die Direktorin des Biblisch-Diakonischen Seminars in Sao Leopoldo/Brasilien, Arleti Mattner, veranschaulichte eindrucksvoll den enormen Bedarf an diakonischer Ausbildung in Brasilien. Prof. Heinrich Pompey vom Caritaswissenschaftlichen Institut in Freiburg/Br. forderte angesichts der globalen sozialen Probleme und Nöte nicht nur die Zusammenarbeit der christlichen Konfessionen, sondern aller Religionen. Sein Vortrag wird im folgenden dokumentiert.

Mit der Krise des europäischen Wohlfahrtsstaates und den Herausforderungen, die die Umbruchssituation an die Diakonie stellt, setzte sich Prof. Aila-Leena Matthies von der Fachhochschule Magdeburg auseinander und nahm dabei besonders auf die Situation der Jugendlichen in den neuen Bundesländern Bezug. Die Rolle der Diakonie griff auch Hannu Taamila, Journalist beim Finnischen Fernsehen, auf und formulierte dazu provokante Thesen. Sein Vortrag löste eine kontroverse Diskussion aus, die die Teilnehmerinnen und Teilnehmer auch noch in der Pause beschäftigte. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Diakonie wurde von zwei Referenten aus Nordeuropa ins Zentrum gestellt: Prof. Kjell Nordstokke (Forschungszentrum des Diakonhjems in Oslo) und Pfarrer Kai Henttonen (Forschungseinheit des Diakonischen Instituts Lahti) präsentierten in ihren Vorträgen aktuelle Zugänge zur akademischen Disziplin „Diakoniewissenschaft“ und verwiesen damit auf die jüngsten Entwicklungen an den nordeuropäischen Universitäten und Fachhochschulen.

Nachmittags standen Exkursionen zu diakonischen Institutionen in Lahti und Umgebung oder Arbeitsgruppen auf dem Programm. In den Gruppen konnten unter den Rubriken „Theorie der Diakonie“, „Diakonische Ausbildung“ und „Diakonische Praxis“ (Forschungs-)Projekte zur Diskussion gestellt werden. Das präsentierte Themenspektrum war breit. Einige Beispiele seien hier genannt, um die Vielfalt zu verdeutlichen. So fragte z.B. Pfarrer Klaus Dieter Kottnik (Diakonie Stetten) nach der Qualität diakonischer Dienste im europäischen Wettbewerb und Christel Schuhmacher zusammen mit Christine Seliger (beide Diakonische Akademie Berlin) nach der Managementqualifikation in der Diakonie. Dr. Joan E. Zetterlund (Pfliegewissenschaftliche Fakultät der North Park University, Illinois) berichtete über die Gemeindecranknspflege in den USA. Bruder Valer Irimia (Rumänisch-Orthodoxe Kirche) thematisierte die Bedeutung von diakonisch-sozialer Ausbildung für Rumänien. Kirchenrat Henry von Bose (Diakonisches Werk Württemberg) erinnerte an die Verantwortung der Gemeinden für die Flüchtlingspolitik. Charlotte Engel (Sköndalinstitut, Stockholm) stellte die Frage, ob diakonische Arbeit ein spezifisches Profil habe und Dr. Veerle Draulans (Theologische Fakultät Tilburg) versuchte eine Grundlegung befreiender Praxis in der Diakonie.

Die täglichen Andachten und der große ökumenische Abschlußgottesdienst bildeten den spirituellen und liturgischen Rahmen des Kongresses. Dort wie auch bei den gemeinsamen Mahlzeiten, beim von den Studierenden des Instituts organisierten Sauna-Abend und bei der festlichen Abschiedsfeier konnte diakonisch-ökumenische Gemeinschaft erfahren werden, über die in den Vorträgen und Referaten viel nachgedacht wurde. Klaus Kießling (Forschungseinheit des Diakonischen Instituts Lahti) hat

dies in seinem Referat zur Kultur der Gemeindediakonie folgendermaßen zusammengefaßt: Deacony is sharing life and vision.

Neben den Diakonievertreterinnen und -vertretern aus allen Kontinenten prägten die engagierten Dozentinnen und Dozenten bzw. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Diakonischen Instituts und insbesondere seine zahlreichen Studierenden den Weltkongress. Für sie wurde in dieser knappen Woche sicher die weltweite Dimension der Diakonie deutlich.

Für zukünftige internationale Konferenzen hat der Kongress in Lahti in dreierlei Hinsicht Maßstäbe gesetzt:

1. Entsprechende diakonische Zusammenkünfte dürfen sich heute weder national noch konfessionell beschränken. Ein multidisziplinärer Zugang ist anzustreben.
2. Diakonie steht immer im Spannungsfeld zwischen Praxis und Theorie. Den Dialog zwischen diesen Polen gilt es je neu anzuregen und zu vertiefen.
3. Internationale Konferenzen, die von diakonischen Ausbildungsstätten mitveranstaltet werden, bieten auch Studierenden die Möglichkeit, die weltweite Dimension der Diakonie hautnah zu erfahren. Diese Chance sollte genutzt werden.

Zum Weltkongress ist eine englisch- und eine deutschsprachige Dokumentation in Arbeit. Der deutschsprachige Berichtband wird derzeit – in enger Kooperation mit der Forschungseinheit des Diakonischen Instituts in Lahti – am Diakoniewissenschaftlichen Institut erstellt. Als voraussichtlicher Erscheinungstermin ist der Herbst 1999 angestrebt. In der Dokumentation werden die Hauptvorträge des Weltkongresses sowie ausgewählte Referate aus den Arbeitsgruppen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Den inhaltlichen Abschluß des Weltkongresses bildete die Botschaft der Veranstalter, die den Teilnehmerinnen und Teilnehmern vorgelegt wurde. Gemeinsam mit der Präsidentin des Weltbundes DIAKONIA, Chita Framo, und der Direktorin des Biblisch-Diakonischen Seminars in Sao Leopoldo, Arleti Mattner, erarbeiteten die Veranstalter diese Botschaft in einer deutschen, einer englischen und einer finnischen Fassung während und in bezug auf den Weltkongress. Sie kann angefordert werden über das Diakoniewissenschaftliche Institut, Karlstr. 16, 69117 Heidelberg; Tel.: 06221/543336; Fax: 06221/ 543380; E-mail: annette.leis@urz.uni-heidelberg.de. Nachfolgend wird die Botschaft in voller Länge wiedergegeben:

### **Botschaft des Weltkongresses der Diakonie in Lahti/Finnland (23.-27. September 1998)**

Auf Einladung des Diakonischen Instituts der Fachhochschule Lahti fand – in Zusammenarbeit mit dem Diakoniewissenschaftlichen Institut in Heidelberg und dem Caritaswissenschaftlichen Institut in Freiburg/Br. – ein ökumenischer Weltkongress der Diakonie statt. Unter der dreifachen Perspektive „Spirit – Light – Charity“ haben die Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus allen Kontinenten intensiv über „die Diakonie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend“ gearbeitet und Hoffnungs-Perspektiven für „die gemeinsame Zukunft im Dienst der Menschheit und der Schöpfung“ zu gewinnen versucht.

In allen Konfessionsfamilien ist man davon überzeugt, daß die alarmierenden Herausforderungen überall in der Welt zu gemeinsamem Handeln nötigen. Wir, die für die Durchführung Verantwortlichen, gehen von der Gewißheit aus, daß die biblische Botschaft von der weltüberwindenden Liebe und Gerechtigkeit Gottes in Christus und von Gottes anbrechendem Reich Christen in aller Welt dazu ermutigt, in Wort und Tat Zeugnis von der Liebe und Gerechtigkeit Gottes abzulegen. Wir können und sollen daran mitwirken, daß das verheißene Leben in der gottgewollten Fülle – trotz und angesichts allen Leidens und übermächtiger Not – ermöglicht wird. Wir bekräftigen deshalb, daß Gott zugleich Schöpfer und Richter aller Menschen ist. Daher müssen wir seine Sorge um Liebe, Gerechtigkeit und Versöhnung in der ganzen menschlichen Gesellschaft und an jedem Ort teilen. Als „Barmherzigkeitsdiakonie“ bringt sie die elementare Leidempfindlichkeit der christlichen Botschaft zum Ausdruck. Sie entdeckt die leibliche und seelische Not des Nächsten an jedem Ort und wendet sich unmittelbar dem bedürftigen Menschen hilfreich zu – in vollem Respekt vor seiner unverwechselbaren Würde. Als „Gerechtigkeitsdiakonie“ muß Diakonie Ungerechtigkeiten aufdecken und an der Verwirklichung gerechter, lebensdienlicher Verhältnisse mitwirken. Wir glauben, daß christlich-diakonische Initiativen, die in einem weiten Spektrum von Aktivitäten von der Gemeindecrankenpflege bis hin zur Entwicklungsarbeit tätig sind, durch gemeinsame praktische grenzüberschreitende Arbeit ein Klima der Hoffnung schaffen können.

Die globale Dimension der Not nötigt zu globalen Handlungsformen, die auch auf das lokale Handeln an jedem Ort zurückwirken. Denn der ferne Nächste ist als Flüchtling, Asylsuchender, als Angehöriger anderer Religionen bereits mitten unter uns. Deshalb haben wir zunächst Prioritäten in der „World-Diakonia“ ins Auge gefaßt, für deren konkrete Ausgestaltung wir die Zusammenarbeit zu erweitern und gänzlich neu zu gestalten haben:

Diakonie ist kein Selbstzweck, sondern hat im Glauben an Christus und an Gott, den Schöpfer, einen klar formulierten Auftrag. An ihm sind auch

die Prioritäten zu orientieren. In der ersten Diakonie-Charta, die sich in der Darlegung des großen Weltgerichts in Mt 25 findet, ist uns gesagt, wer heute unsere Nächsten sind. Diesem Auftrag nicht gerecht zu werden, ist die Schuld der Christenheit, für die sie zur Rechenschaft gezogen wird. Daher ist es unsere Aufgabe, uns im Bewußtsein der Zweideutigkeit allen Handelns und Redens den drängenden Problemen zu stellen:

– Wir wissen heute, wo und in welchem Ausmaß Menschen Hunger leiden. Wir haben die Möglichkeiten, dafür zu sorgen, daß kein Mensch notwendigerweise an Hunger zugrundegeht, d.h. die „basic needs“ für jede menschliche Person erfüllt werden können.

– Noch immer erleben wir, daß Menschen bzw. ganze Menschengruppen wegen ihrer religiösen Überzeugungen, ihrer Hautfarbe oder weil sie etwa behindert oder gebrechlich sind, ausgegrenzt, in Lager verschleppt oder sogar ausgemerzt werden. Es liegt in der Mitverantwortung der Christenheit, dafür Sorge zu tragen, daß sich solche Ereignisse nicht wiederholen.

– Es ist eine genuin christliche Aufgabe, jedem Kranken und Bedürftigen im Nahbereich mit pflegerischer Sorgfalt zu begegnen und darauf zu achten, daß niemand von diesen Menschen verlassen und unversorgt zugrundegeht.

– Noch immer erleben wir, daß Konflikte zwischen Menschen bzw. Völkern mit Gewalt und mit den schrecklichsten Waffenpotentialen ausgetragen werden. Wir wissen, daß u.a. Zustände extremer Not die Ursache für Gewalt, Haß und zerstörende Kriege sind. Wir kennen aber auch die Nebenwirkungen in der Form massenhafter Vertreibung von wehrlosen Familien in aller Welt. Es ist Aufgabe der Christenheit und aller Menschen guten Willens, frühzeitig an der Überwindung der Ursachen solcher Konflikte zu arbeiten und an der Bereitstellung, Sicherung und dynamischen Entwicklung von Lebensmöglichkeiten nicht nur für die Angehörigen des eigenen Gemeinwesens, sondern auch für das Zusammenleben der verschiedenen Völker und Staaten mitzuwirken. Die Ausübung, die Verteilung und die Kontrolle von Macht hat in den Dienst dieser Aufgabe zu treten.

Solchen grundlegenden Aufgaben kommt heute unbedingter Vorrang zu. Sie erfordern unter den Bedingungen der Weltgesellschaft vollständig neue Formen der Kooperation und der präventiven Intervention. Die Globalisierung der zwischenstaatlichen Krisen, der Armut, der Vertreibung und Ausgrenzung, von seelischer Not und neuen Krankheiten macht eine globale Vernetzung der sozialen Energien und Optionen erforderlich. Dazu gehört auch

die Unterstützung und Entwicklung lokaler und gemeinwesenorientierter Ökonomien. Dies schließt im neuen Jahrtausend den verstärkten Austausch über die sozialen Ressourcen der Religionen wie die Eröffnung neuer Wege der caritativ-diakonischen Kooperation der Religionen ein. Caritas und Diakonie arbeiten bereits in Einzelbereichen der Entwicklungs- und Katastrophenhilfe zusammen. Aber der Ausbau eines weltweiten Netzwerkes, in dem bewährte Lösungen ausgetauscht werden, steht als Aufgabe noch bevor.

Wir sind darin einig, daß sowohl im Bereich der Ausbildung als auch auf den Feldern Research und diakoniewissenschaftliche Reflexion verstärkte Anstrengungen und ein Austausch der Ressourcen unternommen werden sollen. Über die bereits bestehenden diakonie- bzw. caritaswissenschaftlichen Institute in Europa, Asien, Latein- und Nordamerika hinaus sollen neue Zentren der Ausbildung und Forschung gefördert werden. Auch hier soll ein Netzwerk gebildet werden, das die konkrete diakonische Arbeit wissenschaftlich begleitet, vorzeichnet und evaluiert. Zu den wissenschaftlichen Aufgaben gehört beispielsweise die theologische und phänomenologische Reflexion über die „Inklusivität“, d.h. die Integrationskraft des Evangeliums und ihre praktische Umsetzung.

Wir sind der Überzeugung, daß in regelmäßigen Weltkonferenzen die Arbeitsergebnisse vorgelegt, ausgetauscht und neue Aufgaben beschlossen werden sollen. Als ökumenisches Zeichen der Verbundenheit für das nächste Jahrtausend schlagen wir vor, einen jährlichen weltweiten Tag der Diakonie/Caritas einzurichten und diesen gemeinsam zu gestalten.

Diakonische Arbeit ist heute nicht mehr ohne Bündnisse und Vernetzungen mit anderen sozial engagierten Organisationen, Gruppen und Vertretern anderer Religionen möglich. Gott ist in der Welt gegenwärtig, auch außerhalb der Kirche. Die Aufgabe der Humanisierung führt alle Bürgerinnen und Bürger zusammen, gleich welcher Weltanschauung sie sind. Diakonie verzichtet auf kirchliche Bevormundung. Sie fördert aber konsequent die Solidarität mit den Nöten der Gesellschaft. In kritischer Partnerschaft mit dem jeweiligen Staat geht es ihr um ein Zusammenwirken mit denjenigen Kräften in der Gesellschaft, die für menschenwürdige Lebensbedingungen und ein gerechtes und solidarisches Gemeinwesen überall in der Welt eintreten.

Wir bitten den Herrn der Welt: Komm Du Geist des Lebens, wahres Licht. Gib uns Weisheit und Verstand. Erwecke unseren Glauben neu, daß die Liebe Zeugnis unserer Einheit sei.

Heinrich Pompey

## Hilfverhalten und Wohlfahrtspflege in anderen Weltreligionen

Die Globalisierung der Wirtschaft, der Industrie und der Märkte schließt leider eine Globalisierung ihrer negativen Folgen mit ein: seelisch-soziales Leid, neue körperliche Krankheiten, Ungerechtigkeiten, zwischenstaatliche Krisen, Vertreibungen, Armut, Arbeitslosigkeit usw. Begleitet wird dieser Prozeß durch eine geistig-moralische Veränderung der Menschen. Durch Jahrhunderte gewachsenes und durch Kulturen und Religionen gesichertes Solidaritäts- und Hilfverhalten in Familie und Gesellschaft löst sich auf.<sup>1</sup>

Die caritative Diakonie an den leidenden Menschen, insbesondere in den Ländern der 2. und 3. Welt, die durch die amerikanisch-europäische Wirtschaft sozial-moralisch verletzt und gestört wurden und werden, kann nur gelingen, wenn die Christen Amerikas und Europas auf der Basis eines partnerschaftlichen humanen Dialogs mit den vorgegebenen Kultur- und Religionstraditionen sozial-caritativ kooperieren. Die Globalisierung der menschlichen Not – infolge der neo-liberalen Weltwirtschaft – fordert zwangsläufig die Globalisierung der sozialen Ressourcen der ganzen Welt heraus. Die sozialen Energien und sozialen Optionen aller Religionen und Kulturen sind zu mobilisieren, damit die Menschen – trotz Leid und Not – das Leben haben und es in Fülle haben (Joh 10,10).

Bei einer weltweiten Gerechtigkeits- und Barmherzigkeits-Diakonie kann das Modell der Fremdbestimmung, wie es die Wirtschaft und Industrie praktizieren, nicht das solidarische Miteinander bestimmen. Die freie religiöse wie soziale Selbstbestimmung ist eine der wichtigsten Voraussetzungen einer gelingenden kooperierenden Solidarität und eines effektiven Hilfverhaltens.

Den Ausgangspunkt des nachfolgenden sozialen Religionsbefundes bilden zwei persönliche Erfahrungen, die ich bei meinen praktischen Begegnungen mit anderen Religionen und Kulturen wie auch der geistigen Beschäftigung mit ihren Grundlagen machen konnte:

1. Durch das Einlassen auf die soziale „Wirklichkeit“ der anderen Religionen erkannte ich, daß viele Aspekte der Logik des gelingenden Lebens, wie sie im Christentum überliefert werden, in anderen Kulturen und Religionen – zumindest in einigen Aspekten – ebenfalls zu finden sind<sup>2</sup>. Gott hat auch den anderen Religionen für das Gelingen des Lebens seine sozial-moralische Weisheit offenbart, so wie es das II. Vatikanische Konzil der römisch-katholischen Kirche in seiner *Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nicht-christlichen Religionen* darlegt und Papst Johannes Paul II. zum Jahr 2000 wieder hervorhebt<sup>3</sup>. Durch die Begegnungen mit anderen Religionen fühlte ich mich in meinem

eigenen Glauben und meinem Weg, den Menschen das Leben zu ermöglichen, insbesondere in der Situation von Leid und Not, bestärkt. Das gleiche sagten mir auch meine nicht-christlichen Gesprächspartner.

2. Bei meinen Besuchen in einigen Ländern Asiens, insbesondere bei den Besuchen ihrer Kultstätten und Museen, war zu erkennen, daß es einen dreitausend Jahre alten kulturellen wie ökonomischen Austausch zwischen den verschiedenen Ländern der Welt, insbesondere zwischen dem Mittelmeerraum (dem vorderen Orient) und Ostasien<sup>4</sup>, gab, bei dem vermutlich nicht nur Waren, künstlerische Gestaltungsideen und technische Lebenserleichterungen, sondern auch christlich geprägtes Gedankengut tradiert wurde. Da letzteres bereits sehr früh, im 1. Jahrtausend, in andere Kulturen und Religionen eingeflossen ist, hat sich eine gewisse christliche Prägung dieser Religionen, die bis heute andauert<sup>5</sup>, bereits anfanghaft ereignet. Wenn beispielsweise die Kunst im 5.-7. Jahrhundert in Korea unter anderem durch persische Einflüsse geprägt wurde<sup>6</sup>, warum sollte nicht ebenso z.B. der Mahajana-Buddhismus von China bis Japan durch das in Persien verbreitete Christentum – den Islam gab es damals dort noch nicht – in seinen religiös-sozialen Grundlagen des Helfens im christlich-caritativ inspiriert worden sein?

Ob nun die sozial-caritativen Optionen der anderen Weltreligionen von diesen selbst erschlossen oder in anfanghafter Form im Laufe der Zeit durch Kontakte mit der christlichen Welt inkulturiert worden sind, für die sozial-caritative Diakonie an den leidenden Menschen der Welt sind die so gewachsenen gemeinsamen Optionen des Helfens eine wichtige Voraussetzung, insbesondere für eine gemeinsame sozial-helfende Praxis der Religionen angesichts der gegenwärtigen Herausforderungen.

Wenn es der christlich-caritativen Diakonie darum geht, gemäß der Aussage Jesu: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben“ (Joh 10,10) zu helfen, dann sollte christlich-caritative Diakonie alle vorhandenen sozialen Kräfte und Optionen einbeziehen, bzw. mit diesen kooperieren. Konkurrenz bei sozial-caritativen Dienstleistungen kennt Jesus nicht, wenn die Konkurrenten nicht gegen seine humanen und theo-logischen Grundsätze verstoßen<sup>7</sup>.

Auf der Ebene der caritativen Praxis könnte es über die Kooperation hinaus zum Austausch über die unterschiedlichen Ressourcen und Optionen der Lebensdiakonie für leidende und suchende Menschen kommen. Dadurch würde eine sozial-caritative Konvergenz der Weltreligionen ermöglicht. Das würde keineswegs bedeuten, seine eigene christli-

che Identität zu verlieren<sup>8</sup>, sondern meiner Erfahrung nach eher, seine Identität zu bereichern oder in seiner Identität umfassender zu werden.

Dies ist sicher wesentlich schwerer bei den sogenannten Buchreligionen wie Judentum, Islam und Christentum zu verwirklichen, da sie stärker zu Abgrenzungen gegenüber anderen neigen. Offener zeigen sich dagegen Hinduismus und Buddhismus. So hebt der *Präsident der Weltgesellschaft der Buddhisten Upasaka KO PING-YIP vor der 9. Vollversammlung des lutherischen Weltbundes 1997* in Hongkong hervor: „Um das gegenseitige Verständnis zu fördern, muß das gemeinsame Gespräch zwischen den Religionen bei ihren Ähnlichkeiten ansetzen. Auf diese Weise verletzen wir einander nicht und erreichen eine friedliche Koexistenz zwischen allen Gesellschaften und Nationen der Welt“<sup>9</sup>. Die gemeinsame diakonische Zuwendung zu den seelisch und körperlich Leidenden und den sozial-materiell in Not geratenen Menschen ist ein Weg des Zusammenwachsens der Religionen zum Wohl der Menschen; so wie es 1997 die *Vollversammlung des lutherischen Weltbundes* in Hongkong mit ihrem Thema „Zum Zeugnis berufen in einer multireligiösen und multikulturellen Welt“ betont.

Der Weg der Annäherung der Religionen verläuft meines Erachtens von der *gemeinsamen Praxis der Liebe* zum gemeinsamen Glauben, nicht umgekehrt; so wie dies über die *gemeinsame Praxis des interreligiösen Friedensgebets* geschieht, das 1998 in Bukarest/Rumänien als 12. Nachfolgetreffen des Assisi-Gebets der Religionen veranstaltet wurde<sup>10</sup>. Der Dialog der Religionen über die Gemeinsamkeiten des Glaubens setzt ihre Kooperation in der Gemeinsamkeit der Liebe und Barmherzigkeit voraus. Durch die Praxis der Liebe zu den leidenden und suchenden Menschen und durch den Dialog über die Ressourcen und Optionen, über Kraft und Weisheit dieses Tuns werden die Menschen und die Religionen am ehesten zum Glauben an den einen Gott und zur Verehrung des einen Gottes konvergieren, wobei es sich um eine asymptotische Annäherung handelt, die sich möglicherweise erst in der Unendlichkeit vollendet.

### 1. Judentum

Die helfende Zuwendung zu notleidenden und kranken Menschen ist in den abrahamitischen Religionen theologisch motiviert und ausgeprägt. Das jüdische Verständnis und die daraus resultierende Praxis ist dem christlichen sehr verwandt und soll nicht eigens dargelegt werden.

Mit dem fachlichen Ausbau der Wohlfahrtsdienste seit dem Ende des 18. Jhs. entwickelte sich auch die jüdische Sedaka – ähnlich wie Diakonie und Caritas – zu einem größeren Hilfswerk. Heute ist z.B. die zentrale Wohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e.V. (1917 in Berlin gegründet) einer der sechs Spitzenverbände der freien Wohlfahrt in

Deutschland. Auch der Staat *Israel* verfügt über eine gut ausgebaute Wohlfahrtspflege neben einer Kultur des privaten Hilfeverhaltens. In den sog. *westlichen Ländern* dürfte die jüdische Praxis der Barmherzigkeit – entsprechend den jeweiligen nationalen Wohlfahrtssystemen – ähnlich ausgeprägt sein. Synergetische caritativ-diakonische Kooperationen sind mit jüdischen Wohlfahrtsorganisationen relativ leicht möglich.

### 2. Islam

1. Im Christen- und Judentum sind die Barmherzigkeitspraxis und die Proklamation und Verwirklichung der sozialen Gerechtigkeit zentrale Motivationen und Ziele, die das Reich Gottes innerweltlich voranbringen sollen. Im Islam steht die ehrenvolle *Aufnahme in die paradiesischen Gärten als Hauptmotiv des sozialen Handelns* im Vordergrund. Dies ist als Lebensziel einzelner im Christentum ebenso anzutreffen. Die Werke der Barmherzigkeit decken viele Sünden zu: „Vor allem haltet fest an der Liebe zueinander; denn die Liebe deckt viele Sünden zu.“ (1 Petr 4,8)<sup>11</sup>. Ferner wird in der Gerichtsrede (Mt 25, 31-46) im Neuen Testament herausgestellt, daß der Mensch nach den Werken der Barmherzigkeit am Ende beurteilt wird, ob er der Gemeinschaft mit Gott teilhaftig werden kann. Analog ergibt sich im Islam aus dem Motiv der Aufnahme in den Himmel die Hilfe für die Armen. In der Sunna, der Überlieferung (Hadith), ist zu lesen: Der Prophet „hat mir eine siebenfache Ermahnung zuteil werden lassen: *Liebe die Armen und sei ihnen nahe*“.

2. Das persönliche Almosengeben ist eine der *fünf Pflichten* (fünf Säulen)<sup>12</sup> jedes Muslim. Daneben wird für die öffentliche Wohlfahrtspflege zum Wohl der eigenen Glaubensgenossen eine *Almosensteuer* erhoben. Der Koran (Sure 9,60) legt fest, für wen die Sozialabgaben verwendet werden sollen: für Arme und Bedürftige, für Menschen in sozialen Diensten, für Menschen, die für den Islam gewonnen werden oder die beim Religionswechsel zum Islam mit Lebensbedrohung und Armut zu rechnen haben, für Menschen auf „dem Weg Gottes“, die sich für den Unterricht im Glauben oder seine Verteidigung zur Verfügung stellen und deshalb keinen anderen Verdienst haben, sowie für Reisende, die in Not geraten sind. Darüber hinaus gibt es empfohlene *Tugenden* wie Verzeihen, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit<sup>13</sup> bzw. Wahrheit, Brüderlichkeit und Güte, die ebenfalls Grund zu Solidarität und Hilfeverhalten geben (Sure 49,10; 9,71; 5,2). So ist die Hilfe für Notleidende eine religiöse Pflicht, insbesondere den Rechtgläubigen gegenüber. Die Solidarität und Brüderlichkeit der Gläubigen untereinander zeigt sich darin, daß sie für die Schwachen sorgen, den Armen und Waisen beistehen, ihnen zu essen geben (Sure 107,1-2) und den Reisenden Gastfreundschaft anbieten (2,215; 9,60). Das soziale Helfen als Folge von Solidarität mit den Glaubensgenossen ist dem west-

lichen Christentum ebenfalls bekannt (Gal 6,9 f.). Der im Islam anzutreffende Pflichtcharakter entstammt möglicherweise dem hellenistischen Denken.

3. Da Gott (Allah) der allein Bestimmende und Handelnde ist, liegt es in seiner Allmacht und in seinem Wollen, was aus dem Lebensschicksal des Einzelnen wird (Gnade). *Ergebenheit in den Willen Gottes* ist ein zentrales spirituelles Element. Auch Leid, Armut wie Krankheit sind als unabänderliche Entscheidungen Gottes anzunehmen: „*Allah hat es gegeben, Allah wird es nehmen*“<sup>14</sup>. Andererseits nahm und nimmt die reiche islamische Oberschicht durchaus medizinische Hilfen und Einrichtungen in Anspruch und überläßt das Kranksein nicht dem Schicksal. Der Fatalismus vermindert im Vergleich zum Judentum und Christentum die Entstehung sozialtherapeutischer Organisationen, wenn es auch einzelne soziale Hilfsformen kennt<sup>15</sup>.

4. Die große Gemeinschaft der Gläubigen (Umma) mit ihren Moschee-Gemeinden kennt *keine hierarchische Ordnung und Organisationsstruktur* wie dies in den großen christlichen Kirchen der Fall ist. Der Moslem lebt mit allen Glaubensbrüdern und -schwestern in einer Solidaritäts- und Hilfgemeinschaft<sup>16</sup>. Der Islam ist eine egalitäre Theokratie. Er kennt jedoch verschiedene Ämter wie Sultan und Kalif als weltliche Vorsteher, den Imam als Vorsteher der Glaubensgemeinschaft, die Rechtsgelehrten (Mufti), die Richter (Gadi) usw.<sup>17</sup> Durch das Fehlen des institutionellen Charakters des Islams und einer eigenen Zuschreibung der Barmherzigkeit zu einem besonderen Amt konnten sich strukturierte, caritativ-diakonische Großverbände nicht ausbilden.

Mit den Juden und Christen gibt es eine gewisse Verbundenheit, aber keine ausdrückliche Solidarität wie sie zu den eigenen Glaubensbrüdern und -schwestern besteht<sup>18</sup>, sondern eher eine gewisse Toleranz, die gegen Entrichtung einer besonderen Steuer gewährt wird (Sure 9,29). Der Koran spricht davon, daß unter allen Menschen die Christen den Muslimen „in der Liebe am nächsten stehen“, weil es bei ihnen auch die Frage nach Gottes Willen gibt (Sure 5,82).

5. Ferner gibt es keine *Trennung zwischen dem geistlich-religiösen und dem weltlich-staatlichen Bereich*<sup>19</sup>. Der Staat und seine Institutionen sind in der islamischen Glaubensgemeinschaft legitim für die religiösen Belange zuständig, auch für den Wohlfahrtsbereich. Die Hilfe für Arme und Kranke wird *in neuester Zeit* über den *Roten Halbmond*<sup>20</sup> institutionalisiert und organisiert. Angesichts der westeuropäischen, gesellschaftlichen Vorgaben wurde von Muslimen in Deutschland 1985 das freie, gemeinnützige Hilfswerk *Muslimische Helfen e.V.* gegründet, das weniger Pflege- und Sozialdienste in Deutschland anbietet, sondern eher eine Hilfe für andere muslimische Länder darstellt, ähnlich den christlichen Werken *Brot für die Welt*, *Misereor* u.a.

In einigen islamischen Ländern, insbesondere in religiös gemischten Gebieten, gibt es das der Caritas/Diakonie ähnliche *Hilfswerk Mehemet*, z.B. in Bosnien, Kroatien etc. Dieses ist im Vergleich zum Roten Halbmond stärker religiös geprägt. Während Unterstützungen von Seiten der Caritas und Diakonie von muslimischen Hilfswerken angenommen werden, unterstützen muslimische Hilfswerke christliche nur selten.

Insgesamt wird die helfende Barmherzigkeits-Diakonie in allen drei abrahamitischen Religionen unterschiedlich stark positiv motiviert. Die Gerechtigkeits-Diakonie, insbesondere im Blick auf alle Menschen, ist im Islam nicht besonders akzentuiert. Im Christentum erhielt das Hilfeverhalten seine größte institutionelle Ausformung und Offenheit für alle Leidbeladenen der Welt.

### 3. Hinduismus und Buddhismus

Das religiös inspirierte und motivierte soziale Hilfe- und Solidaritätsverhalten ist im Hinduismus und Buddhismus eher indirekter Art als bei den abrahamitischen Religionen. Die allgemeine Lösung sozialer Probleme obliegt dem Staat bzw. den Kommunen.

#### 3.1 Hinduismus

1. Die Welt ist keine Schöpfung Gottes<sup>21</sup>. Sie hat keinen Anfang und kein Ende (Kosmogonie). Sie befindet sich in einem *ewigen Kreislauf* (Samsara) und in *ständiger Wiederkehr* (Weltzeiten, Jahreszeiten, Tageszeiten, etc. wiederholen sich stets). Die Welt ist verschieden von der *Transzendenz*, dem *all-einen*, einzigen, *nicht-kausalen*, absoluten, geistigen, *göttlichen Brahma*<sup>22</sup>, das *nicht als personales Gegenüber* gedacht wird, wohl aber personale Entfaltungen in verschiedenen Gottheiten, z.B. in der Dreiheit von Brahma, Vishnu und Shiwa o.ä. kennt, wobei Vishnu eine göttliche Entfaltung (Avarata) unter den Menschen im Gottessohn Krishna darstellt<sup>23</sup>, der das Böse bekämpfen und den Weg zur Liebe, zu Gott eröffnen soll.

2. Dasein und Leben werden im Hinduismus und Buddhismus immer als *Leid* erfahren. Das Leiden ist dem Göttlichen (Brahma) nicht zugänglich<sup>24</sup>. Hier besteht ein großer Unterschied zur christlichen Theologie und damit zur Christo-logik des Helfens und der Solidarität.

3. Neben der Vorstellung der ewigen Wiederkehr des Lebens ist die *Karma-Lehre* von zentraler Bedeutung, d.h. daß alle guten wie schlechten Taten Folgen haben und ihrerseits eigenverantwortlich verursacht sind: „Die Lebensumstände, die man bei der Geburt vorfindet, sind Folgen aus einem früheren Leben und Lohn für frühere Taten“<sup>25</sup>. Die aktuellen Taten sind zu verantworten, also auch die Unterlassung sozialer Taten. Durch sie bewirkt man positives oder negatives Karma. Der Karma-Gedanke kann dazu führen, daß „Menschen in die Passivität und Resignation“ fallen und „zu aktivem Handeln

unfähig werden“. So trägt der Karma-Gedanke zu einer Passivität der Inder bei, „die selbst menschenunwürdige Situationen mit dem Hinweis ertragen, dies sei ihr Karma, das sie nicht ändern können“<sup>26</sup>.

4. Mit der Vorstellung von der ewigen Wiederkehr des Lebens und des Karma ist auch der Gedanke der *Wiedergeburt* (d.h. der Wiedereinkleidung) verbunden. „Es hängt allein von den Taten ab, ob der Mensch in die Daseinsform eines göttlichen Wesens oder eines Menschen und eines Tieres eingeht, ob er begabt oder unbegabt ist, ob er viel leiden muß oder nicht“<sup>27</sup>. „Mit den Elenden braucht man im Grunde kein Mitleid zu haben. Sie haben ihr Elend selbst verschuldet, und sie wissen das auch selbst, wenn sie ehrlich mit sich sind. Es liegt in ihrer Hand, daß es ihnen im nächsten Leben besser geht“<sup>28</sup>. Die Wiedergeburtstheorie *begründet* für den Hinduisten und Buddhisten, *warum jemand reich oder arm, tugendhaft oder kriminell, krank oder gesund ist*. Nichts ist Schicksal, sondern im vorangegangenen Leben selbst verursacht. Solche religiösen Vorstellungen *schwächen ein sozial-caritatives Engagement*, insbesondere in Form der Selbsthilfe<sup>29</sup>.

5. *Befreiung und Erlösung* aus der Wiederkehr des Bösen und Leidvollen kann nur durch *drei Wege* erfolgen:

Zuerst den *Weg der Erkenntnis*, d.h. durch Meditation soll der Mensch sich lösen von Begierde, Reichtum und Macht, den zentralen Faktoren der Ungerechtigkeit in der Welt. Spirituell - nicht politisch – wird auf dieses Leid der Welt reagiert. Durch Loslösung wird das Bewußtsein des Menschen so verändert, daß das Atman (das Selbst bzw. die Seele) mit dem Brahman (d.h. dem All-göttlichen) identisch wird. Durch Erleuchtung werden die karma-erzeugenden Kräfte und das individuelle Sein, das immer leidvoll ist, aufgelöst und das *Nirwana* (Gehen in das Nichts, verschmelzen mit der Leidfreiheit) erlangt, sei es hinduistisch im Sinne des Einswerdens mit dem Nirwana oder buddhistisch im Sinne des Verlöschens im Nirwana. Man geht also zur Welt, die böse und leidvoll ist, auf Distanz. Die Welt wird nicht befreit durch das Gute, das von Gott kommt. Nicht die Einheit mit dem Guten wird gesucht sondern das selbsterschlossene Nichts<sup>30</sup>.

Der *zweite Weg ist der des guten Handelns* und besagt, daß ebenso durch Opfer, Riten und Entsaugungen (Askese) positives Karma entsteht und damit Erlösung erlangt wird. Zum Handeln zählt *auch soziales Engagement* für Mitmenschen.

Der *dritte Weg ist die Gottesliebe*. Die Zuwendung zu Gott wird von Gott erwidert. Durch Gottesliebe kann die Differenz zwischen Atman (Selbst-/Seele) und Brahman (dem all-unendlich Göttlichen) überwunden werden. Auch dieser Weg kann Kräfte der caritativen Menschlichkeit wecken. In der Bhagavadgita (11,55) verkündet Krishna, der menschgewordene (inkarnierte) Gott Vishnu (der Durchdringer)<sup>31</sup>:

„*Wer stets bei seinem Tun nur meiner denkt im Leben,  
mich über alles liebt, sich ganz mir hingegen,  
wer niemand haßt und wer an keinem Ding mag hängen,  
der wird, o Pandusohn, dereinst zu mir gelangen.*“

Gottes-Liebe und Menschen-Liebe sind hier in der Verkündigung Krishnas hervorgehoben und verbunden. Interessant ist die strukturelle Analogie<sup>32</sup> Krishnas und seiner Botschaft mit Christus und dessen Botschaft.

6. Zusammenfassend läßt sich sagen: Die Veränderung der leidbeladenen Welt durch – makrosystemisch – Gerechtigkeits-Diakonie (über Optimierung der Sozialpolitik, anwaltschaftliche Funktion etc.) oder – mikrosystemisch – Barmherzigkeits-Diakonie für einzelne Leidende ist im Hinduismus nicht zentral intendiert. In ihm geht es um eine absichtslose Barmherzigkeit. Etwas anders ist dies bei der Ramakrishna-Mission, die 1887 – vermutlich unter dem Einfluß der sozial-caritativen Dienste der Christen – in Indien gegründet wurde und heute caritative Einrichtungen und Dienste unterhält. Die Zusammenarbeit von Christen und Hindus wird auf den mikro-systemischen Bereich begrenzt. Die Christen müssen in hinduistischen Ländern sehr sensibel sein, um die Hinduisten durch Caritas und Diakonie nicht zu provozieren oder bei Kooperationen nicht zu überfordern.

### 3.2. Buddhismus

Der Buddhismus kann als eine Weiterführung oder als Reform bzw. als Ergänzung des Hinduismus verstanden werden. Buddha, d.h. der Erleuchtete (er hieß mit weltlichem Namen: Siddhartha Gautama), kam selbst aus dem Hinduismus. Er wurde ca. 450 v. Chr. in Indien als Sohn eines Gouverneurs, d.h. als Mitglied der höchsten Klasse, geboren, zur Zeit des Übergangs von der vedisch-arischen zur brahmanischen Periode indischer Religionsgeschichte. Er starb ca. 370 v. Chr.<sup>33</sup>

1. Buddha stiftete *nicht eine neue Religion*<sup>34</sup>, sondern entfaltete *eine neue Lehre* (Dharma), d.h. eine Lebensweisheit zur Erlangung von Heil, Errettung und Erlösung. Später nach seinem Tod wurde er selbst zum Gegenstand einer Lehre, und noch später wurden ihm göttliche Qualitäten insbesondere im Mahayana-Buddhismus wie im Vajrayana-Buddhismus, den beiden jüngeren Konfessionen des Buddhismus, zugesprochen<sup>35</sup>. So ergeben sich drei buddhistische Wege:

- der *Hinayana-Buddhismus* = kleines Fahrzeug (n. 370 v. Chr.) oder südliche Schule: Theravada (= Lehre der Alten), insbesondere verbreitet in Indien und Thailand, d.h. Süd-Ostasien,
- der *Mahayana-Buddhismus* = das große Fahrzeug (n. 270 v. Chr.), verbreitet in China und anderen nord-ostasiatischen Länder wie China, Korea und Japan, und

– der *Vajrayana-Buddhismus* = das diamantene Fahrzeug (ca. 600 n. Chr. entstanden), verbreitet in Tibet.

Wichtig ist für die Sichtweise der Christen, daß es sich bei der *Dharma*, Lehre und Weisheit, *nicht* um eine *Theo-logie* handelt, sondern eher um eine Kosmo-logie in Verbindung mit einer Anthropologie. Leben und Leid werden nicht aus einer Gottesperspektive betrachtet, und das Leid wird auch nicht durch die Kraft und Weisheit Gottes überwunden, obschon die Existenz von Göttern nicht ausdrücklich abgelehnt wird. Erlösung vom Leid ist allein eine Leistung des einzelnen Menschen.

2. Buddha geht wie der Hinduismus in seiner Dharma vom Leiden aller Wesen aus, wobei man wohl eher vom Erleiden des Lebens sprechen müßte, da nicht ausschließlich Leid im Sinne von körperlicher Krankheit, von seelischer Not und sozialer Armut gemeint ist. *Leben ist* für Buddha *nichts anderes als Leid*. Daraus leiten sich seine *Grundfragen* ab: nach der Entstehung des Leids und nach der Überwindung desselben. Dies sind zwei lebenspraktische Grundfragen, die in der caritativen Diakonie theologisch ebenfalls im Zentrum einer christlichen Handlungstheorie des Helfens stehen<sup>36</sup>.

Der sogenannte *Lebensdurst* bewirkt das Leid. Er hat die unheilvollen Wurzeln: Habgier, Zorn/Haß/Wahn, Unwissenheit/Verblendung. Sie sind nach allgemeiner menschlicher Lebenserkenntnis Urwurzeln der sozialen Ungerechtigkeit und der Lieblosigkeit in der Welt. Der Buddhismus kennt aber nur die individual-ethische Bekämpfung dieser Ursachen und nicht die sozial-ethisch-strukturelle. In der christlichen Tradition bereiten Begierde, Laster, Sünde, etc. ebenfalls Leid und Not. Darüber hinaus kennen das Judentum und Christentum auch das unerklärliche, schicksalhaft erfahrene Leid, wie es im Buch Hiob beschrieben wird. Die Grundübel bewirken das Leid des Lebens und erzeugen nach buddhistischem Verständnis ein böses Karma, das wiederum Grund der permanenten Wiedergeburt, der wiederholten Einkleidung in eine neue leidhafte Existenz ist. Das Leid ist endgültig nur aus dem Leben herauszubringen, wenn man die genannten Quellen des Lebensdurstes vernichtet, d.h. Leidenschaft und Unwissenheit überwindet; denn Gier und Zorn führen zur Verblendung, d.h. Nicht-Wissen und Nicht-Erkenntnis (Avidya). Die Überwindung der *Pathee* durch *Gnosis* in der klassisch-griechischen Philosophie besitzt zumindest eine strukturelle Analogie. Die Überwindung von psychischem Leid durch Erkenntnis ist bis auf dem heutigen Tag ebenfalls ein zentrales Element fast jeder europäisch-amerikanischen Psycho- und Soziotherapie.

3. Der *achtteilige Pfad*, den Buddha zur Aufhebung des Leids nennt, kennt weder kultisch-rituelle noch sozialaktive Elemente, d.h. weder liturgisch-sakramentale noch sozial-diakonische Handlungen, sondern ist primär – im Sinne einer individuellen Metanoia – Weg einer neuen Erkenntnis, um die

Ursachen des Leids zu überwinden. Der achtteilige Pfad besteht aus rechtem Glauben, rechtem Entschließen, rechtem Wort (d.h. Vermeidung von Lüge, übler Nachrede und Geschwätz), rechter Tat (Vermeidung von unsittlichen Handlungen), rechtem Leben (Vermeiden von Berufen, die wie Schlachter, Jäger, Waffen- und Drogenhändler anderen Wesen schaden), rechtem Streben (Vermeiden von unheilvollen Karma-Taten), rechtem Denken und rechtem Sich-Versenken. Auf der Stufe des rechten Sich-Versenkens verlöscht der Mensch in die Existenzlosigkeit und ist damit erlöst vom Leid. Das Spezifikum des Umgangs mit dem Leid durch ein „*Sich-lassen*“ – nicht wie im Christentum durch ein „*Sich-wollen*“<sup>37</sup> – wird durch eine weitere Grundannahme Buddhas verständlich.

4. Für Buddha gibt es kein Ich, kein Selbst, das z.B. *Subjekt des Handelns* sein könnte und die Geschichte überdauern kann. Es gibt zwar im Buddhismus das Leid, aber letztlich keine Person, die leidet. Es gibt nur Daseinsformen eines Menschseins im Leid. Der Mensch ist Teil des sich stets wandelnden Kosmos<sup>7</sup>. Erlösung ist also nicht wie im christlichen Verständnis Befreiung des Ich oder der Seele zur endgültigen, gottgewollten Gestalt in der Gemeinschaft mit Gott (z.B. durch Theopoiäsis<sup>38</sup> oder Imitatio Christi), sondern Loslösung von allem.

5. Beim *Hinayama- bzw. Theravada-Buddhismus* (Lehre der Alten) steht – wie beschrieben – die individuelle Beseitigung der unheilvollen Wurzeln des Karmas und damit der Wiedergeburt im Mittelpunkt. Die Mitmenschlichkeit besitzt keine ethische oder soteriologisch erlösende Qualität. Dieser Weg – insbesondere über den achtteiligen Pfad – ist nur einer kleinen Gruppe von sehr asketischen Menschen möglich, z.B. den Mönchen. Für die normalen Menschen stellt der Weg eine Überforderung dar.

6. Der *Mahayana-Buddhismus*, das sogenannte *große Fahrzeug*, ist wesentlich alltagsbezogener und stellt zudem stärker die Einheit aller Wesen heraus. Das Ziel der Befreiung ist nur mit dem gemeinsamen Verlöschen aller bzw. der ganzen Welt ins Nirwana erreicht. Dem „großen Fahrzeug“ gehört die größte Zahl der Buddhisten an, ca. 180 Millionen Menschen, vorwiegend in Vietnam, China, Mongolei, Japan und Korea. Insbesondere werden zwei zentrale Gedanken, die *Weisheit* (Schulung des Geistes) und das *Mitleid* (Schulung der Sittlichkeit), herausgestellt. Die Weisheit ist dem Erlangen der Erleuchtung gleichzusetzen. Zwillingsbegriff zur Weisheit ist das Mitleid/Erbarmen (Karuna). „Dies ist eine besonders hervorragende“ Eigenschaft aller Buddhas (d.h. aller bereits Erleuchteten). Mitleid wird auf der Basis der Weisheit, d.h. der Erleuchtung ausgeübt<sup>39</sup>. Es ist verbunden mit Freundlichkeit und Güte. „Personifiziert ist das erleuchtete Erbarmen im *Bodhisattva* Avalokitesvara, der das Elend der ganzen Welt sieht und mit seinen unzähligen Händen Barmherzigkeit ausübt“<sup>40</sup>. Die

ser Bodhisattva hat zwölf Gesichter, um das Leid der Menschen zu erkennen. Ein Bodhisattva ist ein Heiliger, der Erleuchtung erlangt hat, der sich aber der Leidbefreiung anderer widmet, selbstlos ist<sup>41</sup>. Bodhisattva können Mönche und Laien, Männer und Frauen sein.

Dem einfachen Buddhisten kommen zur Erlangung des Nirwana diese *Bodhisattvas* zu Hilfe, die die Erleuchtung erlangt haben, doch nicht in das Nirwana eingehen, um aus Mitleid getrieben so lange im „vor-todlichen“ Nirwana zu bleiben, bis alle Menschen erlöst sind<sup>42</sup>. „Aus Erbarmen mit der leidenden Welt verzichten sie auf die sofortige eigene Erlösung“<sup>43</sup> und schenken ihr eigenes positives Karma anderen Menschen, damit diese erlöst werden. Der Bodhisattva steigt selbst in die Hölle hinab, um die Menschen, die dort sind, zu befreien. Durch sie erhält das Mit-Leiden im Buddhismus einen entscheidenden Ausdruck bzw. Motivation. In ihrem selbstlosen Mitleid sind die Bodhisattvas Vorbilder für andere Menschen. Eine strukturelle Analogie zum christlichen Verständnis Jesu und der Heiligen ist auffällig. Der Buddhist kann nicht nur aufgrund eigener Anstrengungen, z.B. der Meditation und Askese, sondern auch durch den Glauben an die Hilfe der Bodhisattvas Erlösung erlangen.

*Mitleid wird zur höchsten Tugend* für die Menschen und realisiert sich in drei Stufen: 1. Nicht-Schädigen bzw. Gewaltlosigkeit, 2. Wohlwollen, 3. Geben. Niemandem weh zu tun wird zur ethischen Grundnorm. Das soziale Miteinander für andere stellt einen großen Unterschied zum Hinayana-Buddhismus dar, dem „kleinen Fahrzeug“. Im Bereich des chinesischen, koreanischen und japanischen Buddhismus dürfte es darum wesentlich leichter sein, Anknüpfungspunkte zur christlichen Sozialarbeit zu finden.

7. Im Mahayana-Buddhismus stehen – im Vergleich zum Hinayana-Theravada-Buddhismus, wo der achte Pfad die Hauptrolle spielt – ferner die *sechs Vollkommenheiten* (Paramita) im Mittelpunkt, z.B. 1. die *Wohltätigkeit* und die *Gebefreudigkeit*, zu der Spenden, medizinisches Helfen, Erschließen der buddhistischen Lehre, Gewährleistung von Sicherheit und Geborgenheit gehören, 2. *Disziplin* und *Moral*, z.B. Ehrlichkeit, Vermeidung von Übeltaten, 3. *Geduld*, 4. *Bemühen* (Energie), 5. *Meditation* und *Kontemplation* und 6. *Weisheit*. Aus dieser Sicht des Buddhismus ist es im Blick auf das gemeinsame Ziel des Nirwana nutzlos, wenn nur materiell geholfen wird und nicht auch eine geistig-sittliche Schulung des Menschen erfolgt. Diese Option ist im Christentum ähnlich. Jesus verbindet das Helfen und Heilen stets mit der Umkehrbotschaft.

8. *Jeder ist Teil des Ganzen*. Daraus folgt: „Anderen schaden“ heißt „sich selber schaden“. „Anderen nützen“ bedeutet „sich selber nützen“. So folgt aus dem Anatman, dem Nicht-selbst-Sein, eine utilitaristische Nächstenliebe. Eine entfernte Ähnlichkeit

zur sogenannten Goldenen Regel der Bibel oder auch zum Kantschen Imperativ ist auffällig.

### Zusammenfassung

– Will man in der Gerechtigkeits-Diakonie mit dem Buddhismus kooperieren, ist zu bedenken, daß die Veränderung einer Gesellschaft von innen kommen muß und nur durch ein Moralsystem erzielt werden kann, das gleichzeitig für Einzelpersonen wie für Gruppen gilt, d.h. durch sittlich relevante Metanoia. Die ausschließlich politische Veränderung von sozialen Strukturen ist vom Buddhismus nicht intendiert.

– Auch wird eine Barmherzigkeits-Diakonie in Form von gezielter, aktiver Beseitigung von Leid, Not und Krankheit von Hinduismus und Buddhismus nicht als notwendig angesehen. Eher wird, insbesondere im Hinayana-Buddhismus, eine passiv-meditativ-spirituelle Form der inneren Loslösung vom Leid als Weg der Leidüberwindung, d.h. eher Distanz zur Welt als aktive soziale Weltgestaltung, herausgestellt. Eine Gerechtigkeits- und Barmherzigkeits-Diakonie in der Nachfolge Jesu ist konsequenter.

– Nur im Mahayana-Buddhismus wird der Mensch zum sozialen, individuellen Hilfeverhalten motiviert. Die ethisch begründete helfende Zuwendung zu Menschen in Not tendiert jedoch nicht zur Initiierung von Solidarität wie z.B. der Bildung von Selbsthilfeaktivitäten, wohl aber zu einer menschenfreundlichen, individuellen Fremdhilfe.

– *Institutionelle Großstrukturen* sind dem Hinduismus wie dem Buddhismus fremd. Es gibt zwar eine *buddhistische Weltgesellschaft* mit einem Präsidenten und verschiedenen regionalen Zentren, wie z.B. in Hongkong und Macau, oder die Deutsche Buddhistische Union mit Sitz in München. Diese Gesellschaften sind aber nicht mit konfessionellen Kirchenorganisationen vergleichbar. Eine *Großorganisation* im Sinne eines *caritativ-diakonischen Dachverbandes* existiert in der hinduistisch-buddhistischen Glaubensfamilie nicht, da eine solche Barmherzigkeits-Organisation dem Hilfeverständnis des Buddhismus widersprechen würde.

In neuester Zeit ist es – vermutlich durch den Einfluß der christlich-caritativen Diakonie und durch die wachsenden sozialen und psychischen Probleme u.a. infolge der Industrialisierung – zur Bildung von Vereinen zum Wohl von Kranken oder Notleidenden gekommen. Eine solche Organisation ist z.B. die hinduistische *Ramakrishna-Mission*<sup>44</sup> oder die buddhistische *Tsu-Ji*. Letztere wurde im Jahr 1966 von einer buddhistischen Nonne (Cheng-Yeng) gegründet. Die Zahl ihrer Anhänger beträgt etwa 3 Millionen. Doch diese Organisation stellt keinen buddhistisch-übergreifenden Verband dar, wie z.B. die Caritas in Deutschland.

– Die *Eigenart des Christlichen* ist bestimmt durch die besondere Sicht der Beziehungen zwischen Gott und Welt, zwischen Gott und Christus und zwischen Christus und der Welt, die sich zusam-

menfassen lassen als eine sich schenkende Liebe. Analog haben Christen allen Menschen in Liebe zu begegnen. Angesichts des in der Welt anzutreffenden oder durch Menschen verursachten Leids leben und bezeugen die Christen ihren Glauben in der caritativen und sozialen Lebensdiakonie für Arme und Kranke durch Barmherzigkeit und Gerechtigkeit.

– Das Christentum will durch die diakonische Liebe Leid und Not caritativ verwandeln und durch den Einsatz für Gerechtigkeit Zeugnis geben vom Anbruch des Reiches Gottes, von der endgültigen Herrschaft der Gottesliebe und der Gerechtigkeit Gottes. Nicht das Nirwana sondern die Neuschöpfung, die Erneuerung der Schöpfung nach dem Maße Christi bestimmt die Handlungsoption der Christen.

– Ist das Nirwana als Ziel und Zustand der Überwindung von Leid ein reines Nichts, was der Buddhismus allerdings nicht so ausdrücklich sagen würde, dann steht es in radikalem Gegensatz zum Zustand der Liebe.

– Um durch caritative Barmherzigkeits-Diakonie das Leid und die Not lebensvoll zu wandeln und um durch die politische Gerechtigkeits-Diakonie Voraussetzungen für ein gelingendes Leben der Menschen untereinander zu ermöglichen, wurde Gott Mensch und befreite sie von Schuld im Blick auf die von ihnen verfehlte Liebe und Gerechtigkeit. Durch seine Menschwerdung wollte Gott die Menschen einladen, ihm nachzufolgen. Für *Buddhismus und Hinduismus*<sup>45</sup> ist die Vorstellung einer Inkarnation Gottes in die Welt, insbesondere in das Leiden der Welt, *unvorstellbar*. Die Verbindung des Göttlich-Transzendenten mit dem Leiden ist ein Widerspruch. Die Identifikation einer göttlichen Transzendenz mit dem Leid bedeutet für den Hindu und den Buddhisten Auflösung von Transzendenz.

– Aus diesem hinduistisch-buddhistischen Verständnis des Leids der Welt, dem Verständnis des Karma auslösenden Handelns sowie der anderen Sicht der Seele (Atman) bzw. des Selbst ergibt sich insbesondere im Hinduismus, daß z.B. die *Berührung des Körpers* eines anderen (d.h. seines Karma) unrein macht. So kennt die Begrüßung in den hinduistisch und buddhistischen Ländern nur ein distanzierendes Verneigen und keinen Berührungsgestus. Die körperliche Berührung von Nicht-Angehörigen wird von Hinduisten wie Buddhisten zumeist abgelehnt. Damit bleibt man auch zu fremdem Leid auf Distanz. Praktisches Hilfe- und Pflegeverhalten ist für Hindus und für bestimmte Richtungen des Buddhismus folglich erschwert. Dies ist möglicherweise ein weiterer Grund, warum in diesen beiden Weltreligionen kaum institutionalisierte Formen der Hilfe im Sinne von Wohlfahrtsorganisationen und Wohlfahrtsdiensten entstanden sind, die auf Arme und Kranke konkret zugehen, ihnen organisierte Dienste und Hilfseinrichtungen anbieten,

um sie aus ihrer Not und aus ihrem Leid – wie es Gott in Jesus Christus tat – aktiv zu befreien.

Aus den aufgezeigten interreligiösen Aspekten wird deutlich, wo Anknüpfungspunkte für die Verbindung von sozialen Energien und sozialen Optionen zum Wohl der leidenden Menschen möglich sind, wie Christen hinsichtlich Solidaritäts- und Hilfeverhalten partizipative Verantwortung für das Gelingen von Leben in nicht-christlichen Ländern übernehmen können und wie sie sich gemeinsam mit Nicht-Christen zum Wohle der Leidenden engagieren bzw. caritativ-sozial gegenseitig verstehen können, damit die Menschen, seien sie ausgegrenzt, arm oder krank, das Leben haben und es in Fülle haben (Joh 10,10). Andererseits wird deutlich, daß Christen die Angehörigen anderer Weltreligionen im Hilfeverhalten und in einer offenen Solidarität mit leidenden Menschen schnell überfordern können.

Doch angesichts der globalen Herausforderung des Leids im kommenden Jahrtausend muß es im Blick auf die sozial-helfende Praxis zum Austausch über die unterschiedlichen Ressourcen und Optionen der Lebensdiakonie für leidende und suchende Menschen kommen. Vielleicht kann so eine soziale Konvergenz der Weltreligionen eintreten. Das bedeutet keineswegs, die eigene christliche Identität zu verlieren<sup>46</sup>, sondern eher, sie zu bereichern oder in ihr umfassender zu werden. Mit Mut – ohne Angst und Sorge um den eigenen Glauben – können Christen den Diskurs und die Kooperation mit den anderen Weltreligionen aufnehmen. Schließlich geht es um das Reich Gottes, d.h. die Herrschaft der Liebe und Gerechtigkeit Gottes, die durch Gerechtigkeits- und Barmherzigkeits-Diakonie voranzubringen sind. Unbestritten ist die Zieloption des kommenden Gottesreiches den anderen Weltreligionen fremd.

#### Literatur:

- Berger, Klaus, „Diakonie“ im Frühjudentum. Die Armenfürsorge in der jüdischen Diasporagemeinde zur Zeit Jesu, in: G.K. Schäfer/Th. Strohm (Hg.), *Diakonie – biblische Grundlagen und Orientierungen*, Heidelberg 31998, 94-105.
- Brocke, Michael, Armenfürsorge I. Judentum, in: TRE 4 (1979) 10-14.
- Dehn, Ulrich, *Hinduismus und Buddhismus – Informationen und Anregungen zur Begegnung von Christen hg. v. d. Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen*, EZW-Texte Nr. 142, 1989.
- v. Glasenapp, Helmuth, *Die nichtchristlichen Religionen*, Frankfurt a.M. 1957.
- Khoury, Adel Theodor, *Religiöse Ideale als Motive prosozialen Verhaltens gezeigt am Beispiel des Islams*, in: W. Kerber (Hg.), *Religion und prosoziales Verhalten*, München 1995, 15-74.
- König, Franz (Hg.), *Der Glaube der Menschen – Christus und die Religionen der Erde*, Bonn 1985.
- Schmidt, Walter, *Krankheit, Leiden, Sterben, Tod in den großen (Welt)religionen*, in: E. Lade (Hg.), *Christliches ABC heute und morgen. Handbuch für Lebensfragen und kirchliche Erwachsenenbildung*, Bad Homburg 1978, (Ergänzungslieferung Nr. 5, 1992), 111-120.

Trutwin, Werner, Wege zum Licht – Die Weltreligionen, Düsseldorf 1996.

Tworuschka, Monika u. Udo (Hg.), Bertelsmann Handbuch Religionen der Welt – Grundlagen, Entwicklung und Bedeutung in der Gegenwart, Gütersloh 1992.

Anmerkungen:

1. Da diese sozial-moralische Zerstörung bedauernswerter Weise von traditionell christlichen Ländern ausgeht, haben diese auch eine besondere Verantwortung für die Not der Menschen in den Ländern, die sich gegen die Neo-Liberalität und Ökonomisierung der menschlichen Beziehungen nicht wehren können.
2. „Deshalb mahnt sie ihre Söhne, daß sie mit Klugheit und Liebe, durch Gespräch und Zusammenarbeit mit den Bekennern anderer Religionen sowie durch ihr Zeugnis des christlichen Glaubens und des Lebens jene geistlichen und sittlichen Güter und auch die sozial-kulturellen Werte, die sich bei ihnen finden, anerkennen, wahren und fördern.“ II. Vat., Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nicht-christlichen Religionen, n. 2.
3. Der Dialog mit anderen Religionen soll insbesondere zum Jahr 2000 intensiviert werden. Johannes Paul II. sagt: „Indem wir uns den anderen im Dialog öffnen, öffnen wir uns gegenüber Gott.“ So fordert er zu Respekt, Wertschätzung und Zusammenarbeit mit anderen Religionen auf und hebt hervor, daß es Bestandteil der katholischen Lehre sei, daß auch die nicht-christlichen Religionen Elemente der Wahrheit enthielten, vgl. Konradsblatt 82 (1998), Nr. 38, 5.
4. Vgl. z.B. die Kontakte über die Seidenstraße etc.
5. Die in Europa und Amerika entwickelten strukturellen und individuellen Konzepte, Methoden und Optionen des Helfens und Heilens bestimmen Medizin und Sozialarbeit der Länder der 2. und 3. Welt. Die leitende Anthropologie dieser Methoden ist mehr oder weniger stark christlich geprägt.
6. Vgl. entsprechende historische Kunstgegenstände im Kyongju National Museum Korea.
7. „Da sagte Johannes zu ihm: Meister wir haben gesehen, wie jemand in deinem Namen Dämonen austrieb; und wir versuchten, ihn daran zu hindern, weil er uns nicht nachfolgt. Jesus erwiderte: Hindert ihn nicht! Keiner, der in meinem Namen Wunder tut, kann so leicht schlecht von mir reden. Denn wer nicht gegen uns ist, der ist für uns.“ Mk 9,38-41; Lk 9,49-51. Daß Jesus Mitgliedern anderer Religionen eine soziale Kompetenz und eine caritative Motivation nicht abspricht, zeigt sein Gleichnis vom Barmherzigen Samariter.
8. Was auch von den Delegierten der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes im Juli 1997 in Hongkong hervorgehoben wurde.
9. Vgl.: Weltgesellschaft der Buddhisten plädiert für gute Zusammenarbeit der Religionen – Ähnlichkeiten als Ausgangspunkte des Gespräches – Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Hongkong, in: FAZ vom 15.07.1997, 6.
10. Vgl. Ein „einzigartiges Erlebnis“ Bukarest: 12. Nachfolgetreffen des Assisgebetes der Religionen, in: Konradsblatt 82 (1998), Nr. 37, 4.
11. So ist es bei den frühen christlichen Vätern ebenfalls zu lesen.
12. Zu den fünf Säulen des Islam zählen: Das Glaubensbekenntnis, das rituelle Gebet, die Almosensteuer, das Fasten im Monat Ramadan und die Pilgerfahrt nach Mekka.
13. Vgl. Trutwin, Wege zum Licht – Die Weltreligionen, 230.
14. Die oberste sittliche Pflicht ist es, sich dem Willen Gottes in unbedingtem Gehorsam zu unterwerfen.
15. Ebenso aber auch die muslimische Vorstellung, daß es keine Naturgesetze gibt, so wie sie die Physiologie, die Pharmakologie usw. für die Medizin oder die verschiedenen Richtungen der Psychologie für die Psychotherapie und Pädagogik aus der von Gott geschaffenen Lebens-„wirk“-lichkeit ableiten. Daß Gesundungsvorgänge und soziale Prozesse in einer bestimmten Weise ablaufen, ist im Islam lediglich eine eingebilddete Erfahrung des Menschen (eine Konstruktion, wie dies philosophisch im heutigen Konstruktivismus ähnlich anzutreffen ist). Wenn Gott einen anderen Verlauf der Geschehnisse will, ändern sie sich: Das Feuer brennt dann nicht mehr und das Wasser ist nicht mehr naß. Soziales und pflegerisches Handeln basiert folglich nicht auf den natürlichen Vorgegebenheiten, sondern ist allein vom Wollen Gottes abhängig. Andererseits gibt es im Islam Süd-Ostasiens auch Versuche, das islamische Glaubenswissen eng mit psychotherapeutischen Praktiken zu verbinden, vgl. Azhar, M.Z., Einbeziehung der islamischen Religion in die kognitive Verhaltenstherapie in Malaysia, in: Verhaltenstherapie (1997), Nr. 7, 34-39.
16. Die Grundlage der Solidarität bildet im Islam nicht mehr die Blutsverwandtschaft, die Stammeszugehörigkeit, sondern die Mitgliedschaft in der Glaubensgemeinschaft. Im sozialen Bereich zeigt sich die Solidarität darin, daß der Muslim den Armen das Recht einräumt, an seinem eigenen Vermögen Anteil zu erhalten und daß er keine Zinsen nimmt, wenn er einem notleidenden Glaubensgenossen Geld geliehen hat.
17. Jedes Amt ist jedem dazu geeigneten Gläubigen (Mann) zugänglich.
18. Für Polytheisten, Atheisten, Abtrünnige gibt es keinerlei Solidarität und Gemeinschaft, vgl. Trutwin, 239. Noch 1995 wurden in Saudi-Arabien 200 Menschen öffentlich hingerichtet, zum großen Teil deshalb, weil sie vom Islam zu einer anderen Religion übergetreten waren.“, Trutwin, 243.
19. Zur Identität von Religion und Staat gibt es keine Alternative. Toleranz gegenüber Juden und Christen kann darum niemals Gleichberechtigung bedeuten, wie dies in westlichen Ländern durch das Grundrecht der Religionsfreiheit der Fall ist.
20. Als islamisch-staatliche Wohlfahrtsorganisation unterscheidet er sich vom Roten Kreuz. Das Deutsche Rote Kreuz wie das Diakonische Werk und der Caritasverband sind vom Staat unabhängige, freie Verbände religiöser oder säkularer Art. Auch in der östlichen Christenheit (Orthodoxie) obliegt der weltlichen Macht – ähnlich wie im Islam – die soziale Fürsorge. Ebenso besitzen im Islam wie im östlichen Christentum die religiös geprägten staatlichen Wohlfahrtsdienste keinen so ausgedehnten Institutionalierungsgrad.
21. Mit Ausnahme einiger Gruppen des Hinduismus, so den Vertretern einer „Alles-in-Gott-Lehre“. Diese Vorstellung wird aber als eine niedere Stufe der Wahrheit angesehen.
22. Das Göttliche ist aber nicht mit den Göttern gleichzusetzen, da die Götter noch der kausalen Wiederkehr unterworfen sind.
23. Vgl. Dehn, Hinduismus und Buddhismus – Informationen und Anregungen zur Begegnung von Christen; hg. v.d. Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, EZW-Texte 1989, Nr. 142, 13-15.
24. Siehe unten Kap. 3.2.2.
25. Vgl. Trutwin, 297.
26. Ebd. 299.
27. Ebd. 299.
28. Ebd. 299.
29. Es kommt nicht zur Solidarisierung der Leidbetroffenen, um durch eigene Aktionen die ungerechten Lebensbedingungen zu verändern bzw. psychisch-physische Lebensbeeinträchtigungen durch Selbsthilfe zu verringern.
30. Vgl. Johannes Paul II., Enzyklika „Schwelle der Hoffnung“, Kap. 14.
31. Vishnu ist die dritte Gottheit der obersten Göttertrinität (Dreigestalt): Brahma, Shiva und Vishnu.
32. Zum Begriff und Verständnis von Struktur-Analogie vgl. Pompey, H., Beziehungstheologie – Das Zueinander theologischer und psychologischer „Wirk“-lichkeiten und die biblisch-theologische Kontextualisierung von Lebens- und Leidenserfahrung, in: Pompey, H. (Hg.), Caritas – Das menschliche Gesicht des Glaubens: ökumenische und

- internationale Anstöße einer Diakoniethologie, Würzburg 1997, 92-128.
33. In der buddhistischen Zeitrechnung lebte er von 624-544 v. Chr., vgl. Dehn, 21.
  34. Religion kommt vom lateinischen Wort re-ligio und bedeutet Rück-bindung und zwar an eine transzendente, sich und die Welt überschreitende Bindung. Hinduismus und noch mehr der Buddhismus intendieren genau das Gegenteil, das Lösen aller Bindungen.
  35. Vgl. Trutwin, 401.
  36. Vgl. Pompey, H., Theologisches Verständnis von Leben und Leiden, von Solidarität und Helfen – Ein caritativ-diakonisches Credo, in: Pompey, H. (Hg.), Caritas – Das menschliche Gesicht des Glaubens: ökumenische und internationale Anstöße einer Diakoniethologie, Würzburg 1997, 321-357.
  37. Dies ist insbesondere in der katholischen und calvinistischen Tradition des diakonischen Handelns zu finden.
  38. Zum Begriff Theopoiäsis vgl. Mannerman, T., Der im Glauben gegenwärtige Christus: Rechtfertigung und Vergottung – zum ökumenischen Dialog, Hannover 1989.
  39. Dehn, 34 f.
  40. Ebd. 35.
  41. Ebd. 35.
  42. Sie sind Manifestationen von Buddhaeigenschaften und können sogar Höllenwesen durch Stellvertretung aus dem leidvollen Bereich befreien.
  43. Trutwin, 414.
  44. Siehe oben.
  45. Für den Hinduismus der niederen Stufe der Wahrheit – der auch Götter kennt und Götter verehrt – gibt es die Inkarnation z.B. des Gottes Vishnu als Krishna, der das Meer des Leidens in sich aufsaugt.
  46. Was auch von den Delegierten der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes im Juli 1997 in Hongkong hervorgehoben wurde.

Annette Leis

## Diakoniewissenschaftliches Studienseminar in Uppsala

am 20. November 1998 anlässlich der Unterzeichnung eines Kooperationsabkommens zwischen der Forschungsabteilung am Samariterhem und der Theologischen Fakultät in Uppsala/Schweden

Zum Wintersemester 1998/99 nahm die Forschungsabteilung am Samariterhem ihren Betrieb in neuer Umgebung auf. Mit dem Umzug in das renovierte ehemalige Wohnhaus des Einrichtungspfarrers wurden die räumlichen Voraussetzungen für ein anregendes Studien- und Forschungsmilieu geschaffen. Neben den Büros der Hauptamtlichen gibt es einen Seminarraum sowie mehrere Arbeitszimmer, die von Doktoranden genutzt werden können. Die Bibliothek befindet sich im Aufbau.

Die Unterzeichnung des Kooperationsabkommens mit der Theologischen Fakultät der Universität Uppsala bildete den nächsten wichtigen Schritt auf dem Weg zur Etablierung der Forschungsabteilung. Dieses Ereignis wurde zum Anlaß genommen, ein internationales diakoniewissenschaftliches Studienseminar zu veranstalten, das am Abend mit der feierlichen Unterzeichnung des Abkommens endete. Thema des Seminars waren Stellung und Aufgaben der diakoniewissenschaftlichen Forschung in den verschiedenen nationalen Kontexten sowie Perspektiven der internationalen Zusammenarbeit.

Am Vormittag standen kurze Länderberichte zum aktuellen Stand der Diakoniewissenschaft auf dem Programm: Dr. Trygve Wyller, verantwortlich für den diakoniewissenschaftlichen Aufbaustudiengang an der Universität Oslo, berichtete aus Norwegen, Dr. Esko Ryökäs, Dozent an der Theologischen Fakultät Helsinki, erläuterte die finnische Situation, Prof. Theodor Strohm gab einen Überblick über die Forschungsarbeit am Heidelberger Diakoniewissenschaftlichen Institut und Dr. Anders Bäckström, Initiator und Leiter der Forschungsabteilung am Samariterhem, skizzierte die Forschungsprojekte und -pläne in Uppsala. Aus Birmingham war Dr.

Brian Russell gekommen, der das dortige Institut für Pfarreraus- und Fortbildung leitet. Dr. Russell, der mit seiner Schrift „Deacons now“ selbst für ein neues Verständnis des Diakonenamtes eintritt, schilderte die aktuellen Bemühungen der Church of England um eine sozial-diakonische Ausrichtung des Diakonats. Am Nachmittag wurde das Thema vertieft. In seinem Vortrag stellte Prof. Strohm die diakoniewissenschaftliche Forschung in einen weiten historischen, theologischen, gesellschaftlichen und internationalen Zusammenhang. Der Vortrag ist im Anschluß an den vorliegenden Bericht wiedergegeben. Die nachfolgende Diskussion machte die Notwendigkeit einer intensiven internationalen Kooperation im Bereich der Diakoniewissenschaft deutlich. Erste Überlegungen zu einem gemeinsamen Forschungsprojekt mit Länderstudien im Blick auf die soziale Situation und die Stellung der Diakonie wurden angestellt. Für die Weiterentwicklung und Konkretisierung dieser Pläne ist ein Treffen in Oslo im April 1999 vereinbart.

Auch Interessierte aus Universität, Kirche und Diakonie in Uppsala besuchten des Studienseminar. So nutzten der Dekan der Theologischen Fakultät, Prof. Dr. Carl-Reinhold Bråkenhielm, und der Ausbildungsleiter der Universität Uppsala für das Fach Theologie, Kay Svensson, die Gelegenheit, sich über das Fach Diakoniewissenschaft zu informieren. Auch die ehemaligen Direktorinnen des Samariterhems, Inga Bengtzon und Vivi-Ann Grönqvist, der derzeitige Direktor Rolf Nordblom sowie Gunilla Torstensson als Vertreterin des Kirchenamtes der Schwedischen Kirche, das seinen Sitz in Uppsala hat, nahmen am Seminar teil.

v.l.n.r.: Annette Leis, Prof. Theodor Strohm, Dr. Trygve Wyller (Leiter des diakoniewissenschaftlichen Aufbaustudiengangs in Oslo)

Die Unterzeichnung des Kooperationsabkommens durch den Dekan der Theologischen Fakultät und den Vorsitzenden des Beirats des Samariterhems fand in festlichem Rahmen in der Bibliothek des Samariterhems statt. Geladen waren neben den Seminarteilnehmerinnen und -teilnehmern hochrangige Vertreterinnen und Vertreter der Kirche sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Samariterhems. Die Grußworte sprachen der Bischof der Diözese Uppsala, Tord Harlin, und Prof. Theodor Strohm. Das Kooperationsabkommen legt Inhalt und Organisation der Zusammenarbeit zwischen der Theologischen Fakultät und der Forschungsabteilung des Samariterhems fest. An dieser Stelle soll sein erster Paragraph, der die Forschungsausrichtung thematisiert, in deutscher Übersetzung wiedergegeben werden: „Das Abkommen betrifft diakoniewissenschaftliche Forschung in drei Bereichen, die im Spannungsfeld von theologischen und sozialwissenschaftlichen Zugängen stehen. Hierzu gehören: 1. Historische und theologische Forschung, die die biblischen, systematisch-theologischen und geschichtlichen Bedingungen der Diakonie beleuchtet. Dieses Gebiet schließt auch amtstheologische und ekklesiologische Fragestellungen sowie Studien zur diakonischen Praxis ein.

v.l.n.r.: Gunilla Torstensson (Referentin für Diakonie im Kirchenamt der Schwedischen Kirche), Vivi-Ann Grönqvist (ehemalige Direktorin des Samariterhems), Dr. Anders Bäckström (Leiter der Forschungsabteilung am Samariterhem), Dr. Brian Russell (Pfarreraus- und Fortbildung der Church of England), Lotta Thomas (Sekretärin der Forschungsabteilung am Samariterhem)

2. Forschung zur Rolle der Kirche und der Diakonie in der Seelsorge und in anderen Formen der Begleitung von Menschen. In diesem Bereich werden karitative Funktionen untersucht, die sich in der Fürsorge für den einzelnen Menschen ausdrücken. Die poimenische Forschung nimmt auf die Religionspsychologie Bezug.

3. Forschung zur Stellung der Diakonie auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege. In dieses Feld fallen auch Fragen zur Rolle der Kirche in der Wohlfahrtsgesellschaft. Der Forschungsbereich knüpft an die Religionssoziologie sowie an die Sozialarbeitswissenschaft an.“

Dieser breit angelegte Forschungsausrichtung bezieht sich auf verschiedene theologische Disziplinen und bereichert zugleich die wissenschaftliche Arbeit an der Theologischen Fakultät mit neuen Fragestellungen. Im Vergleich zum Forschungskanon des Heidelberger Diakoniewissenschaftlichen Instituts ist eine stärkere Betonung der religionssoziologischen und religionspsychologischen Themen festzustellen. Für die internationale Zusammenarbeit der Diakonie- und Caritaswissenschaft ist die Forschungsabteilung des Samariterhems nicht zuletzt aufgrund ihrer Akzentsetzung in der Forschungsausrichtung ein großer Gewinn und ein wichtiger Gesprächspartner.

Theodor Strohm

## Diakonie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend. Diakoniewissenschaftliche Perspektiven

Einführungsvorlesung zum ersten öffentlichen diakoniewissenschaftlichen Seminar  
an der Theologischen Fakultät der Universität Uppsala

### 1. Es gilt, Zukunftsperspektiven zu entwickeln!

Im Sommer 1925 fand die „Universal Christian Conference of Life and Work“ in Stockholm statt. Sie wurde von dem schwedischen Erzbischof Nathan Söderblom nach einer fast zehnjährigen Vorbereitung einberufen und war die erste ökumenische Diakoniekonferenz, die die Christenheit hervorgebracht hat. Sie hat Anlaß zu großen Hoffnungen gegeben. Es waren gerade die so alarmierenden Zustände und Ereignisse des Ersten Weltkriegs, die die ökumenische Zusammenarbeit in der Diakonie unausweichlich machten. Im Mittelpunkt stand die Parole: „Was Europa braucht, ist Diakonie!“ Die Konferenz hat in einer Weise Ernst gemacht mit dem Dienst der christlichen Liebe als Frucht und Konsequenz des Glaubens, daß wir dahinter nicht mehr zurückfallen sollten. Sie hat Ernst gemacht mit der Zusammengehörigkeit von „christlicher Barmherzigkeit und Gerechtigkeit“, die wir seither nicht wieder auflösen sollten. Sie hat Ernst gemacht mit der komplementären Zuordnung der „Liebespflicht des einzelnen Christen“ und den christlichen Verpflichtungen gegenüber den „Angelegenheiten des Gemeinwesens“, um die sich Christen in aller Welt zu bemühen haben.

Nathan Söderblom stellte fest: „Diakonie ist christliche Praxis. Sie vereinigt die Christen. Aber dogmatisches Denken hat die Tendenz, die christlichen Kirchen zu trennen. Die Diakonie muß lernen, mit den menschlichen Problemen in jedem Land und auf jedem Kontinent umzugehen.“ Dies ist der Ansatz, den wir in der Diakonie aufgenommen haben und unseren Handlungsperspektiven zugrunde legen.

Häufig wird übersehen, daß Nathan Söderblom die Gründung des Völkerbundes am 16. Januar 1920 als die politische Hoffnung der Menschheit begrüßte und sie in seine christlichen Hoffnungsperspektiven integrierte. Der Völkerbund hatte, wie es Winston Churchill formulierte, „ein riesiges Gebäude an Grundsätzen und Methoden“ erarbeitet, die nicht nur dem Projekt der „Vereinigten Staaten von Europa“ zugute kommen konnten, sondern insbesondere auch der Gründung der Vereinten Nationen. Es ist bemerkenswert, daß die erste Weltkonferenz des Ökumenischen Rates 1948 in Amsterdam sich in deutlicher Parallelität zum politischen Zusammenschluß der Vereinten Nationen vollzog. Am 10. Dezember 1948 wurde per Resolution der Generalversammlung der Vereinten Nationen die „Allgemeine Erklärung der Menschenrech-

te“ verkündet, die seither die Grundlage der Zusammenarbeit der Nationen bildet.

Sowohl die Geschichte der ökumenischen Bewegung, als auch die der Vereinten Nationen ist gekennzeichnet von schweren Rückschlägen und enormen Defiziten in der institutionellen Durchsetzung ihrer jeweiligen Ziele. Niemand kann die Gefahr übersehen, daß das kommende Jahrhundert im Zeichen erbitterter Kriege um die knapper werdenden Rohstoffe und Ressourcen stehen wird. Aber der einmal eingeschlagene Weg ist unumkehrbar, auch wenn wir noch am Anfang stehen.

### 2. Was wir in Deutschland aus den Ansätzen Wicherns zu lernen haben?

Im „Wichern-Jahr 1998“ haben wir allen Anlaß nach der theologischen und praktisch diakonischen Herausforderung Johann Hinrich Wicherns, dieser herausragenden Gestalt des deutschen Protestantismus im 19. Jahrhundert, zu fragen. Zugleich aber haben wir uns damit zu beschäftigen, wie – unter ganz veränderten geschichtlichen Bedingungen – Theologie und Diakonie seither ihr Verhältnis zueinander bestimmten. Oft genug wurden zuerst die Defizite auf beiden Seiten hervorgehoben. Es kommt aber heute darauf an, aus den Erfahrungen der Vergangenheit zu lernen und neue Impulse zu gewinnen.

Zur Verhältnisbestimmung von Theologie und Diakonie äußerte sich Wichern auch in seiner Erklärung auf dem Wittenberger Kirchentag 1848 am Vortag seiner berühmten Stegreifrede: „Die Bedingung meiner Teilnahme an der Einladung war, daß ... die Kirche als Kirche in Beziehung auf die Praxis eine große Schuld zu tilgen und ein Neues zu beginnen habe. Ein gründliches kirchengeschichtliches Eingehen, wie es die Wissenschaft noch nicht getan hat, und es auch ihr obliegt, wird klarmachen, was für eine Kirchenschuld in dieser Beziehung das Jahr 1848 offenbar gemacht hat. Der Wendepunkt der Weltgeschichte, in welchem wir uns gegenwärtig befinden, muß auch ein Wendepunkt in der Geschichte der christlichen und speziell der deutsch-evangelischen Kirche werden, sofern dieselbe in eine neue Stellung zum Volk eintreten muß.“ Wichern sah das Jahr 1848 nicht nur als Ereignis der Schmach und der Sünde an, sondern zugleich als „Verheißung für die Verjüngung des gläubigen rettenden Wirkens der Kirche“.<sup>1</sup>

Wichern war Geschichtstheologe nicht im spekulativen Sinn, sondern in der Überzeugung, daß sich

im Leben jedes einzelnen, wie im Leben der Gemeinde und der Völker Gottes Heilsgeschichte Bahn brechen will. Individualgeschichte, Kirchengeschichte, Weltgeschichte sind Medien für das göttliche Heilsgeschehen, das allerdings immer zugleich im Ringen mit den Kräften der Sünde und des Verfalls steht. Im Mittelpunkt des Heilsgeschehens steht Christus als die alles entscheidende Rettungstat Gottes. „Diese Liebe muß in der Kirche als die helle Gottesfackel flammen, die kund macht, daß Christus eine Gestalt in seinem Volke gewonnen hat. Wie der ganze Christus im lebendigen Gottesworte sich offenbart, so muß er auch in den Gottesworten sich predigen, und die höchste, reinste, kirchlichste dieser Taten ist die rettende Liebe.“<sup>2</sup>

Wichern hatte so gut wie nirgends Gelegenheit, seine theologischen Perspektiven ausführlich darzulegen. In seiner Einleitung zum „Gutachten über die Diakonie und den Diakonat“ (1856) hat Wichern sein theologisches Programm angedeutet, das der Theologie bis heute zu denken geben muß. Wichern stellte fest: „Bei der ganzen Arbeit bin ich davon ausgegangen, daß tiefer und umfassender, als es bis jetzt geschehen, zur Anschauung gebracht werden müsse, in welchem organischen Zusammenhang die Antwort auf die Frage der Diakonie mit der ganzen Offenbarung Gottes im alten und neuen Bunde, ja, mit den noch erst verheißenen, noch nicht erfüllten Entwicklungen des Heils steht. Der Standort bei Beantwortung dieser Frage muß jegliche Beschränkung des Gesichtskreises von sich ausschließen; er ist für mich ein ökumenischer. Jede Beantwortung geht fehl, die diesen Standort verläßt. Die rechte Antwort muß in die Tiefen der Gottheit zurück, um in die Tiefen der Menschheit, in die Tiefen ihrer Nöte und in die Tiefen der ihr gebotenen Hilfe einzudringen. Der alleinige Wegweiser kann also allein die Offenbarung, die vorbereitende sowohl als die in Christo erfüllte, sein.“ Bei der Beantwortung der Frage nach Diakonie und Diakonat müsse „die Folie des heutigen Weltzustandes“ ausführlich dargelegt werden. Ebenso komme es darauf an, die reichsgeschichtliche Perspektive „im Unterschied von der untergeordneten kirchengeschichtlichen“ für die Erledigung dieser Fragen zu entfalten.<sup>3</sup> An diesen Darlegungen wird anschaulich, daß Wichern Diakonie nicht als eine der Theologie äußerliche Aktion versteht, sondern als ihr Herzstück. Diakonie erschließt einen universalen Horizont, der jegliche konfessionelle oder nationale Grenzen überschreitet. Zugleich wird eine Intensivierung des Auftrages der Christenheit eingeleitet, die in die Tiefendimension menschlichen Lebens, seiner Nöte und der gebotenen Hilfe hineinführt. Daß die Praxis dies nicht ohne die engste Verbindung mit der Theologie als Wissenschaft leisten kann, war Wichern klar.

Wicherns Wirklichkeitsverständnis war so konkret von seinem Glauben geprägt, daß er es als selbstverständlich erachtete, anhand der Kenntnis der

empirischen Tatsachen die Realitäten des Heiles wie des Unheiles präzise zu erkennen. Seine berühmte Stegreifrede vom 22. September 1848 bei dem Wittenberger Kirchentag strotzte nur so von „Tatsachen, Zahlen, Namen“. Von bloßen Meinungen und Rasonnements hielt er hingegen nichts. Tatsachen zur Kenntnis nehmen und dann entsprechende Tatsachen schaffen, darum ging es ihm auch bei der Gründung des Central-Ausschusses für Innere Mission. Die Revolution von 1848 begrüßte er, weil sie durch „Tausende von Tatsachen“ die Notwendigkeit zum Handeln geradezu erzwungen hat. Die Wichernzeit könnte man als die Epoche der Anstöße charakterisieren. Naturgemäß brachten nicht alle Anstöße die gewünschte Langzeitwirkung. Der Central-Ausschuß machte überall im Lande und in den Diasporagebieten im Ausland „Agenten“, Informanten bzw. Korrespondenten namhaft, zeitweilig bis zu 120 Personen, die zum Teil lebendige Berichte über die sozialen und mentalen Zustände vor Ort und Vorschläge für Reforminitiativen lieferten. Wichern selbst entfaltete eine geradezu aufreibende Reisetätigkeit mit Vorträgen, Gründungsinitiativen und Predigten. Er greift den Gedanken der „Sparläden“ auf, d.h. regt überall Konsumgenossenschaften an. Er entwirft das Projekt eines „Bürgerhofes“, d.h. einen familiengerechten Wohnkomplex, dem Freizeit-, Bildungs- und soziale Dienste zugeordnet sind. Später wurden familiengerechte Arbeitersiedlungen als Regel- und Pflichtaufgabe für Fabrikherren und Unternehmungen gefordert und vorbildliche Lösungen publiziert. Er unterscheidet in der Armenhilfe „die Familien-, die Arbeits-, die Kranken- (Schwachen- und Alten-) und die Kinderpflege“. Er setzt sich neben der stationären Hilfe für die ambulante Hilfe im Sinne der nachgehenden Fürsorge auf der Landstraße, in Herbergen, Asylen und Krankenhäusern ein und bildet hierfür die sog. „pilgernden Brüder“ aus. Er setzte sich für die Gründung der – in England entstandenen – Stadtmission in den Städten ein. Er vernetzte die Arbeit der Inneren Mission im Inland und international. Wichern nahm Anfang 1857 die Berufung zum „Vortragenden Rat für die Strafanstalten und das Armenwesen“ im Innenministerium an und führte mit seinen Diakonen aus Hamburg eine grundlegende Gefängnisreform durch, die Modelle aus Pennsylvania und England aufgriff.

Daß Diakonie Sache der Gemeinde sein muß, war für Wichern ebenso klar wie sein Postulat, daß Diakonie „jedermanns Amt“ ist, d.h. das von Luther wiederentdeckte „Allgemeine Priestertum der Gläubigen“ muß zur Basis der diakonischen Gemeinde werden. Hier geht es um „direkte tätige Beteiligung, ein Sprechen und Mitsprechen“. Jeder müsse imstande und im Rechte sein, sich mit anderen auszusprechen und eigene Erfahrungen mitzuteilen. Also nicht theoretisieren, sondern „mit Tatsachen reden, d.h. die Praxis selbst sprechen lassen“. Wichern war überzeugt, daß auf diese Weise die in der Ge-

meinde vorhandenen Begabungen (Charismen) zum Zuge kämen. So sehr sich Wichern gegen ein diakonisches Spezialistentum gewandt hat, so sehr hat er vor „Dilettantismus in der Inneren Mission“ gewarnt.

Wichern wünschte ein Zusammenwirken der privaten (freien), der kirchlichen sowie der staatlichen Armenpflege mit verteilten Rollen und sprach deshalb auch vom „dreifachen diakonischen Amt“: Christen bzw. christliche Familien und Gruppen sind zum freien Dienst der Liebe ermächtigt und verpflichtet. Sie suchen sich ihre Aufgaben nach ihrem Berührt- und Betroffensein von sozialen Aufgaben und sozialer Not. Aus diesem Impuls sind viele Gemeinschaften, Vereine und Einrichtungen der Diakonie entstanden. Der spontanen Tat jedes Einzelnen steht die christliche Liebestätigkeit an jedem Ort, im geordneten Diakonat jeder Gemeinde gegenüber. Sie ist Zentrum der Willensbildung, Mittlerin der Hilfe in der Gesellschaft hin zum Einzelnen und zum politischen Gemeinwesen. Dem Diakonat des politischen Gemeinwesens fällt „pflichtgemäß die Errichtung, Erhaltung und Verwaltung der ganzen institutionellen, d.h. derjenigen Armenpflege zu, die in öffentlichen Hospitälern, Armenhäusern, Schulen“ erfolgt. Wichern dachte dem Staat gegenüber in Kategorien des Dienstes und nicht der Herrschaft und knüpfte im übrigen auch hier an Martin Luther an, der zu einer ähnlichen Aufgabenteilung in der schöpfungsgemäßen Ordnung kam.

Wichern hat ernst gemacht mit der „Wiedererneuerung des apostolischen Diakonats“. Ihm erschien eine lebendige, weitgefächerte Struktur des Diakonats geradezu als „der einzig mögliche Vermittler für das Gesamtgebiet der Liebespflege in Staat und Kirche und im freien Gesellschaftsleben“. Die Kirche kann und soll nicht die Rolle des Staates übernehmen. Was sie hingegen kann und darum soll, ist, Nöte zu entdecken, auf sie aufmerksam zu machen, Impulse zu geben und – wo sie es kann – selbst einzuspringen. Wichern hat in Wittenberg mit dürren Worten von der Schuld der Kirche gegenüber dem Proletariat gesprochen. Er gesteht ein, daß die Nöte des Proletariats nicht mit caritativen Mitteln gelöst werden können, sondern daß ein Rechtsanspruch des Proletariats vorliegt, um dessen Einlösung sich die Kirche bemühen muß. Dieser Rechtsanspruch wurde freilich erst sehr viel später eingelöst.

Wir alle wissen, daß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur das Projekt der nationalen Einheit, sondern auch der konfessionalistischen Selbstbehauptung immer mehr in den Vordergrund gerückt wurde. Auch Wichern verstand die Innere Mission als nationale Einigungsbewegung und hat auf diakonischem Gebiet tatsächlich die Schranken des Landeskirchentums durchbrochen und im Centrausschuß der Inneren Mission ein nationales Instrument geschaffen. Allerdings waren der späte Wichern und erst recht Adolf Stoecker, Reinhold

Seeberg und viele andere nicht frei von nationalistischen und zugleich antiwestlichen und antisemitischen Strömungen. Als Beispiel sei aus einer der letzten Reden (1874) Wicherns zitiert:

„Es gilt nicht ein weltliches, sondern das göttliche Reich, nicht die Wahrung der Fahne des irdischen Königs und Kaisers, sondern das Banner des ewigen Königs und unbeschränkten Herrn, dessen Herrlichkeit sich über uns entfaltet. Welch ein Augenblick – fragt unsre Söhne, die in den Schlachten bis aufs Blut gekämpft! –, Welch ein Augenblick, wenn sich die Fahne zum Kampf entfaltet! Dann jauchzen und bangen aller Herzen, bis die Feuer ihre Macht entfalten. Unser Mut müßte sinken und zusammenbrechen, wenn der Herr nicht selbst wahrhaftig seines Volkes Berater, Führer und Herzog wäre. ... dieses Reich hat seine Stufen und Entwicklungen; auf einer dieser Stufen, in einer dieser Entwicklungen stehen wir! Gehen wir in Christi Geist darauf ein, dann wird die soziale Aufgabe des nationalen Lebens und die Geschichte unsers Volkes in idealster Weise vorgeführt. Der Kampf mit Frankreich war nur eine Vorstufe. Dahin muß unser Streben gehen, nicht zu ruhen, sondern in diese Entwicklung, in diese Geschichte einzutreten, und zwar in voller Kraft.“

Wir wissen auch, daß im Kaiserreich der konfessionelle Protestantismus sich gegen die Freikirchen stark abgrenzte und ein autoritäres amtskirchliches System dagegensetzte. Dieses Abgrenzungsverhalten blieb im Grunde bis 1945 bestehen. In Deutschland ist nicht nur das Projekt der nationalen Einheit im Chauvinismus, Rassismus und bellizistischen Imperialismus entgleist, sondern Deutschland ist die wichtigste Ursache dafür, daß auch das Projekt der europäischen Einigung, das typische Projekt des 20. Jahrhunderts, mit Verspätung auf den Weg kam.

### **3. Die beiden großen Projekte des 20. Jahrhunderts als Aufgabe der Zusammenarbeit der Diakonie**

#### **3.1 Die Europäische Union als Chance**

Niemand übersieht, daß die Europäische Gemeinschaft seit dem Fusionsvertrag von 1965 bis zum Unionsvertrag von Maastricht vom 7. Februar 1992 und zur Erweiterung der EU um zwei skandinavische Staaten und Österreich eine Fülle von Einzelproblemen in „einheitlichen Verfahren“ angepackt hat. Der Vertrag hat den Prozeß der europäischen Integration auf eine neue Stufe gehoben. Die Europäische Union ist nun definitiv mehr als eine „zwischenstaatliche Einrichtung“ im Sinne von Artikel 24 Grundgesetz, in der es nicht mehr nur um die Übertragung einzelner „Hoheitsrechte“ geht. Zuzustimmen ist dem Staatsrechtler Klaus Stern. Er hat in seiner Stellungnahme für die Gemeinsame Verfassungskommission eindrucksvoll belegt, daß die Europäische Union quantitativ und qualitativ über die bisherige Supranationalität hinausreicht und

Kernbereiche bisheriger nationaler Souveränität umfaßt. Diese Strukturen werden nun mit einem Vertrag ohne Kündigungsklausel endgültig festgeschrieben. Zudem verlagert die im Vertrag bereits verbindlich geregelte Einführung einer einheitlichen europäischen Währung nicht nur einen zentralen Bereich der bislang nationalen Souveränität auf die Europäische Union, sondern löst politische Folgezwänge aus, die zu einer Europäisierung der gesamten Finanz-, Wirtschafts- und Sozialpolitik führen müssen – wenn anders nicht die Währungsunion zerschlagen soll. Sind aber die nationalen Währungen erst abgeschafft, wird der faktisch-politische Druck auf die Herbeiführung einer umfassenden politischen Union unwiderstehlich werden. Dies entspricht im übrigen der Logik des Vertrages von Maastricht, der auf eine immer weitergehende Integration angelegt ist.

Bundespräsident Roman Herzog stellte kürzlich fest: „Eine Währungsunion ist nicht ohne politische Union denkbar.“ Es ist die Aufgabe der kommenden Jahre, das Demokratiedefizit der EU mittels Ausbau und Verfassung eines parlamentarischen und föderalen Regierungssystems zu überwinden. Der Europäischen Gemeinschaft kann nur so der politische Rahmen einer demokratisch verfaßten Union von demokratischen Nationalstaaten mit beschränkter, kooperativ gebundener Souveränität gegeben werden. Das Ergebnis wird mit Sicherheit ein Staat völlig neuer Art sein, ein Staat zwischen Staatenbund und Bundesstaat, der auf immer weitere Vertiefung angelegt ist. Die Kirchen sind aufgerufen, auf ihrer Ebene der ethischen Verantwortung an diesem Projekt aktiv mitzuwirken.

Die entscheidende Herausforderung im europäischen Einigungsprozeß steht unmittelbar bevor. Der Europäische Rat hat auf seiner Tagung vom 21./22. Juni 1993 in Kopenhagen beschlossen, „daß die assoziierten mittel- und osteuropäischen Länder, die dies wünschen, Mitglieder der Europäischen Union werden können. Ein Beitritt kann erfolgen, sobald ein assoziiertes Land in der Lage ist, den mit einer Mitgliedschaft verbundenen Verpflichtungen nachzukommen und die erforderlichen wirtschaftlichen und politischen Bedingungen zu erfüllen.“ Bisher hat die Europäische Union Assoziierungsabkommen mit zehn Ländern (Ungarn, Polen, Tschechische Republik, Slowakei, Rumänien, Bulgarien, Litauen, Lettland, Estland und Slowenien) ausgehandelt, wovon inzwischen ein Großteil ratifiziert und in Kraft getreten sind. Die Beitrittsbedingungen beziehen sich auf die institutionelle Stabilität als Garantie für demokratische und rechtsstaatliche Ordnung, für die Wahrung der Menschenrechte sowie die Achtung und den Schutz von Minderheiten. Außerdem werden vorausgesetzt eine funktionstüchtige Marktwirtschaft sowie die Fähigkeit, dem Wettbewerbsdruck und den Marktkräften innerhalb der Union standzuhalten, die Übernahme der aus einer Mitgliedschaft erwachsenden Ver-

pflichtungen durch die einzelnen Beitrittskandidaten sowie die Auflage, sich die Ziele der politischen, Wirtschafts- und Währungsunion zu eigen machen zu können.

Am 28. März 1996 veröffentlichte der französische Staatspräsident Jacques Chirac ein „Französisches Memorandum für ein europäisches Sozialmodell“<sup>4</sup>. Hier wird eine Vision für die Zukunft Europas vorgetragen, die geeignet ist, die Krise der Europäischen Union zu überwinden und die sozialen und menschlichen Dimensionen des Zusammenlebens in Europa in den Vordergrund zu rücken. Chirac stellt in diesem Zusammenhang fest: „Der europäische Gedanke muß, um die Herzen der Männer und Frauen anzusprechen, Verlangen, Vertrauen und Hoffnung auslösen. Das ist heute nicht der Fall. Die Völker haben das Gefühl, Europa kümmere sich nicht um die täglichen Sorgen, beschränke sich auf Projekte, die in der Abgeschlossenheit von Büros ausgearbeitet werden, und sei Quelle von Zwängen statt von Hoffnungen.“ Angesichts der Tatsache, daß 18 Millionen Menschen ohne Arbeitsplatz sind, über 50 Millionen von Ausgrenzung und Armut betroffen sind, nahezu 5 Millionen Menschen als Obdachlose oder in Notunterkünften sowie 9 Millionen mit Langzeitarbeitslosigkeit zu leben haben, sei es an der Zeit „ein wirkliches europäisches Sozialmodell zu definieren“<sup>5</sup>.

Chirac macht darauf aufmerksam: „Die europäischen Länder haben im Laufe ihrer Geschichte die Grundlagen für ein Sozialmodell gelegt, das Europa von den anderen Kontinenten unterscheidet.“ Er erinnert daran, daß überall in Europa Männer und Frauen einen Schutz gegen die Wechselfälle des Lebens und ein garantiertes Einkommen nach ihrem Rückzug aus dem Erwerbsleben erhalten:

– Überall in Europa ist die Rolle der Sozialpartner im wirtschaftlichen und sozialen Leben anerkannt. Heute ist es der soziale Dialog, der die konkretesten und solidesten Fortschritte beim Kampf gegen die Arbeitslosigkeit bringen kann, indem die duale Ausbildung der Jugendlichen gefördert, neue Formen der Arbeitsorganisation entwickelt und eine für die Beschäftigung günstigere Teilung der Produktivität erreicht wird. – Überall in Europa legt der Staat die Mindestspielregeln in den Arbeitsbeziehungen fest und stellt den nationalen Konsens sicher.

– Überall in Europa sind die sozialen Sicherungssysteme tief in der Identität und der Kultur der Völker verwurzelt. – Anders als manche glauben, sind diese sozialen Errungenschaften ein Trumpf für Europa. Sie waren ein Faktor des Wirtschaftswachstums, weil sie den sozialen Konsens sichergestellt haben. Sie werden morgen den europäischen Ländern ermöglichen, sich an eine neue Gesellschaft, in der Arbeitsformen anders und stärker diversifiziert sein werden, sowie an die neue, vor unseren Augen im Entstehen begriffene Wirtschaft anzupassen.<sup>6</sup>

Oft wird darauf hingewiesen, daß externe Beobachter den Eindruck gewinnen, daß die Ähnlichkeiten der Sozialsysteme in der EU größer sind als die Unterschiede, während genaue Prüfungen zeigen, daß jedes Land seinen unverwechselbaren Aufbau aufweist. Da aber die Herausforderungen – im Blick auf die Alterungsprozesse, Armutsbekämpfung, Gesundheitsversorgung, Arbeitsförderung, Wandel der Familien usw. – überall gemeinsame Züge tragen, werden die Anpassungen und Veränderungen dazu führen, daß die soziale Geographie Europas entsprechend neu festgelegt werden muß. Dies wird die Aufgabe des 21. Jahrhunderts sein.

Über die Entstehung einer europäischen Sozialkultur werden in den Beitrittskriterien nur implizit Aussagen gemacht. Dies ist aber das Thema, das langfristig für die Lebenswirklichkeit der Bürger in Ost und West von entscheidender Bedeutung ist. Die Kirchen haben das Thema nicht auf die Tagesordnung gesetzt, aber es ist ihnen heute zunehmend vorgegeben. Dabei darf auch nicht außer Acht gelassen werden, daß zu einem versöhnten Europa auch die Staaten der ehemaligen Sowjetunion hinzugehören, denn immerhin hat der gegenwärtige russische Präsident das Beitrittsbegehren seiner Regierung langfristig in Aussicht gestellt. Die Denkschrift der Kammer für Soziale Ordnung der EKD „Verantwortung für ein soziales Europa“ (1991) hat bereits diese Perspektive vorgetragen und zusätzlich zum Ausdruck gebracht: „Das europäische Haus darf nicht zu einer Festung Europa werden.“ Gefordert werde vielmehr „ein Europa der offenen Türen“.

### 3.2. Das säkulare Europa und die Krise der Kirchen

Viele Menschen richten berechnete Hoffnungen auf die Kirchen und auf die ihnen verbundenen gesellschaftlichen Kräfte. Wir müssen uns aber im klaren darüber sein, daß das moderne Europa nicht nur durch seine Nationen gekennzeichnet ist, sondern auch durch konfessionelle Spaltungen und die Pluralität der Kirchen und Konfessionen. Im bewußten Gegensatz zur – durch die Reformation bewirkten – konfessionellen Spaltung hat sich ein neues Europa als Produkt eines Emanzipations- und Säkularisationsprozesses herausgebildet. Dieses Europa hat sich in Gestalt seiner spezifischen Rationalität mit der dazugehörenden Wissenschaft, Technologie, Ökonomie in die ganze Welt hinaus verlagert und ist omnipräsent in der gegenwärtigen Weltwirklichkeit. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß die europäische Union in erster Linie Wirtschafts- und Technologiegemeinschaft, Währungsunion, Rüstungs- und Verteidigungsunion und erst in zweiter und dritter Linie kulturelle, politische und soziale Union genannt werden kann. Die Kirchen waren bisher nicht die wichtigsten Triebkräfte europäischer Einigung. Soll die europäische Ordnung nicht zu einem technokratisch und bürokratisch gelenkten

System wirtschaftlicher Großstrukturen erstarren, dann bedarf es der lebendigen Zuordnung geschichtlich gewachsener kultureller, religiöser Traditionen.

Unübersehbar befinden sich auch die Kirchen in einer Krise. Kürzlich äußerte Limburgs Bischof Franz Kamphaus, die Kirche sei „offenkundig in einer tiefgreifenden Krise“. „Unwiederbringlich vorbei“ seien die Voraussetzungen für die bisherige Gestalt der Kirche. Es sei keine „hausgemachte“ Krise der katholischen Kirche, sondern eine fundamentale Gotteskrise. Eine „diffuse Gottgläubigkeit“ werde von der Gesellschaft toleriert, aber kein Glaube „mit Konsequenzen, mit klaren Forderungen, die die eigenen Lebenskreise stören“. Er rief die Katholiken zu „Echtheit und Glaubwürdigkeit“ auf. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt die European Values Study (EVS). Der Jesuitenpater Prof. Jan Kerkhofs S.J. (Leuven) faßte die Ergebnisse etwa folgendermaßen zusammen: In dem traditionellen Spannungsfeld zwischen der Immanenz und der Transzendenz Gottes scheint der Europäer mehr und mehr zum Verfechter der Immanenz, ja sogar eines Agnostizismus religiöser Färbung zu werden. Bloß eine kleine Minderheit erwartet von den Kirchen Europas eine Lösung ihrer Probleme. Die Mehrheit jedoch erwartet noch immer Hilfe beim Suchen nach einer Antwort auf die Sinn-Fragen, wie auch auf die Herausforderung welche die Armut, der Rassismus und die Ungerechtigkeit für sie bedeutet. Anders gesagt: einen aktualisierten und glaubwürdigen Prophetismus, als Diakonie der Glaubensgemeinschaft für eine verwirrte und heimlich doch Hoffnung suchende Welt.

Ich gebe dem verehrten Kollegen der Waldenser Kirche Prof. Paolo Ricca, dem wir in Heidelberg die Würde eines Dr. theol h.c. verleihen werden, recht. Ricca sagte: „Wie schön wäre es, wenn die Kirche Jesu Christi als Wegweiser für die Einigung der Völker Europas wirken könnte. Wie schön wäre es, wenn wir Christen uns bei der Einigung Europas aus dem Hintergrund unserer Einheit als Kirche Jesu Christi betätigen könnten und nicht in der fragwürdigen Lage der Trennung, in der wir uns immer noch als Christen befinden.“ Gerade Ricca ist es, der die Zusammengehörigkeit von Diakonie und Prophetie als entscheidende Zukunftsaufgabe bestimmt hat: „Diakonie ohne Prophetie würde bedeuten, daß wir nur unser Herz und unsere Hände statt das Herz und die Hände Gottes wahrnehmen und bezeugen. Aufgabe der Theologie ist es, die Zusammengehörigkeit und innere Verflechtung von Prophetie und Diakonie näher zu untersuchen und deutlich hervorzuheben.“

### 3.3 Das globale Projekt ökumenischer Weltverantwortung

Auch im Blick auf das zweite große Projekt, die gemeinsame „Weltverantwortung“ der Christenheit steht die Diakonie heute am Anfang eines Weges.

Nur mit langem Atem; nur mit tiefem Glauben, nur mit weltumspannender Liebe, nur mit klaren Perspektiven der Hoffnung wird die Christenheit diesen Weg in die Zukunft gehen können. Wir verdanken der „Social Gospel Movement“ im 19. Jahrhundert, die besonders Fragen und Nöte der Arbeiterschaft in den industriellen Zentren Englands aufgegriffen und mit viel Kreativität an der Überwindung der sozialen Frage gearbeitet hat, die wichtigsten Impulse für die angelsächsischen bzw. europäischen Bewegungen.

Es waren ganz eindeutig die Dienstgruppen von Frauen, die ein weltweites Netz christlicher Diakonie in Kommunitäten, Ordensgemeinschaften und Schwesternschaften geknüpft und die dabei die nationalen, kontinentalen und konfessionellen Grenzen überwunden haben. In Deutschland gilt es als Tatsache: „Diakonie ist weiblich.“ Denn 80% der dort Tätigen sind Frauen.

Die Vollversammlung von Amsterdam hat die „Zwischenkirchliche Hilfe und den Flüchtlingsdienst“ zur zentralen Aufgabe der Ökumene erklärt und entsprechende Strukturen entwickelt (DICARS, seit 1971 CICARWS). Nicht zu übersehen blieb aber bis heute, daß kirchliche und nationale Eigeninteressen häufig eine effektive Zusammenarbeit behindert haben. Der Begriff „World-Service“ bzw. „World-Diakonia“ wurde 1961 in New Delhi geprägt: „The aim of the division shall be to express the ecumenical solidarity of the churches through mutual aid in order to strengthen them in their life and mission and especially in their service to the world around them (diaconia) ...“

In den folgenden Jahren wurden die Stimmen immer deutlicher, die neue Wege und Formen des Teilens im Rahmen eines umfassenden Austausches von Ressourcen, d.h. eine Erneuerung der ökumenischen Diakonie forderten, unter denen sich jede Kirche als gebende wie empfangende verstehen konnte. Es ging dabei um umfassendes Teilen auch kultureller, spiritueller, menschlicher und theologischer Gaben, es ging um „Leben teilen“. Vorbild ist das Abendmahl: Das Opfer Jesu für die ganze Schöpfung gegeben ruft nach Leben spendender und Leben teilender Diakonie.

Die Vollversammlung in Vancouver 1983 stellte daraufhin fest: „The ‚liturgy after the liturgy‘ is diaconia. Diaconia as the church's ministry of sharing, healing and reconciliation is of the very nature of the church. It demands of individuals and churches a giving which comes not out of what they have, but what they are. ... Diaconia cannot be confined within the institutional framework. It should transcend the established structures and boundaries of the institutional church and become the sharing and healing action of the Holy Spirit through the community of God's people in and for the world.“ In diesem Votum zeigt sich, daß das reiche philanthropische Erbe der orthodoxen Kirche in die ökumenische

Willensbildung eingeflossen ist – und diese seither deutlich befruchtet.

Die Weltkonsultation „Diakonia 2000 – Called to be Neighbours“ – knüpfte 1986 in Larnaca daran an und hob hervor, daß sich Diakonie vor Ort, in Ortskirche und Gemeinde zu entfalten und zu bewähren habe. Hier konkretisiert sich das Miteinander mit den Armen, Fremden, Kranken, Behinderten, Alten. Hier bildet sich „Volkes Meinung“ und politisch relevante Stimmung. Hier werden die unterschiedlichsten Charismata je nach den die Gemeinde konfrontierenden Herausforderungen mobilisiert. Daher kann es auch kein einheitliches Modell einer Diakonie geben. Jedes diakonische Handeln hat seine eigene Tradition entsprechend seinem theologischen Grundverständnis, seiner kirchlichen Entwicklung, seiner wirtschaftlichen Situation und geschichtlichen Erfahrung mit der sozialen Umwelt und gestaltet sich entsprechend unterschiedlich im Angesicht der jeweiligen Herausforderungen.

Larnaca unterstrich zugleich die globale Dimension der Diakonie. Der ferne Nächste ist uns ebenso anheimgegeben wie der Nachbar.

#### **4. Zum Verständnis der Diakonie als „Diakonie der Versöhnung“**

Von welchem Verständnis von Diakonie lassen wir uns leiten? In jüngster Vergangenheit wurde immer deutlicher die Erkenntnis, daß Diakonie im Zentrum des Auftrages der Christenheit steht und deshalb alle Lebensäußerungen der Kirchen sowie ihrer theologischen Ortsbestimmung durchdringt. Im Sommer 1996 fand als Zusammenfassung eines mehrjährigen ökumenischen Konsultationsprozesses, den das Diakoniewissenschaftliche Institut durchführen konnte, ein großes Studienseminar in der Orthodoxen Akademie in Kreta statt. Unser Freund, der bedeutende orthodoxe Theologe und Sozialwissenschaftler Alexandros Papaderos, war für die Vorbereitung und Durchführung dieser Tagung mitverantwortlich. Das Thema: „Diakonie der Versöhnung – Auf dem Weg zu einer Ökumenischen Verständigung in Europa“. Das Seminar war nicht nur Zusammenfassung, sondern zugleich Vorbereitung der Zweiten Ökumenischen Versammlung in Graz 1997. Diese Versammlung wurde sowohl von dem „Rat der katholischen europäischen Bischofskonferenz“ (CCEE) als auch von der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) vorbereitet und durchgeführt. Das Thema: „Versöhnung – Gabe Gottes – Quelle neuen Lebens“. Damit ist aber das zentrale Thema der Diakonie angesprochen.

Wenn wir von der „Diakonie der Versöhnung“ sprechen, dann meinen wir damit das biblisch bezeugte Ereignis der Versöhnung. Der griechische Begriff für Versöhnung, „katallage“, bedeutet im emphatischen Sinne volle Veränderung bzw. Erneuerung, neue Kreatur (2.Kor 5,17). Die Erneuerung als neue Seinsweise ermöglicht eine neue Beziehung des Menschen zu Gott, zu sich selbst,

zum Mitmenschen und der ganzen Schöpfung. Durch diese neue Seinsweise, die uns Gott schenkt, und die daraus folgende neue Beziehung entsteht Versöhnung. Das Ereignis der Versöhnung geht somit allen menschlichen Bemühungen um die Gestaltung von Kirche und Wirklichkeit voraus. Die Diakonia der Versöhnung (2.Kor 5.18) ist der grundlegende Auftrag, der allen Differenzierungen in Ämter und Dienste, in Verkündigung und sozialer Arbeit vorausliegt. Die Versöhnung ist Grund und Ziel aller Wege Gottes mit der Menschheit und der ganzen Schöpfung. Sie ist die „Gabe Gottes und Quelle neuen Lebens“.

Diese Versöhnung umfaßt nicht nur die Menschen, sondern die ganze Schöpfung (Röm 8,22-23; Kol 1,20). Die biblischen Schöpfungsberichte sehen das Verhältnis von Mensch und Natur nicht als ein selbstverständliches, harmonisches Gleichgewicht, sondern als einen Konflikt, der durch die Schuld des Menschen verschärft ist. In diesem Konflikt soll und muß der Mensch die bestmöglichen Regelungen finden und verwirklichen. Dazu gehört, daß er die rücksichtslos selbstsüchtige Gewalt, mit welcher er der Mitkreatur unnötige Opfer auferlegt und ihre kreatürliche Angst steigert, einschränkt, zurückernimmt.

Der Apostel Paulus sagt in Römer 8,19, die Kreatur warte in ängstlichem Harren darauf, daß Gottes Kinder offenbar werden, sichtbar hervortreten. Die Erwartung der Kreatur richtet sich darauf, daß der versöhnte Mensch auch der Kreatur in ihrer Angst und Not zum Helfer bei ihrem Freikommen von tödlicher Knechtschaft wird. Was damit vom Apostel ausgesprochen ist, können wir wohl in unserer heutigen Denkweise und Weltanschauung nur anfangsweise ahnen.

Mit Recht gelten Martyria (Zeugnis), Diakonia (Dienst) und Koinonia (Gemeinschaft) als die grundlegenden Lebensäußerungen der Christenheit. Versöhnung ist ihr gemeinsamer Lebensgrund. Die Verkündigung artikuliert das Versöhnungsgeschehen je und je und weckt dadurch neue Hoffnung. Die Diakonie intendiert durch ihr konkretes Handeln, daß Getrenntes versöhnt wird, ausgegrenztes, preisgegebenes Leben Beistand erfährt. Koinonia ist die Gemeinschaft von Menschen, die sich in die Dynamik von Gottes universalem, alle Grenzen übergreifendem Eintreten für seine von Zerstörung bedrohte Welt hineinnehmen lassen. Christliche Gemeinde wird so selbst zum Versöhnungsgeschehen.

Es ist die theologische Aufgabe, den veränderten Bedingungen für unser Verständnis von Versöhnung Rechnung zu tragen. Der orthodoxe Theologe Nikos A. Nissiotis hat in seinem Buch „Die Theologie der Ostkirche im ökumenischen Dialog“ angedeutet, worum es geht:

„Die Theologen sind gezwungen, ihre Christologie in der Horizontale auszuarbeiten, und indem sie sich auf die Menschheit Christi gründen, müssen

sie versuchen, die dynamischen Prinzipien einer weiter gefaßten Christologie, die das fleischgewordene Wort mit der geschichtlichen Realität verbindet, zu entwickeln. Je ernster die zeitgenössische Theologie die neue Gesellschaft, die Umwälzung der traditionellen Ordnungen und Moralbegriffe nimmt, je mehr sie die Würde und Reife des heutigen Menschen und dessen Autonomie im Bereich der kulturellen, ökonomischen und wissenschaftlichen Entwicklung respektiert, umso bereiter ist sie, ihre Christologie von der Menschheit im Ganzen, von der menschlichen Geschichte und explosiven Ereignissen her zu entwickeln, wenn sie den Platz der Kirche in dieser Gesellschaft zu interpretieren sucht.“

### 5. „Responsible society“ – Zielperspektive für Europa und die Eine Welt

Ich hatte Anfang des Jahres 1997 Gelegenheit, in der kleinen Delegation der Bundesregierung an der Eröffnungskonferenz der Niederländischen Regierung anlässlich ihrer EU-Präsidentschaft in Amsterdam teilzunehmen. Nicht zufällig wählten die Niederländer das Thema „Social Policy and Economic Performance“. Der Chairman dieses höchst intensiven Dialogs, der katholische ehemalige Ministerpräsident Ruud Lubbers, faßte die Konferenz zusammen: Es sei das Ziel aller Beiträge der Mitgliedsstaaten, ein Europa im Zeichen der dreifachen ethischen Maxime zu gestalten, nämlich eine „just, participatory und sustainable society“. Dies sind exakt die Kategorien, die zur inhaltlichen Bestimmung der verantwortlichen Gesellschaft, des ökumenischen Leitaxioms der „responsible society“, seit der Gründungskonferenz des Ökumenischen Rates der Kirchen in Amsterdam 1948 herangezogen wurden. Daß nun 1997 die „verantwortliche Gesellschaft“ als eine der sozialen Gerechtigkeit, der umfassenden Partizipation und Mitgestaltungsfreiheit der Bürger und ihre wirtschaftliche und ökologische Zukunftsfähigkeit als das politische Leitbild des künftigen Europas – wieder in Amsterdam – vorgetragen wurde, stimmte alle Anwesenden hoffnungsvoll.

Endlich ist es möglich, ein vorwiegend negativ bestimmtes Verständnis politischen Handelns zu überwinden. Der Begriff des Politischen wurde zu lange von der Freund-Feind-Relation her bestimmt. Die Überfülle der Bürgerkriege, Religionskriege, Stammeskriege bis in die Gegenwart hinein begünstigte diese negative, auf menschliche Brutalität reagierende, sie zugleich bestätigende Ausformung des Politischen. Theologisch entsprach dem die Auffassung, die den Staat als Notordnung, als Damm gegen das Böse, als autoritäre Macht zur Beendigung des menschlichen Machtdrangs interpretiert. Obwohl diese Aufgabe einer Zügelung von zügellosen Menschen immer grundlegend zu einer politischen Ordnung gehört, wäre es falsch und

einseitig, nur von ihr her die politischen Aufgaben abzuleiten.

Die positive Aufgabe des Politischen ist die Bereitstellung, Sicherung und dynamische Entwicklung von Lebensmöglichkeiten, sowohl für die Angehörigen des eigenen Gemeinwesens wie auch für das Zusammenleben der verschiedenen Staaten. Die Ausübung, die Verteilung und die Kontrolle von Macht hat in den Dienst dieser Aufgabe zu treten. In der Gegenwart wird es uns entschiedener als früheren Generationen bewußt, daß die Lebensermöglichung über den souveränen Nationalstaat hinaus das Ziel des Politischen sein muß. Es ist deshalb die Aufgabe des kommenden Jahrhunderts, parallel zur Einigung Europas die Organe der Vereinten Nationen entschieden auszubauen und mit weitreichenden Kompetenzen auszustatten. Damit ist klar: Die Machtexpansion der Nationen, die seit dem Aufkommen des Nationalstaates das dominierende Ziel der Politik war, muß heute begrenzt werden. Sie ist höheren Zielsetzungen zu unterwerfen. Politik ist heute also Lebensermöglichung mit Hilfe der Mittel von kontrollierter Macht, Herrschaft und Organisation innerhalb des Weltsystems der bestehenden Staaten, mit dem Ziel, dieses Weltsystem selbst im Sinne einer besseren Ermöglichung von Humanität zu verändern. Es ist die Aufgabe der Kirchen, diesem positiven Verständnis von Politik Nachdruck zu verleihen und an der konkreten Ausgestaltung des Zieles einer „responsible society“ in Europa aktiv mitzuwirken. Der Beitrag der Christen liegt in der glaubhaften Bezeugung ihres christlichen Ethos.

Heute kann es nicht darum gehen, ein vorneuzeitliches Wertesystem zu restaurieren, in dem die Mündigkeit des Menschen, seine Freiheit und Chance zur Selbstbestimmung, rückgängig gemacht werden, alte Bindungen einfach wieder hergestellt werden und somit der Säkularisierungsprozess insgesamt diskreditiert wird. Legitim aber ist die Erwartung, daß insbesondere die Ursprungsgeschichte des Christentums Intentionen und Kriterien enthält, die heute von handlungsorientierter und gemeinschaftsbildender Relevanz sind. Es ist der Problemdruck der Gegenwart und zukunftsbezogener Richtungsorientierung, der die Aufnahme von Impulsen des christlichen Ethos akut werden läßt. Im Vollzug des Glaubens sind durch das Ethos mitgesetzt z.B. die Aufforderung, *Solidarität* und *Verantwortung* für den Mitmenschen zu übernehmen, denn nur mit dem Mitmenschen gemeinsam kommt der Mensch zum Heil. Die *Berufung zur Freiheit* und *Mündigkeit* emanzipiert vom heteronomen Umgang mit dem Gesetz und den Zwängen der Umwelt (Gal 3,23 – 5,1). Das Kriterium *Dienst* wird an die Stelle der Herrschaft des Menschen über den Menschen und an die Stelle der Gewalt (Mk 10,42 f.) gesetzt. Ebenso steht im Mittelpunkt die *Hilfe für Schwache und Schutzbedürftige* durch *Aufrichtung des Rechts*. Diese Richtungskriterien

entsprechen der Bewegung von *Gottes Liebe* in der Welt. Sie stehen in vielfacher Hinsicht im Widerspruch zu den vorherrschenden Tendenzen und Wertesystemen der Gegenwart. Gleichwohl bewähren die Christen und die christliche Gemeinde durch ihre Konkretisierung ihre spezifische Weltverantwortung. Zugleich gilt es, Tendenzen in der Gesellschaft zu stärken, in denen der Wille zu neuen Einstellungen, zur Solidarität unter Menschen und mit der Schöpfung, zu neuen Formen des Helfens und zur Bereitschaft zum Teilen der Güter erkennbar sind.

Der katholische Sozialethiker Johann Baptist Metz, Schüler Karl Rahners, hat vor kurzem unter dem Stichwort „Compassion“ einen „Vorschlag für ein Weltprogramm des Christentums“ unterbreitet. Er hält das Wort für unübersetzbar. Es soll die elementare Leidempfindlichkeit der christlichen Botschaft wie ihre Orientierung an der Gerechtigkeit zum Ausdruck bringen. „Compassion“ ist das Schlüsselwort für das Weltprogramm des Christentums. „Fremdes Leid wahrzunehmen und zur Sprache zu bringen, ist die unbedingte Voraussetzung aller künftigen Friedenspolitik, aller neuen Formen sozialer Solidarität angesichts des eskalierenden Risses zwischen Arm und Reich und aller verheißungsvollen Verständigung der Kultur- und Religionswelten.“ Metz fragt: Braucht die Welt und ihre Politik nicht auf eine neue Weise das in den Religionen der Menschheit akkumulierte Leidensgedächtnis? Das fragt er nicht, um einer traumtänzerischen Gesinnungspolitik oder gar einer fundamentalistischen Religionspolitik das Wort zu reden, sondern um eine „gewissenhafte Weltpolitik“ – in der Stunde großer Gefahr – zu stützen. Das Christentum hätte hier unbedingt sein „Weltprogramm der Compassion“ anzubieten.

Diakonie und Caritas sind heute herausgefordert, „Rechenschaft von der Hoffnung, die unter ihnen ist“ so zu geben, daß sie hellhörig für neue Entwicklungen sind und neue Modelle sozialen Lernens und Handelns erproben. In einer so weit gespannten Hoffnungsperspektive sollte deutlich werden, daß Christsein heute Chance und Verpflichtung zugleich ist.

## 6. Schritte zur internationalen und ökumenischen Zusammenarbeit

Bisher wurde die ökumenische Diakonie-Konsultation in Bratislava (Slowakei) im Oktober 1994 nicht erwähnt. Bedeutsam an dieser Begegnung, die unter anderem von der Programmeinheit IV des Ökumenischen Rates mitvorbereitet wurde, ist vor allem ihre Abschluß-Erklärung: „Auf dem Weg zu einer Vision von Diakonie in Europa“. Dort wird ausdrücklich betont, daß sie als ein Schritt zu verstehen ist zu einer „Ökumenischen Diakonie Charta“, die über den kontinentalen Rahmen Europas hinaus die Basis weltweiter Zusammenarbeit legen und zur „Förderung von Reflexion, geistlichem Dialog,

gründlicher Analyse, Koordinierung der Ressourcen“ anregen soll.

Wiederholt wurde der Vorschlag gemacht, am Ende dieses Jahrhunderts den Faden der „Life-and-Work-Movement“, die mit der Konferenz 1925 ihren ersten Höhepunkt erreicht hat, wieder aufzunehmen und zeitgemäß fortzuspinnen. Ich bitte zu bedenken, ob nicht in einem 5-Jahres-Rhythmus und in enger Kooperation mit den Organen der Ökumene aber auch mit der katholischen Kirche Diakonie-Caritas-Weltkonferenzen ins Auge gefaßt werden sollten. Dies hat nur dann einen Sinn, wenn die Zwischenzeit zu immer intensiverer Zusammenarbeit in zentralen Bereichen genutzt und die Ergebnisse in die Konferenzen eingebracht werden. Zunächst wären gemeinsame Arbeitsaufgaben für diese Zeiträume zu bestimmen und zu vergeben. So kann ein Arbeitsverhältnis untereinander und zur Wirklichkeit unserer Welt begründet werden, dessen Früchte hoffentlich heranreifen. In diesem Sinne darf ich abschließend einige Anregungen für die mögliche Weiterarbeit vortragen und für die Diskussion zu bedenken geben.

### **6.1 Wir brauchen eine Verständigung über Prioritäten**

Diakonie ist kein Selbstzweck, sondern hat – wie kurz erwähnt – einen klar formulierten Auftrag. An ihm ist auch die Frage nach den Prioritäten zu orientieren. Ich denke, wir können uns darüber verständigen, daß wir in Mt 25 ganz klar gesagt bekommen, wer heute unser Nächster ist. Diesem Auftrag nicht gerecht zu werden, ist die Schuld der Christenheit, für die sie zur Rechenschaft gezogen wird.

– Wir wissen z.B. heute, wo und in welchem Ausmaße Menschen Hunger leiden. Wir haben die Möglichkeiten, dafür zu sorgen, daß kein Mensch notwendigerweise an Hunger zugrunde geht, d.h. die „basic needs“ für jede menschliche Person erfüllt werden.

– Wir haben nicht zuletzt in Deutschland erlebt, daß Menschen bzw. ganze Menschengruppen wegen ihrer religiösen Überzeugungen, ihrer Hautfarbe oder weil sie etwa behindert oder gebrechlich sind, ausgegrenzt, in Lager verschleppt oder sogar ausgemerzt werden. Es liegt in der Mitverantwortung der Christenheit, dafür Sorge zu tragen, daß sich solche Ereignisse nicht wiederholen.

– Positiv geht es um die genuin christliche Aufgabe, jedem Kranken und Bedürftigen im Nahbereich mit pflegerischer Sorgfalt zu begegnen und darauf zu achten und dafür Sorge zu tragen, daß niemand von diesen Menschen verlassen und unversorgt zugrunde geht.

– Wir erleben auch heute wie in den vergangenen Jahrhunderten, daß Konflikte unter Menschen bzw. Völkern mit Gewalt und mit den schrecklichsten Waffenpotentialen ausgetragen werden. Wir wissen auch, daß notwendigerweise Zustände extremer

Not subversive Gewalt, Haß, internationale Unsicherheit und zerstörende Kriege hervorbringen. Wir kennen aber auch die Nebenwirkungen in der Form massenhafter Flucht und Vertreibung von wehrlosen Familien in aller Welt. Es ist die Aufgabe der Christenheit, an der Überwindung der Ursachen aktiv zu arbeiten und diejenigen ökonomischen, gesellschaftlichen und politischen Lebensbedingungen mit herbeiführen zu helfen, welche die Ursachen und Antriebe zu solchen Kriegen beseitigen. Dazu gehört auch die interreligiöse Versöhnungs- und Verständigungsarbeit.

– Einigkeit besteht in der ganzen Christenheit, „daß die menschliche Arbeit [...] wohl der wesentliche Schlüssel in der gesamten sozialen Frage ist, wenn wir sie wirklich vom Standpunkt des Wohls für den Menschen betrachten wollen“ (Enzykl. „Laborem Exercens“ 1981). „Bezahlte Arbeit bildet die wichtigste Grundlage, nach der das Leben der Individuen, die Familien und die Gesellschaft organisiert sind“ (vgl. UN-Weltpakt für wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte vom 10.12.1966, Art. 6). Ist die Organisation menschenwürdiger Arbeitsverhältnisse eine Aufgabe, an der Diakonie sich zu beteiligen hat, oder sollen wir sie anderen überlassen?

Diesen fünf grundlegenden Aufgaben kommt heute wie zu allen Zeiten unbedingter Vorrang zu, und sie erfordern unter den Bedingungen der Weltgesellschaft vollständig neue Formen der Hilfe und präventiver Intervention. Ich höre den Einwand, diese gewaltigen Aufgaben überfordern die Kirchen und ihre Diakonie. Dies ist zwar verständlich, aber ich gebe zu bedenken, daß Christsein in dieser vom Verfall in den Abgrund bedrohten Welt mehr bedeutet als Bekundung des guten Willens. Die Formel „global denken – lokal handeln“ hat ihre Berechtigung. Denn es gilt, erst einmal vor der Haustüre, im lokalen Umfeld der Ortsgemeinde Lösungen für die grundlegenden Probleme zu erproben. Ja es sollte sogar ein Wettbewerb um die bewährtesten Lösungen in Gang kommen, damit gute Erfahrungen an einem Ort auch an einem anderen Ort zur Geltung kommen („bench-marking“). Die neue Aufgabe aber, vor der wir im kommenden Jahrhundert stehen, heißt: Wie kann die Christenheit nicht nur lokal, sondern auch global handeln? Welche Modelle der Kooperation und Intervention sind zu erarbeiten und umzusetzen?

### **6.2 Aufgaben ökumenischer Diakoniewissenschaft**

Lassen Sie mich aus der Sicht unseres Diakoniewissenschaftlichen Instituts die Aufgaben der Vernetzung und des wissenschaftlichen Austausches ein wenig konkretisieren. In den vergangenen Jahren wurden eine ganze Reihe neuer diakoniewissenschaftlicher Einrichtungen in Europa gegründet. Erwähnt seien die größeren Initiativen in Oslo, Lahti und in Uppsala. Aber auch in den Niederlanden, Österreich, Polen, Lettland, Estland und Ungarn

wurden Zentren gebildet, die geeignet sind, ein europäisches Netzwerk diakonie- bzw. caritaswissenschaftlicher Forschung auszubauen.

Welche Ziele sollten dabei verfolgt werden? Ich glaube drei hervorragende Ziele können hervorgehoben werden. Die Institute gewinnen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die bereit sind, grundlegend daran zu arbeiten, daß die diakonisch-soziale Verantwortung in der jeweiligen Region reflektiert und operationalisiert wird. Zur Reflexion gehören Studien zu den folgenden Fragestellungen: An welche diakonische Tradition kann in den jeweiligen Ländern angeknüpft werden, wo aber liegen die Defizite und Hindernisse für eine produktive Entwicklung? Welche neuen Herausforderungen an die diakonisch-soziale Verantwortung stellen sich, wie werden die Prioritäten darauf abgestimmt? Welche neuen Formen der Kooperation innerhalb der Diakonie sind möglich? Wie kann an einer „Kultur der Solidarität“ in den unterschiedlichen Kontexten gearbeitet werden? Welche Strategien der Ausbildung und des diakonischen Lernens lassen sich finden? Diese und ähnliche Fragen könnten in Zukunft in exemplarischen Länderberichten oder in vergleichenden internationalen Studien verfolgt werden.

In meinen Augen sollten aufeinander abgestimmte Expertengruppen gebildet werden, die nicht nur die eingegangenen Forschungsberichte auswerten und zusammenfassen, sondern auch eine eigenständige Berichterstattung über die soziale Situation und die drängenden diakonischen Aufgaben in Gang setzen und dokumentieren. Um eine Doppung mit den Aktivitäten der Europäischen Kommission bzw. der Vereinten Nationen (Weltarmutsgipfel!) zu vermeiden, sollte eine enge Zusammenarbeit mit diesen und den ökumenischen Organisationen angestrebt werden.

Lassen Sie mich aber darüber hinaus noch drei Bemerkungen zur Forschungssituation in dieser jungen theologischen Disziplin hinzufügen:

1. Diakoniewissenschaft hat zunächst die Chance, innerhalb des Kanons der theologischen Wissenschaften Forschung anzuregen und miteinander zu verknüpfen. Dies gilt für die biblischen wie für die kirchengeschichtlichen und systematischen Disziplinen. So haben wir mit Vertretern der biblischen Theologie sowohl die Zusammenhänge von alttestamentlichen-jüdischen mit den neutestamentlichen Überlieferungen zur Diakonie erarbeitet. Wir haben die altkirchlichen Traditionen nicht zuletzt für das Selbstverständnis der orthodoxen Diakonie neu zu erschließen begonnen. Die Aufarbeitung des reformatorischen Erbes im Blick auf Diakonie und Armutsüberwindung steht ebenso im Mittelpunkt unseres Interesses wie die kritische Aufarbeitung der Diakonie seit der Wicherzeit bis zum Nationalsozialismus. Diakoniewissenschaft ohne Sozialethik

und ohne empirische Sozialforschung ist heute nicht mehr denkbar. Mit anderen Worten, Forschungsanregung zu leisten, ja Begeisterung zu wecken für diese gemeinsame theologische Forschungsarbeit ist die erste Pflicht unserer Disziplin.

2. Die Diakoniewissenschaft ist mit der Praktischen Theologie insofern eng verbunden als sie auf die interdisziplinäre Forschung mit den Humanwissenschaften, also Soziologie, Jurisprudenz, Sozialpolitik, (Sozial)-Psychologie, Sozialpädagogik, Humanmedizin angewiesen ist. Hier ist die Aufgabe von den Handlungsfeldern der Diakonie bestimmt, die in Deutschland praktisch alle relevanten von der Beratung zur Rehabilitation und Pflege umfaßt. Neuerdings rückt immer mehr ins Zentrum der Forschung das Thema (Qualitäts)-Management in sozialen Organisationen (MSO). Dies führt dazu, daß der Kontakt mit der Betriebswirtschaft immer intensiver wird. In den meisten Gebieten stehen gegenwärtig ethische Grundsatzentscheidungen und Konflikte auf der Tagesordnung, die nur im Dialog mit diesen Wissenschaften sinnvoll bearbeitet werden können. Eine unserer letzten Dissertationen hatte das Thema „Geburtshilfe als Sterbehilfe? Zur Behandlungsentscheidung bei schwerstgeschädigten Neugeborenen und Frühgeborenen“.

3. Diakoniewissenschaft ist aber auch eine eminent praktische Disziplin. Ihr muß es darum gehen, „Wissen zu schaffen“, d.h. Aus-, Fort- und Weiterbildungsgänge zu entwickeln und zu strukturieren. Sie hat die Aufgabe, Innovations- und Handlungsforschung zu betreiben, neue vorbildliche Modelle sozialer Arbeit zu entwerfen und zu evaluieren („Kindergarten als Nachbarschaftszentrum“, „Integrationsmodell Kunst“). Ein neuer Zweig, den wir mitzuverantworten haben, ist der Bereich des diakonisch-sozialen Lernens in Schule und Gesellschaft, das in die Lehrpläne der Schulen bis hin zur Oberstufe des Gymnasiums implantiert werden soll. Dabei kommt dem grenzüberschreitenden Austausch entscheidende Bedeutung zu, denn die bewährtesten Modelle in einem Land sollen sinngemäß übertragen werden und Wettstreit um die besten Lösungen eingeleitet werden („benchmarking“).

Diakoniewissenschaft wird so zur entscheidenden weltzugewandten Seite der Theologie und ist damit auch in gefährlicher Weise der ganzen Komplexität der gegenwärtigen Weltsituation mit ihren Nöten und Konflikten ausgesetzt. Sie kann sich dieser Aufgabe nur stellen im Vertrauen auf die weltüberwindende Kraft der Liebe, die in Christus offenbar geworden ist. Im Lichte dieser Hoffnung gilt es, die Zeichen der Zeit zu deuten. Von hier aus erwächst auch die Kraft, Klarheit zu erhalten über das Zeugnis, das heute abzulegen ist und über den Dienst, zu dem die Christenheit heute verpflichtet ist.

**Anmerkungen:**

1. Beide Zitate: Johann Hinrich Wichern, Erklärung vom 21. September 1948 auf dem Wittenberger Kirchentag, in: Peter Meinhold (Hg.), Sämtliche Werke, Bd. I, Berlin/Hamburg 1962, 155.
2. Johann Hinrich Wichern, Rede auf dem Wittenberger Kirchentag vom 22. September 1948, in: Peter Meinhold (Hg.), Sämtliche Werke, Bd. I, Berlin/Hamburg 1962, 155-165, Zitat: 165.
3. Johann Hinrich Wichern, Einleitende Bemerkungen Wicherns zu seinem Gutachten über die Diakonie und den Diakoniat (1856), in: Peter Meinhold (Hg.), Sämtliche Werke, Bd. III/1, Berlin/Hamburg 1968, 128 f.; Zitate: 128.
4. Vgl. Frankreich-Info vom 26.3.1996, Nr. 12. Für ein Europäisches Sozialmodell: Jacques Chirac in „Liberation“ vom 25. 3. 1996 und im Frankreich-Info Nr. 14 vom 28.3.1996, „Französisches Memorandum für ein europäisches Sozialmodell“, Franz. Botschaft, Bonn 1996.
5. Frankreich-Info Nr. 12, a.a.O., 5.
6. Frankreich-Info Nr. 14, a.a.O., 2.

Annette Leis

## Neuere Entwicklungstendenzen der europäischen Wohlfahrt

In Europa liegt die Wiege des modernen Sozial- und Wohlfahrtsstaates. Die politischen Systeme und z.T. auch die Verfassungen zahlreicher europäischer Länder schreiben dem Staat eine aktiv eingreifende Rolle in sozialpolitischen Fragen zu. Die Sozialpolitik zählt zu den wichtigsten Verantwortungsbereichen der nationalstaatlichen Regierungen.

Dagegen gewinnt eine gemeinsame Sozialpolitik auf der Ebene der Europäischen Union (EU) erst in jüngster Zeit an Bedeutung. Die gesetzlichen Maßnahmen der Gemeinschaft betrafen bisher nur den recht eng eingegrenzten Bereich des Arbeitsrechtes und des Gesundheitsschutzes am Arbeitsplatz. Darüber hinaus engagierte sich die Europäische Gemeinschaft (EG) bzw. die EU mit Programmen in verschiedenen sozialen Problemfeldern (z.B. HELIOS zur Integration von behinderten Menschen oder POVERTY zur Armutsbekämpfung). Ein programmatischer Schwerpunkt der Europäischen Gemeinschaft (EG) mit sozialer Implikation lag seit jeher auf der Beschäftigungspolitik, d.h. auf der Schaffung von Arbeitsplätzen und Eingliederungshilfen auf dem Arbeitsmarkt. So wurde 1994 eine neue „Beschäftigungs-Initiative“ gestartet, die fünf Programme umfaßte: NOW (zur Förderung der Chancengleichheit von Frauen), HORIZON (Hilfen für behinderte oder von Ausgrenzung bedrohte Menschen auf dem Beschäftigungsmarkt), YOUTHSTART (Integration von jungen Menschen unter 20 Jahren – insbesondere mit unzulänglicher Ausbildung – auf dem Arbeitsmarkt), INTEGRA (zur Bekämpfung der spezifischen Risiken und Hindernisse von Immigranten, Flüchtlingen und von Ausgrenzung bedrohten Menschen auf dem Arbeitsmarkt) und ADAPT (zur Vorbereitung und Ausbildung von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern für die industriellen und technologischen Veränderungen).<sup>1</sup>

Diese Initiativen schlugen sich jedoch nicht in der supranationalen Gesetzgebung der Gemeinschaft nieder, d.h. die gesetzlichen Rahmenbedingungen für die Beschäftigungspolitik wurden weiterhin von

den einzelnen Mitgliedstaaten gestaltet. Der Amsterdamer Vertrag von 1997, der 1999 in Kraft tritt, läßt in dieser Hinsicht einen Neuaufbruch erkennen. Der Vertrag versucht als Gegengewicht zur gemeinsamen Wirtschaftspolitik den Rahmen für eine regelmäßige Kooperation in beschäftigungspolitischen Fragen zu schaffen, deren ausdrückliches Ziel ein „hohes Beschäftigungsniveau“ in der EU ist. Zu den konkreten Maßnahmen gehören: ein jährlicher Bericht von Europäischem Rat und Europäischer Kommission zur Beschäftigungslage mit Schlußfolgerungen, die wiederum zu vom Europäischen Parlament verabschiedeten, für die Mitgliedstaaten verbindlichen Leitlinien führen können; weiterhin die Prüfung der beschäftigungspolitischen Initiativen der Mitgliedstaaten durch die Organe der EU, aus der sich gegebenenfalls Empfehlungen an die einzelnen Staaten ergeben, sowie die Einrichtung eines Beschäftigungsausschusses der EU, der vorwiegend Koordinationsaufgaben wahrnimmt.<sup>2</sup>

Was im Amsterdamer Vertrag für die Beschäftigungspolitik im besonderen gilt, läßt sich für die gesamte soziale Dimension der europäischen Politik konstatieren. Das „Abkommen über die Sozialpolitik“, das im Maastrichter Vertrag von 1991 als Protokoll beigefügt war (und das Großbritannien nicht unterzeichnet hatte), wurde nun von allen Mitgliedstaaten als Teil des Vertragswerks verabschiedet. Damit ist die Basis für einen einheitlichen Rechtsrahmen gelegt, in dem sich ein sozialpolitisches Engagement der Europäischen Union ausformen kann. Der Amsterdamer Vertrag nennt explizit die „Gemeinschaftscharta der sozialen Grundrechte der Arbeitnehmer“ (1989) und die „Europäische Sozialcharta“ (1961) als sozialpolitische Richtlinien. Im Amsterdamer Vertrag wird also die Sozialpolitik als gemeinsames Ziel der einzelnen Staaten sowie der EU festgeschrieben und zwar in bezug auf die in den oben genannten Sozialchartas formulierten sozialen Grundrechte.<sup>3</sup>

Diese neue und erfreuliche Entwicklung darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich der

Bereich der sozialen Sicherung in der EU äußerst uneinheitlich darstellt und gerade in der Verschiedenheit der Systeme ein enormes Beharrungsvermögen liegt. Daher werden die Europapolitikerinnen und -politiker nicht müde zu betonen, daß es in der Sozialpolitik der EU allenfalls um eine Angleichung der Sozialsysteme gehen könne, nicht aber um ihre Vereinheitlichung. „Unser Ziel kann nur eine langsame, aber stetige Annäherung der unterschiedlichen Systeme sein, die auf der Freiwilligkeit aller Beteiligten beruht. (...) Für die Sozialpolitik gilt genauso wie für alle anderen Bereiche: Verordnete Einheit schafft keine Gemeinschaft. Wir wollen ein Europa, das den Menschen die Vielfalt ihrer gewachsenen Identität und Traditionen beläßt.“<sup>4</sup>

Spätestens hier stellen sich die Fragen, worin denn die grundsätzliche Verschiedenheit der europäischen Sozialsysteme besteht und wie bzw. wo sich die interessierte Bürgerin bzw. der interessierte Bürger darüber informieren kann. Einen ersten Einstieg in das Thema sowie reichhaltiges Datenmaterial bieten die folgenden von öffentlichen Organen herausgegebenen und regelmäßig aktualisierten Übersichtsschriften: der in der Anmerkung erwähnte „Euro-Atlas Soziale Sicherheit im Vergleich“ des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung, der „Bericht der Kommission. Die soziale Sicherheit in Europa“ von der Europäischen Kommission sowie die umfangreiche Schrift „MISSOC. Soziale Sicherheit in den Mitgliedstaaten der Union“, die von der Generaldirektion Beschäftigung, Arbeitsbeziehungen und Soziale Angelegenheiten der Europäischen Kommission herausgegeben wird. Insbesondere die letztgenannte Quelle enthält sowohl Zusammenfassung der aktuellen Entwicklungen als auch kurze Skizzen der verschiedenen nationalen Wohlfahrtssystemen sowie vergleichendes tabellarisch dargestelltes Datenmaterial zu einzelnen Problemfeldern (z.B. Krankheit-Sachleistungen, Krankheit-Geldleistungen, Alter, Invalidität usw.). Diese Informationsschrift ist allerdings so detailliert gestaltet, daß sie nicht einschlägig Vorgebildeten schlicht unübersichtlich erscheinen muß und insofern die Aufgabe einer Einführung kaum erfüllen kann. Zudem legen alle Überblicksdarstellungen ihren Schwerpunkt auf den quantitativen Vergleich. Die Aussagekraft von Daten und in Tabellenform aufbereiteten Sozialsystemen bleibt begrenzt. Ohne genauere Kenntnis der historischen, rechtlichen und organisatorischen Grundlagen des jeweiligen nationalen Wohlfahrtssystems kann die Leserin bzw. der Leser nur schlecht beurteilen, ob beispielsweise die Höhe des Kindergelds etwas über die Kinderfreundlichkeit eines Sozialsystems aussagt oder nicht.

Das von Josef Schmid herausgegebene Buch „Wohlfahrts-Staaten im Vergleich. Soziale Sicherungssysteme in Europa: Organisation, Finanzierung, Leistungen und Probleme“ (Opladen 1996) füllt in dieser Hinsicht eine Lücke in der umfangrei-

chen Literatur zu den wohlfahrtsstaatlichen Systemen in Europa. Der Band dokumentiert die Ergebnisse eines von der Hans-Böckler-Stiftung finanzierten Forschungsprojektes, das sich zum Ziel gesetzt hatte, europäische Sicherungssysteme in komparativer Perspektive zu untersuchen. Dabei ging es der Forschungsgruppe um Schmid vor allem darum, „die einschlägige Literatur auszuwerten und eine knappe Übersicht über zentrale theoretische Ansätze zu geben, die grundlegenden Strukturen von sozialen Sicherungssystemen vergleichend darzustellen und ausgewählte sozialpolitische Alternativen und ‚best practices‘ in anderen Ländern zu erfassen und zu bewerten.“<sup>5</sup>

Das Buch ist eine wichtige Ergänzung und Fundierung zu den vorhandenen komparativen Wohlfahrtsstudien. Die Untersuchung beschränkt sich weder darauf, die unterschiedlichen sozialen Sicherungssysteme mit Hilfe von Statistiken und Tabellen zugänglich zu machen – und damit an manchen Stellen unzulässig zu vereinfachen –, noch wählt sie eine Darstellung, die einen Überblick über politische Theorien und die grundlegende politikwissenschaftliche Literatur zum Thema voraussetzt. Vielmehr gelingt es ihr anhand von Längs- und Querschnitten, die verschiedenen Systeme zu charakterisieren und drängende Fragen ins Bewußtsein zu rufen, ohne eine kurze Einführung in den politikwissenschaftlichen Theorierahmen zu vernachlässigen. Daß der politologische und methodische Hintergrund auf so knappe, verständliche und übersichtliche Weise dargestellt wird (Teil I), ist für Interessierte aus allen Fachbereichen ein großer Gewinn. So baut die Studie die Typisierung der Wohlfahrtssysteme auf dem Modell von Gösta Esping-Andersen auf, dessen Aufteilung in den sozialdemokratischen, den konservativen und den liberalen Wohlfahrtsstaat als Pionierarbeit im Bereich der Wohlfahrtsforschung gilt. Der Band stellt damit zugleich den Entwurf von Esping-Andersen, dessen Hauptwerk noch immer nicht ins Deutsche übersetzt ist,<sup>6</sup> und seinen spezifisch skandinavischen Zugang zur Wohlfahrt und zur Rolle des Staates vor.

Schmid's Klassifizierung ist eine Weiterentwicklung und Differenzierung des klassischen Modells von Esping-Andersen. Indem er für die verschiedenen europäischen Wohlfahrtssysteme typische Länder ausgewählt und exemplarisch dargestellt, macht er seine differenzierte Einteilung anschaulich (Teil II): Dänemark als ein Vertreter des skandinavischen Modells, Frankreich als Prototyp für einen bedingt konservativen Sozialstaat, das britische Sozialsystem als Mischform von liberalen und kollektiven Elementen, die Niederlande als ein Land, das im sozialen Bereich schon früh damit begonnen hat, die „best practices“ von seinen Nachbarn – insbesondere von Großbritannien und Deutschland – zu übernehmen, Schweden, das lange als Paradigma für den Wohlfahrtsstaat galt, inzwischen jedoch

einen weitreichenden Reformprozeß durchläuft sowie Spanien als Beispiel für einen rudimentären, aber in Entwicklung begriffenen Sozialstaat. Daneben stehen thematische Überblicke zu einzelnen Gebieten der Wohlfahrt und ihre aktuellen Herausforderungen (Teil III) : Arbeitslosenversicherung, Familiensicherung, Gesundheitspolitik, Rentenversicherungssysteme und Unfallversicherung.

Diese Verbindung von exemplarischer und thematischer Bearbeitung macht es den Leserinnen und Lesern überhaupt erst möglich, die institutionellen Unterschiede und Traditionen im Bereich der sozialen Sicherung sowie ihr Beharrungsvermögen zu erfassen. Zugleich lenkt der Blick in die Aufgabenfelder die Aufmerksamkeit auf die gemeinsamen Problemstellungen, so daß der Band nicht mit der Einsicht in die scheinbar unüberbrückbare Verschiedenheit der europäischen Wohlfahrtssysteme schließt. Vielmehr geht es der Forschungsgruppe darum, auf die Möglichkeiten der gegenseitigen Anregung und Unterstützung bei der Ausgestaltung eines sozialen Europas hinzuweisen. Vor diesem Hintergrund sind sicher auch die beiden letzten Abschnitte des Buches zu verstehen: in Teil IV geht es um die Erhebung einer europäischen „best practice“ im Blick auf derzeitige sozialstaatliche Herausforderungen (die spezifische Belastung von Frauen im Wohlfahrtsstaat, die drängende Umorganisation in den verschiedenen Wohlfahrtssystemen, aktive Arbeitsmarktpolitik und die Frage des Pflegerisikos) und Teil V stellt denkbare Impulse aus Europa für das deutsche Sozialsystem zusammen.

Der Aufbau und die inhaltliche Ausformung der Studie überzeugen nicht zuletzt aufgrund ihrer allgemeinen Zugänglichkeit und Verständlichkeit. Dazu trägt auch die Auflistung von zentraler Literatur bei, die am Ende jedes Kapitels steht. In der Regel werden nur Beiträge vorgeschlagen, die auf Deutsch vorliegen. Ein solches Auswahlkriterium erscheint jedoch insofern zweifelhaft, als im Bereich der sozialen Sicherung so viele Veränderungen in

so kurzer Zeit eintreten sind, daß man schwerlich darauf warten kann, bis die kommentierende Literatur übersetzt ist. Dies zeigt sich nicht zuletzt in der Masse der Neuerungen, die sich seit Abschluß der Untersuchung ergeben haben.

Schmids komparative Studie ist ein politikwissenschaftlicher Beitrag zur gesamtgesellschaftlichen und europaweiten Diskussion um den Sozialstaat, der sich in solcher Form präsentiert, daß Interessierte aus anderen Fachbereichen zum Dialog eingeladen werden. Der gelungene allgemein zugängliche Überblick zum Thema bietet nicht nur eine Gesprächsgrundlage, sondern er bedeutet auch ein Angebot an die Vertreterinnen und Vertreter anderer Disziplinen, die im Bereich der Wohlfahrtssysteme (wissenschaftlich) arbeiten. Wenn sich Fachleute anderer Disziplinen so verständlich machen können, ist die Grundvoraussetzung zu einer thematischen interdisziplinären und internationalen Zusammenarbeit geschaffen. Diese scheint in Europa gerade im Bereich der sozialen Sicherung dringend angezeigt.

#### Anmerkungen:

1. Vgl. dazu The European Social Fund – an overview of the programming period 1994-1999, hg. von der Generaldirektion Beschäftigung, Arbeitsbeziehungen und soziale Angelegenheiten der Europäischen Kommission, Brüssel 1998.
2. Wird der Vertrag die Beschäftigungslage in Europa verbessern? in: Der Vertrag von Amsterdam. Fragen und Antworten, hg. von der Europäischen Kommission, Brüssel 1997.
3. Vgl. dazu Bernd Schulte, Das soziale Europa „nach Amsterdam“, in: Caritas 6/1998, 252-260, insbesondere 255 f. sowie: Häufig ist die Rede vom „sozialen Europa“: Welche Fortschritte sind hier zu erwarten? in: Der Vertrag von Amsterdam. Fragen und Antworten, hg. von der Europäischen Kommission, Brüssel 1997.
4. Norbert Blüm, Vorwort, in: Euro-Atlas Soziale Sicherheit im Vergleich, hg. vom Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung, Bonn 1994, 2.
5. Josef Schmid (Hg.), Wohlfahrts-Staaten im Vergleich. Soziale Sicherungssysteme in Europa: Organisation, Finanzierung, Leistungen und Probleme, Opladen 1996, 14.
6. Vgl. Gösta Esping-Andersen, The Three World of Welfare Capitalism, Princeton 1990.

## 2. Zur Diakoniewissenschaft in Nordeuropa

Annette Leis

### Zum Aufbruch der Diakoniewissenschaft in Nordeuropa

In den vergangenen Jahren hat die Diakoniewissenschaft in Norwegen, Schweden und Finnland enorm an Bedeutung gewonnen. Sie ist derzeit auf dem Weg, sich an den dortigen Universitäten und Hochschulen als eigener Fach- und Forschungsbereich zu etablieren – im Rahmen der Theologischen Fakultäten oder neben ihnen. Diese Entwicklung steht in engem Zusammenhang mit einem wachsenden

gesellschaftlichen Interesse an diakonisch-sozialen Angeboten von Kirchen und freien Verbänden, das auf Veränderungen sowohl im Wohlfahrtsstaat als auch in den Kirchen zurückzuführen ist. Um den Wandel zu verdeutlichen, skizziere ich im folgenden in groben Zügen die Position und die Rolle der Diakonie im Wohlfahrtsstaat nordeuropäischen Modells.

### Zu Stellung und Aufgaben der Diakonie im Wohlfahrtsstaat

Der „institutionell-universalistische“ Wohlfahrtsstaat, oft auch als skandinavisches Modell bezeichnet, entstand erst im Verlauf des 20. Jahrhunderts. Mit seiner Schaffung versuchte man, soziale Grundwerte wie Gleichheit, Gerechtigkeit und Solidarität gesellschaftlich zu verankern. Ideengeschichtlich verfügen diese Werte natürlich über eine lange Tradition, an der in Gesamteuropa nicht zuletzt Motive der christlichen Überlieferung, wie beispielsweise die Nächstenliebe, oder das christliche Menschenbild Anteil haben. Die Durchsetzung von Gleichheit, Gerechtigkeit und Solidarität als politische Gestaltungsrichtlinien ist in Nordeuropa jedoch den großen Volksbewegungen des späten 19. und des frühen 20. Jahrhunderts zuzuschreiben: der Guttemplerbewegung, der Frauenbewegung sowie der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung. Auf politischer Ebene vertrat die mit der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung eng verbundene Sozialdemokratie die Positionen der Volksbewegungen und prägte insbesondere in den langen Perioden ihrer Regierungsverantwortung seit den 1920er Jahren den Auf- und Ausbau des Wohlfahrtsstaates entscheidend mit.

Das Verhältnis von Diakonie und Kirche zum Wohlfahrtsstaat war von Anfang an zwiespältig. Auf der einen Seite gehörten kirchliche Vertreter und diakonisch-sozial engagierte Christinnen und Christen zu den gesellschaftlichen Kräften, die die soziale Frage auf die Tagesordnung setzten und Initiativen und Einrichtungen ins Leben riefen, um die Not zu lindern. Hier sei insbesondere auf die Erweckungsbewegung hingewiesen, die auch in Nordeuropa eine der Wurzeln des diakonischen Aufbruchs im 19. Jahrhundert war und mit dazu beitrug, daß es „eine diakonische Gemeinschaft in Europa gab“<sup>1</sup>. Auf der anderen Seite standen – wie auch in Deutschland – die kirchlichen Kreise den politischen Forderungen der Arbeiterbewegung und der Sozialdemokratie überwiegend kritisch gegenüber. Zu eng waren die lutherischen Staatskirchen mit der herrschenden Macht verbunden, um sich einen radikalen politischen Umbruch zu eigen zu machen. Diese Position nährte bzw. verfestigte die Vorbehalte der Sozialdemokratie gegenüber den Kirchen und ihrer Diakonie. Als die Sozialdemokraten die Regierungsverantwortung übernahmen und die Möglichkeit erhielten, ein umfassendes Wohlfahrtsystem zu schaffen und nach ihren Vorstellungen zu gestalten, zählten die diakonischen und kirchlichen Institutionen nicht zu ihren direkten Kooperationspartnern. In das umfassende soziale Netz des Wohlfahrtsstaates wurden die bestehenden diakonischen Einrichtungen nur z.T. integriert. Oft entstanden Parallelstrukturen. Die Diakonie fand sich im säkularen Wohlfahrtsstaat häufig sowohl strukturell als auch ideologisch-inhaltlich in einem Konkurrenzverhältnis zu den öffentlichen Sozial-

diensten wieder. Diese Situation erhält durch den Staatskirchenstatus, der in Norwegen, Schweden und Finnland bis heute besteht, eine interessante Note. Auch wenn die jeweilige Regierung eine kirchenkritische Haltung einnahm, so war (und ist) sie doch stets selbst Bestandteil der Kirche und zwar mit beträchtlichen Einflußmöglichkeiten. Schließlich gehört die Staatskirche zum Staat und wird von ihm bzw. von seinen Organen mitverwaltet und -regiert.

Eine Reaktion der Diakonie auf ihre geschwächte Position im Wohlfahrtsstaat war das Konzept der „Lückendiakonie“. Statt sich um die soziale Grundversorgung zu kümmern, sahen diakonische Institutionen und Initiativen ihre Aufgabe in einer genauen Analyse von Gesellschaft und sozialem Netz. Für Menschen und Gruppen, die von Notlagen betroffen waren, die nicht durch das soziale Netz abgedeckt wurden, entwickelten sie spezielle Hilfsangebote. Erkannte der Wohlfahrtsstaat die Notwendigkeit dieser Projekte an und integrierte sie in sein soziales System, war die Diakonie idealerweise schon auf der Suche nach neuen Lücken. Auf diese Weise leistete sie Pionierarbeit an den Rändern des Wohlfahrtsstaates, z.B. in der Pflege von Alzheimer-Patienten, in der Suchthilfe oder bei der Integration von Flüchtlingen und Einwanderern.

Das ambivalente Verhältnis von Diakonie und Wohlfahrtsgesellschaft hatte darüber hinaus zur Folge, daß sich die Diakonie weniger an der (Wohlfahrts-)Gesellschaft und stärker an der Kirche als institutionellem Partner orientierte. Die Gemeindediakonie wurde zum wichtigsten Arbeitsfeld der Diakonie. Die ursprünglich freien diakonischen Institutionen wählten zunehmend Organisationsstrukturen und Bündnisse, die sie enger an die Institution Kirche banden.

Am wenigsten deutlich ist diese Entwicklung in Norwegen. Dort behielt die institutionelle Diakonie auch im Wohlfahrtsstaat eine relativ starke Stellung und wurde sogar z.T. in das Sozialsystem integriert. Eine besondere Anerkennung erfährt sie im Bereich der Suchthilfe. 60% aller norwegischen Einrichtungen in diesem Bereich haben einen diakonischen Träger.<sup>2</sup> Dennoch wurde auch in Norwegen die Gemeindediakonie spätestens seit den 80er Jahren gezielt von der verfaßten Kirche gefördert. So kam es 1985 zur öffentlich-gesetzlichen Anerkennung des Diakonenamtes und 1987 mit der Einführung einer neuen Liturgie zu einer Ordinationsliturgie für Diakone. Die amtstheologische Frage nach dem Diakonat ist allerdings bis heute noch nicht geklärt. Gleichzeitig begann die Kirchenverwaltung, sich selbst vermehrt mit der Diakonie auseinanderzusetzen. Schritte auf diesem Weg sind die Einführung eines „Rates für Diakonie und Gesellschaftsfragen“ 1986 sowie der Entwurf eines Diakonieplanes im selben Jahr. Hauptthema des Diakonieplanes war die Gewinnung und Motivation von Freiwilligen für die Aufgaben der Gemeindediakonie.

In Finnland bildete dagegen die Diakonie schon früh einen gemeindediakonischen Schwerpunkt aus. Der finnische Diakoniepionier Otto Aarnisalo forderte bereits um die Jahrhundertwende eine stärkere Gemeindeorientierung der Diakonie, und zwar in Abgrenzung zur deutschen Anstaltsdiakonie, der er mangelnde Kirchenbindung vorwarf. Seine Vorschläge flossen mit in ein Gesetz ein, das die Synode der Finnischen Kirche im Jahr 1943 beschloß. Dieses Gesetz verpflichtete im Prinzip jede Gemeinde dazu, mindestens eine Person im Bereich der Diakonie anzustellen. Bis in die 70er Jahre wurden die so geschaffenen Stellen meist von Diakonissen eingenommen, die in der diakonischen Krankenpflege tätig waren. Dies änderte sich schlagartig mit dem Inkrafttreten des „Volksgesundheitsgesetzes“ im Jahr 1972. Das Gesetz garantierte eine umfassende Versorgung im Bereich der häuslichen Krankenpflege, die von einer kommunalen Krankenschwester übernommen wurde. Die Folge war eine Verschiebung des Arbeitsfeldes der diakonischen Mitarbeiter in den Gemeinden, die jetzt vor allem pädagogische und seelsorgerisch-beratende Aufgaben übernahmen.<sup>3</sup>

In Schweden kommt die stärkere Anbindung der diakonischen Einrichtungen an die verfaßte Kirche vor allem in den intensiven Bemühungen um das Diakonat und um eine liturgische Diakonie zum Ausdruck, die die schwedische Diskussion insbesondere in den 80er Jahren bestimmten. Im Blick auf die Durchsetzung des Diakonats im Rahmen des dreigeteilten Amtes (Bischof, Pfarrer, Diakon) ist die Schwedische Kirche unter den lutherischen Kirchen schon am weitesten vorangeschritten. Die Ordinationsliturgie für Diakone aus dem Jahr 1987 ist völlig parallel zur Ordinationsliturgie für Pfarrer gestaltet. Die Schwedische Kirche steht nicht zuletzt im Blick auf diese Fragen in einem engen ökumenischen Austausch insbesondere mit der Anglikanischen Kirche.

### Der Wandel der 1990er Jahre

Zu Beginn der 1990er Jahre standen die nordeuropäischen Wohlfahrtsstaaten vor völlig neuen Herausforderungen. Hauptursache war eine durch den Fall des Eisernen Vorhangs und den Zusammenbruch der sozialistischen Staaten ausgelöste Wirtschaftskrise. Insbesondere Schweden und Finnland zählten zu den wichtigsten Handelspartnern der Sowjetunion. Plötzlich sah man sich mit Arbeitslosenzahlen konfrontiert, die weit über zehn Prozent lagen (Norwegen bildete nicht zuletzt aufgrund seiner Erdölvorkommen und -industrie eine Ausnahme). Auf eine so hohe Arbeitslosenquote war der Wohlfahrtsstaat nicht eingerichtet und kam in große Finanzierungsnöte. Radikale Einschnitte ins soziale Netz wurden nötig. Das Ausmaß der Krise wird deutlich, wenn man bedenkt, daß die wohlfahrtsstaatlichen Errungenschaften eine Schlüsselrolle für die Identifikation der nordeuropäischen

Bürger mit ihrem Gemeinwesen spielen. Plötzlich waren soziale Not und Armut alltägliche und sichtbare Phänomene, vor allem in den Städten.

In zahlreichen Gemeinden und diakonischen Einrichtungen reagierte man mit sozialen Programmen und spezifischen Angeboten auf die neue Armut. Besonders bekannt wurde das finnische Modell der Essensbänke. Damit versucht man der Not und der Mangelernährung bestimmter – insbesondere von Arbeitslosigkeit betroffener – gesellschaftlicher Gruppen zu begegnen. In den Essensbänken können bedürftige Menschen Nahrungsmittel zu sehr günstigen Preisen einkaufen. Diese Initiative hat der Finnischen Kirche große Anerkennung eingebracht, auch seitens der Sozialbehörden, die nicht selten mit den Essensbänken kooperieren. In Schweden läßt sich das kirchlich-diakonische Engagement im Blick auf die sozialen Notlagen weniger an einem Programm veranschaulichen. Insbesondere die Innenstadt- und Brennpunktgemeinden entwickelten jedoch eine Vielzahl von Projekten, um angesichts neuer sozialer Probleme – wie der Wohnungslosigkeit – Hilfsangebote machen zu können.

Ein weiterer Aspekt, mit dem sich Wohlfahrtsstaat, aber auch Kirche und Diakonie verstärkt auseinandersetzen müssen, ist der gesellschaftliche Wertewandel. Allgemein wird davon ausgegangen, daß eine Verschiebung weg von materialistischen, an der Sicherheit orientierten Werten, die die Industriegesellschaft prägten, hin zu postmateriellen, an der Freiheit orientierten Werten, die die Dienstleistungsgesellschaft kennzeichnen sollen, stattfindet. Angesichts dieser Veränderung stehen die traditionellen Institutionen, zu denen die Kirche ebenso gehört wie die Volksbewegungen und die politischen Parteien, vor demselben Problem. Sie werden von der jungen Generation nicht mehr als selbstverständliches Gegenüber für Fragen nach der Religion und der sozialen Sicherung wahrgenommen, obwohl für solche Themen weiterhin ein grundsätzliches Interesse besteht, wie Untersuchungen aus Schweden zeigen.<sup>4</sup> Der Diakonie kommt hier eine Schlüsselrolle zu. Einerseits gehört sie zur Bürgergesellschaft und zur Kultur des freiwilligen Engagement, andererseits ist sie eng mit der Institution Kirche verbunden. Diese Position im Spannungsfeld von Institution und freier Bürgergesellschaft setzt sie zwar zahlreichen Konflikten aus, eröffnet ihr aber auch spezifische Zukunftsperspektiven.

### Zur Situation der Diakoniewissenschaft

Vor dem Hintergrund der dargestellten Veränderungen im Wohlfahrtsstaat herrscht in Norwegen, Schweden und Finnland Aufbruchstimmung im Blick auf die Diakoniewissenschaft. Ein erstes sichtbares Resultat dieser Entwicklung ist das Themenheft „Diakoniewissenschaft“ der *Schwedischen Kirchenzeitung*. Unter Redaktion des Leiters des Diakonieforschungsabteilung am Samariterhem in Uppsala,

Dr. Anders Bäckström, entstand ein Überblick über aktuelle diakoniewissenschaftliche Tendenzen in Nordeuropa. Der intensive Austausch mit der deutschen Diakoniewissenschaft zeigte sich nicht zuletzt darin, daß ein Artikel von Annette Leis zur Arbeit des Heidelberger Diakoniewissenschaftlichen Instituts die nordeuropäische Bestandsaufnahme komplettierte. Im vorliegenden DWI-Info wird eine Auswahl der Artikel des Themenheftes in deutscher Übersetzung wiedergegeben. Nur der Beitrag von Prof. Kjell Nordstokke wird hier durch Auszüge aus dem Evaluierungsbericht von Dr. Trygve Wyller zum diakoniewissenschaftlichen Aufbaustudium in Oslo ersetzt. Wir hoffen, den Aufsatz von Prof. Nordstokke im Berichtband zum Weltkongress der Diakonie in Lahti veröffentlichen zu können. Die vorliegende Publikation der Beiträge des diakoniewissenschaftlichen Themenheftes der *Svensk Kyrkotidning* ist eine Novität. Erstmals werden nun Grundsatzbeiträge zur Diakoniewissenschaft zweisprachig – in schwedisch und in deutsch – publiziert.

In Norwegen hat sich die Diakoniewissenschaft etabliert. Im viersemestrigen Aufbaustudiengang Diakonie an der Universität Oslo, das 1995 eingeführt wurde, haben bereits die ersten Studierenden ihren Titel (cand. san) erworben. Für den Studiengang kooperieren die Theologische und die Medizinische Fakultät der Universität Oslo sowie das Hochschulzentrum des Diakonhjems, wobei die Theologische Fakultät und das Diakonhjem die fach-

liche Begleitung und die Lehre übernehmen. Diese Zusammenarbeit schafft nicht zuletzt gute Voraussetzungen für interdisziplinäres Arbeiten und Forschen. Der Studiengang richtet sich vor allem an Krankenschwestern und -pfleger sowie Sozialarbeiterinnen und -arbeiter, aber auch an wenige andere in der Diakonie Tätige.<sup>5</sup>

Zum Herbst 1998, nach Ablauf der ersten drei Jahre, fand eine erste Evaluation der Entwicklung des Studiengangs statt. Auszüge aus dem Auswertungsbericht des fachlichen Leiters an der Theologischen Fakultät, Dr. Trygve Wyller, werden im folgenden dokumentiert. Wichtige Ergebnisse waren: Der Studiengang sowie die Zusammenarbeit der Fakultäten und des Hochschulzentrums werden weitergeführt. Den Verantwortlichen ist es gelungen, das Studium in die internationalen Studien- und Forschungsnetzwerke zu integrieren. So besteht beispielsweise ein ERASMUS- und SOKRATES-Abkommen mit dem Diakoniewissenschaftlichen Institut in Heidelberg. Durch das Aufbaustudium ist darüber hinaus ein kreatives diakoniewissenschaftliches Forschungsmilieu entstanden, an dem insbesondere die Theologische Fakultät und das Diakonhjem beteiligt sind. Während die dortigen Sozialwissenschaftler die Frage nach dem Verhältnis von Diakonie und Gesellschaft aufgreifen, versuchen Theologen wie Prof. Kjell Nordstokke den theoretischen Rahmen der Diakoniewissenschaft zu definieren. Der Aufbaustudiengang in Oslo ist zu einem Zentrum diakoniewissenschaftlicher Forschung und Lehre geworden, das einen wichtigen Beitrag zu Weiterentwicklung und Präzisierung des Faches leistet.

Auch in Finnland steht die Diakoniewissenschaft wieder auf der Tagesordnung. Derzeit wird ein Diakonieforschungsprogramm mit dem Titel „Diakonia 2000“ konzipiert. Beteiligt sind die Theologischen Fakultäten, die diakonischen Fachhochschulen sowie die kirchlichen Ausbildungs- und Forschungsinstitute. Prof. Dr. Gustav Björkstrand, Rektor der schwedischsprachigen Universität Åbo Akademi, faßt in seinem hier veröffentlichten Beitrag Hintergrund, Organisation und Ziele des Forschungsprogramms zusammen. Nachdem sich das Diakoniewissenschaftliche Institut der Theologischen Fakultät Helsinki in den 70er Jahren auflöste, beschränkte sich die Diakonieforschung in Finnland lange auf Einzelinitiativen, auch wenn einzelne Forschungsarbeiten wie die des Dozenten für Praktische Theologie in Helsinki und in Åbo, Dr. Esko Ryökäs, eine größere Breitenwirkung erreichten. Eine Schlüsselrolle für die Wiederbelebung des Fachs spielte das Diakonische Institut der Fachhochschule Lahti. Das Institut pflegte einen weitgefächerten Studien- und Forschungsaustausch mit pflegewissenschaftlichen, sozialwissenschaftlichen und Theologischen Fakultäten im In- und Ausland. Kai Henttonen, Pfarrer und Dozent am Diakonischen Institut, thematisierte 1997 in seiner Lizenti-

atsarbeit die Frage der fachlichen Grundlage der Diakoniewissenschaft und stieß damit in Finnland eine wissenschaftstheoretische Diskussion um die neue Disziplin an. 1998 gelang es dem Diakonischen Institut, eine Forschungseinheit einzurichten. Dort sind momentan die Theologen Kai Henttonen und Klaus Kießling (ehemals Caritaswissenschaftliches Institut) und die Sozialwissenschaftlerin Marjaana Seppänen tätig. Es besteht eine enge Zusammenarbeit zur Theologischen Fakultät Helsinki – insbesondere zur Praktischen Theologie, von der aus in Zukunft das Diakonieforschungsprogramm koordiniert wird.

Besonders ereignisreich im Blick auf die Diakoniewissenschaft war das vergangene Jahr in Schweden. Alle Initiativen und Entwicklungen deuten darauf hin, daß sich dort die Diakoniewissenschaft zu einem regulären Studienfach entwickeln wird. Die 1996 durch die Umstrukturierung der diakonischen Ausbildung in Schweden entstandene Hochschule Ersta Sköndal in Stockholm stellte 1997 den Antrag, ein Magisterstudium im Fach Diakoniewissenschaft einzuführen zu dürfen. Die Hochschule ist ein Zusammenschluß von zwei diakonischen Einrichtungen bzw. Ausbildungs- und Forschungsstätten. In Ersta wurden traditionell Krankenschwestern und –pfleger ausgebildet, und dort befindet sich auch das „Pflegetheologische Institut“, während in Stora Sköndal die Ausbildung zur Sozialarbeiterin bzw. zum Sozialarbeiter angesiedelt war. Die Forschungsarbeit des „Sköndalinstitutes“ ist sozialwissenschaftlich orientiert und befaßt sich vor allem mit Fragen der Bürgergesellschaft und der Freiwilligenorganisation. Dr. Erik Blennberger, dessen Artikel zum Forschungsprogramm der Hochschule Ersta Sköndal in diesem Heft abgedruckt ist, ist Theologe und an der Hochschule als Dozent und Forscher tätig.

Zur Prüfung des Antrags der Hochschule Ersta Sköndal auf Einführung eines Magisterstudiengangs Diakoniewissenschaft setzte das schwedische Ausbildungs- und Wissenschaftsministerium eine Expertenkommission ein. Prof. Carl-Gustaf Andrén (Universität Lund), Prof. Gustav Björkstrand (Åbo Akademi, Finnland) und Dr. Anders Bäckström (Universität Uppsala) sollten die fachlichen und institutionellen Voraussetzungen klären. Entstanden ist dabei ein breitangelegter Bericht zur Situation der Diakoniewissenschaft, der insbesondere auf die Aufbaustudiengänge in Oslo und Heidelberg eingeht.<sup>6</sup> Der Antrag der Hochschule wurde abgelehnt. Dies wurde vor allem mit einer zu geringen fachlichen Anbindung an die Theologie begründet. Der Bericht macht jedoch zugleich konkrete Vorschläge, wie die kritisierten Mängel beseitigt werden können. Die Hochschule Ersta Sköndal ist ein Zentrum schwedischer Diakonieforschung. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie einen zweiten Versuch unternimmt, ein diakoniewissenschaftliches Studium einzurichten.

Die zweite wesentliche diakoniewissenschaftliche Initiative in Schweden ist die Einrichtung einer Diakonieforschungsabteilung am Samariterhem, einer mittelgroßen diakonischen Einrichtung. Verantwortlich für die Neugründung und Leiter des Instituts ist Dr. Anders Bäckström, gleichzeitig auch Dozent im Fachbereich Religionssoziologie an der Theologischen Fakultät der Universität Uppsala. Dr. Anders Bäckström gehört zu den ausgewiesenen Diakonieforschern in Schweden. 1994 veröffentlichte er eine Studie zum Diakonieverständnis von kirchlich Angestellten<sup>7</sup>, und 1996 legte er ein Diakonieforschungsprogramm mit dem Titel „Diakonie zwischen Kirche und Gesellschaft“ vor, das im DWI-Info Nr. 31 in deutscher Übersetzung abgedruckt ist.<sup>8</sup> In dem im vorliegenden DWI-Info veröffentlichten Beitrag stellt Dr. Anders Bäckström Überlegungen zur Diakoniewissenschaft als akademischer Disziplin im schwedischen Hochschulsystem an.

Die wissenschaftliche Arbeit des Diakonieforschungsinstituts steht derzeit im Kontext eines großangelegten Forschungsprojektes. Zum Jahr 2000 gibt die Schwedische Kirche aus eigenem Entschluß ihren Staatskirchenstatus auf. Untersuchungen gehen davon aus, daß die Veränderung die Position der Diakonie in der Kirche stärken wird. Fragen wie diese greift das interdisziplinäre Forschungsprojekt „Von der Staatskirche zur freien Volkskirche“ auf, das vom schwedischen „Rat für humanistisch-gesellschaftswissenschaftliche Forschung“ gefördert und von Dr. Anders Bäckström geleitet wird. Die Diakonieforschungsabteilung ist also eines der fachlichen Zentren des Projekts. Die Untersuchungen des Projekts behandeln für die Diakonie relevante Fragen. So entstehen beispielsweise Studien zur Schwedischen Kirche als Freiwilligenorganisation, zur Schwedischen Kirche aus einer Dienstleistungsperspektive, zu den Erwartungen an das soziale Engagement der Kirche oder zur Seelsorge angesichts des Übergangs von der Staatskirche zur freien Volkskirche. Die Dissertation der Autorin dieses Artikels, eine komparative Studie zur Rolle der kirchlichen Diakonie im deutschen und im schwedischen Wohlfahrtssystem, ist ebenfalls Bestandteil des Projektes. Es ist geplant, den Schlußbericht des Forschungsprojektes im Herbst 2001 vorzulegen.

Im Herbst 1998 konnte die Diakonieforschungsabteilung neu renovierte Räume im ehemaligen Wohnhaus des Einrichtungspfarrers beziehen. Eine Bibliothek befindet sich im Aufbau. Im November 1998 wurde ein Kooperationsvertrag mit der Theologischen Fakultät unterzeichnet (vgl. Bericht oben). Im Wintersemester 1999/2000 wird das erste Einführungsseminar in die Diakoniewissenschaft stattfinden. Die Diakoniewissenschaft in Uppsala ist also dabei, sich sowohl in Forschung als auch in Lehre zu etablieren. Die Rahmenbedingungen geben zu einer positiven Zukunftsprognose Anlaß, auch weil die räumliche Nähe eine enge Zusammenarbeit mit

der Hochschule Ersta Sköndal ermöglicht. Im Großraum Stockholm/Uppsala entsteht damit europäisches Zentrum der Diakoniewissenschaft.

In diesem kurzen Überblick wird deutlich, daß die deutsche Caritas- und Diakoniewissenschaft aufgrund der jüngsten Entwicklungen in Nordeuropa neue Kooperationspartner gewonnen hat. Inzwischen ist auch in Norwegen, Schweden und Finnland der Begriff „Diakoniewissenschaft“ keine leere Formel mehr, sondern inhaltlich gefüllt. Ähnliche Entwicklungen gibt es in Österreich und den Niederlanden. Dies eröffnet große Möglichkeiten des Austausches und der Zusammenarbeit. Ein Beispiel für denkbare Aufgaben einer solchen Kooperation im internationalen Kontext liefert der Bericht der Theologin Ieva Zeiferte über das Diakoniezentrum der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Lettland (Riga). Dort bringen die Schwedische und die Norwegische Kirche sowie das Diakonische Werk Schleswig-Holstein in abgestimmter Weise ihre finanziellen und fachlichen Ressourcen ein, ohne der diakonischen Arbeit und Ausbildung ein fremdes Muster aufzudrücken. Der Zusammenbruch der Sozialsysteme und die große Not in Mittel- und Osteuropa stellt nicht nur die Diakonie, sondern auch die Caritas- und Diakoniewissenschaft vor große Herausforderungen, die nur gemeinsam und in enger Kooperation mit der Orthodoxen Kirche und ihren Forschungseinrichtungen angegangen werden können.

Anders Bäckström

## **Diakoniewissenschaft als akademische Disziplin - eine schwedische Perspektive**

*in der Übersetzung von Annette Leis*

In Europa etabliert sich die Diakoniewissenschaft derzeit als eigenes akademisches Fachgebiet, das sich im Spannungsfeld von theoretisch-theologischer Reflexion des sozial-diakonischen Handelns der Kirche auf der einen Seite und sozialwissenschaftlicher bzw. medizinischer Empirie auf der anderen Seite befindet. Damit entsteht ein – zumindest teilweise – neuer Kompetenzbereich, der sich die wissenschaftliche Aufarbeitung des sozialen und ethischen Handelns einer Gesellschaft oder einer Kultur zur Aufgabe gemacht hat. Diese Entwicklung ist in Deutschland am weitesten vorangeschritten. Dort gibt es schon seit einiger Zeit einen diakonie- und einen caritaswissenschaftlichen Aufbaustudiengang mit je eigener Professur in Heidelberg (evangelisch) und Freiburg/Br. (katholisch). In den letzten Jahren wurden jedoch weitere diakoniewissenschaftliche Professuren und Institute eingerichtet. So besteht jetzt auch an der Universität Passau die Möglichkeit, ein caritaswissenschaftli-

che Aufbaustudium zu absolvieren. Das Fachgebiet entwickelte sich aus einem „Ablösungs- und Befreiungsprozeß“ von den traditionellen theologischen Fächern wie z.B. der Praktischen Theologie. Möglicherweise ist diese Entwicklung mit der Einführung der „Religionsverhaltenswissenschaft“ (Religionssoziologie und Religionspsychologie) in Schweden vergleichbar, die heute eine eigene Disziplin an den Theologischen Fakultäten ist. Inzwischen ist die Diakoniewissenschaft dabei, sich auch in den nordeuropäischen Ländern zu etablieren, auch wenn sich die institutionelle Anbindung zum Teil – wie in Norwegen – von der deutschen unterscheidet. Dort wurde 1995 an der Theologischen Fakultät Oslo ein Aufbaustudium in Diakoniewissenschaft eingerichtet, das an die Systematische Theologie angebunden ist. Abschluß und akademischer Grad (cand. san.) sind jedoch an die Medizinische Fakultät gekoppelt.

Anmerkungen:

1. Kai Ingolf Johannessen, Diakonie im Spannungsfeld lutherischer Überlieferung, wohlfahrtsgesellschaftlicher Verpflichtung und marktwirtschaftlicher Interessen – ein Perspektive aus Skandinavien, in: Theodor Strohm (Hg.), Diakonie in Europa. Ein internationaler und ökumenischer Forschungsaustausch, VDWI 8, Heidelberg 1997, 291.
2. Vgl. Kai Ingolf Johannessen, Diakonie im Spannungsfeld ..., a.a.O., 304.
3. Vgl. Risto A. Ahonen, Die Entwicklung des diakonischen Amtes in den lutherischen Kirchen insbesondere Finnland, in: Elsie Anne McKee/Risto A. Ahonen, Erneuerungen des Diakonats als ökumenische Aufgabe, DWS 7, Heidelberg 1996, insbes. 216-249.
4. Vgl. dazu Anders Bäckström, Vår tids tro? Tros- och värderingsbild i förändring, in: Tvärsnitt 4/1997, 24-35.
5. Zu Aufbau und Inhalt des Studiengangs vgl. Arnd Götzelmann/Annette Leis, Neue diakoniewissenschaftliche Ausbildungsmöglichkeiten in Nordeuropa, in: DWI-Info Nr. 29, 1995/1996, Heidelberg 1995, 31-35.
6. Högskoleverket (Hg.), Diakonivetenskap vid Ersta Sköndal högskola. Examensrättprövning, Stockholm 1998.
7. Anders Bäckström, För att tjäna. En studie av diakoniuppfattningar hos kyrkliga befattningshavare, Svenska kyrkans utredningar 1/1994, Uppsala 1994.
8. Anders Bäckström/Charlotte Engel, Diakonie zwischen Kirche und Gesellschaft. Das Diakonieforschungsprogramm des Samariterhems in Uppsala/Schweden, in: DWI-Info Nr. 31, 1997/98, Heidelberg 1997, 24-27.

„Ablösungsprozesse“ neuer Fächer sind in der akademischen Welt durchaus üblich, insbesondere im Bereich der Naturwissenschaften, aber auch bei den Gesellschaftswissenschaften. Sowohl der gesellschaftliche Wandel als auch die stete Zunahme von Wissen führen dazu, daß ständig Bedarf an Kompetenz in neuen Forschungsbereichen entsteht. Die Diakoniewissenschaft wird auch in Nord-europa immer deutlicher als ein solcher neuer Kompetenzbereich im Spannungsfeld von theologischer bzw. theoretischer Reflexion und kirchlicher bzw. gesellschaftlicher sozialer Praxis wahrgenommen. Ihr Wissensgebiet ist per Definition fächerübergreifend und knüpft an die Theologie, die Medizin, die Gesellschaftswissenschaften und die Sozialarbeitswissenschaft an.

### Diakonie als Berufsfeld

Während sich die Diakoniewissenschaft als eigener Forschungsbereich im Grenzbereich zwischen Theologie und Sozialwissenschaft durchsetzt, gewinnt in Schweden auch das Berufsfeld bzw. das Berufsbild Diakonie an Kontur. Von den 1940er bis in die 1960er Jahre veränderte sich der Beruf der Diakonisse. Aus Krankenschwestern, die von ihren Mutterhäusern an ihre Dienstorte entsandt worden waren, wurden Gemeindediakoninnen und -diakone, die in der Gemeindefarbeit tätig waren. Eine Berufsausbildung, die sich am Aufgabenbereich einer Gemeindediakonin bzw. eines Gemeindediakons orientiert, wurde notwendig. Die Berufsgruppe der Gemeindediakoninnen und -diakone wuchs – wie andere Berufsgruppen im Öffentlichen Dienst – beträchtlich in der Nachkriegszeit. Heute arbeiten über 1.000 Diakoninnen bzw. Diakone und Diakonieassistentinnen bzw. -assistenten im Rahmen der Schwedischen Kirche. Zeitgleich wurde in Schweden der Wohlfahrtsstaat auf- und ausgebaut. In der Folge übernahm der Staat sukzessive die „allumfassende Verantwortung“ der Kirche für den „Weg durch das Leben“. Der Kirche wurde damit eine neue gesellschaftliche Rolle zugewiesen: Sie war jetzt Ergänzung und kritische Unterstützung der staatlichen Wohlfahrt. Bis heute setzt sie sich mit dieser Umstellung auseinander, was sich nicht zuletzt in den Diskussionen um die zukünftige Diakonieausbildung niederschlägt.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, daß nicht mehr viele Schweden ernsthaft erwarten, daß eine Diakonin Krankenschwester ist. Gleichzeitig sind grundlegende Kenntnisse in der Pflege und der Seelsorge sowie zum Begriff der Gesundheit wichtig für das diakonische Berufsbild. Die Krankenpflege selbst wird jedoch von den medizinisch-pflegerischen Berufen übernommen. Ebenso gehen nur noch wenige davon aus, daß ein Diakon ein Sozialarbeiter ist, obwohl er für seine Arbeit über Grundwissen zu den ideellen Grundlagen des Wohlfahrtsstaates, zum System der sozialen Sicherung und seinem rechtlichem Rahmen sowie zu den

Methoden der Sozialarbeit bzw. Sozialpädagogik verfügen muß. Diakoninnen und Diakone sind auch keine Theologinnen und Theologen. Dennoch können sie auf theologische Grundkenntnisse nicht verzichten. Die diakonische Dimension gehört zu den konstitutiven Aufgaben der Gemeinde. Die sich wandelnde Rolle der Kirche in der Gesellschaft führt dazu, daß die Begleitung und Unterstützung von Menschen heute einen wesentlich wichtigeren Bestandteil im Gesamtauftrag der Kirche darstellt. Dies macht es notwendig, die Professionalisierung der diakonischen Arbeit neu zu überdenken, denn die Verschiebung von institutioneller Diakonie hin zur Gemeindediakonie spiegelt sich ebensowenig in der derzeitigen Ausbildung wider wie die aus ihr resultierenden Diskussionen um das Verhältnis der Diakonenschaft zum dreigeteilten Amt. Immer noch werden Diakone entweder zu Krankenschwestern oder zu Sozialarbeitern ausgebildet und erhalten darauf aufbauend eine einjährige berufsqualifizierende Ausbildung, die auch theologische Kurse beinhaltet.

Diese Fragen sind von besonderer Bedeutung, weil die Einführung einer wissenschaftlichen Aufarbeitung des kirchlich-diakonischen und des gesellschaftlich-sozialen Handelns in Schweden – wie die Hochschulen und Universitäten insgesamt – von zwei Entwicklungslinien gekennzeichnet ist: einerseits von fachvertiefender Forschung, die auf den Kern eines Faches zielt, und andererseits von einer fachlichen Breite, die sich eher an den Bedürfnissen des Arbeitslebens orientiert. Ganz allgemein läßt sich sagen, daß neue Hochschulstudiengänge, z.B. im Bereich der Pflege, oft den Anforderungen einer Berufsausbildung entsprechen. Meist entstehen Ausbildungen solcher Art, indem verschiedene Fachgebiete verbunden und auf den Wissensbereich bezogen werden, der die Grundlage für den angestrebten Beruf bildet. Auf diese Weise kann die Gesellschaft einen neuen Beruf legitimieren. Solche Professionalisierungsprozesse waren in den vergangenen Jahrzehnten durchaus üblich. Aber obwohl der geschilderte Legitimationsprozeß wichtig war, weil er den Kompetenzbereich einer Profession unterstützte und entwickelte, lassen sich Probleme nicht leugnen. So kann man den Schwerpunkt einer Ausbildung oft erst nach einiger Zeit festlegen, was – insbesondere im Blick auf Forschung und wissenschaftliche Ausbildung – zu Schwierigkeiten führen kann.

Die Überlegungen zur Zukunft der Diakonieausbildung sind in Nordeuropa stark von den Bedürfnissen der Berufsgruppe der Diakone geprägt. Verschiedene Fächer werden zusammengefügt, um die professionelle Stellung der Diakone zu stärken. Wie in der Pflegeausbildung wird auch den Diakonen oder den kirchlichen Sozialarbeitern durch Kenntnisse in unterschiedlichen Teilfächern – wie Theologie, Ethik, Sozialarbeit, Medizin, Pflege- und Gesundheitswissenschaft, Psychologie u.a. – Kompe-

tenz vermittelt. Dagegen fand die Diakoniewissenschaft als theoretischer Forschungsbereich bisher nur wenig Beachtung. Die Entwicklung steht derzeit an einem Übergang. Neben praktischen werden nun auch theoretische Bedürfnisse stärker berücksichtigt. Als problematisch erweist sich jedoch, daß man in der schwedischen Diakoniausbildung immer noch um eine berufsspezifische Identität ringt und daß der oben beschriebene Prozeß des Zusammenfügens von verschiedenen Fachbereichen zu einer Ausbildung erst begonnen hat. Dies erklärt nicht zuletzt die Identitätsprobleme in der Diakonenschaft, die wiederum auf die bestehenden Unklarheiten hinsichtlich der Aufgabe der Diakonie in Kirche und Wohlfahrtsstaat zurückzuführen sind.

### **Kirche und Gesellschaft im Wandel**

Wie in anderen Ländern sind jetzt auch in Schweden die Voraussetzungen gegeben, um die Entwicklungslinien zu verbinden und eine diakoniewissenschaftliche Forschung und Ausbildung einzurichten, die einerseits im Blick auf Kirche und Gesellschaft zu selbständigen und kritischen Analysen fähig ist und andererseits all den Berufsgruppen, die im diakonischen und sozialen Bereich tätig sind, praxisrelevantes Wissen vermittelt. Zur Zielgruppe gehören nicht nur Diakone, sondern auch Führungskräfte im Pflege- und Sozialwesen in staatlichen und freigemeinnützigen Einrichtungen.

Die Schwedische Kirche gibt ihren Status als Staatskirche zum Jahr 2000 auf. Danach wird es ihr möglich sein, ihre Beziehungen zu den anderen gesellschaftlichen Institutionen freier zu gestalten und aktiver Verantwortung in der Gesellschaft zu übernehmen. Gleichzeitig befindet sich das schwedische Wohlfahrtssystem momentan in einem Prozess der Öffnung, d.h. es besteht seitens der staatlichen und kommunalen Wohlfahrtsbehörden und –einrichtungen ein größeres Interesse, mit anderen gesellschaftlichen Gruppen und Institutionen zusammenzuarbeiten. Diese Entwicklung beruht nur zum Teil darauf, daß die (finanziellen) Ressourcen immer knapper werden. Die Verschiebungen im schwedischen Wohlfahrtssystem offenbaren auch einen grundlegenden Wertewandel. So steht heute mehr als zuvor der einzelne Mensch mit seinen Bedürfnissen im Mittelpunkt, während das Eigeninteresse von Institutionen in den Hintergrund rückt. Aus der individuellen Perspektive sind z.B. die Wirtschaft, die Wissenschaft, die Demokratie und das Gesundheits- und Sozialsystem Institutionen, die mit der Kirche oder der Religion auf der gleichen Ebene stehen, weil sie alle auf verschiedene Weise zu dem vom Individuum erfahrbaren Wohl beitragen. Obwohl diese Entwicklung keineswegs abgeschlossen ist, zeichnet sie sich schon deutlich ab. Der religiöse und soziale Veränderungsprozess, der derzeit in der Gesellschaft stattfindet, erklärt das allgemeine Interesse an Untersuchungen zum Verhältnis von der diakonischen Dimension der Kirche

und der gesellschaftlichen Fürsorgedimension. Solche Analysen können wichtige Ergebnisse für die Überlegungen zur Zukunft des Wohlfahrtssystems liefern. Aus der Sicht der Gesellschaft steht die Kirche für eine „erprobte Erfahrung“, die sowohl von Bedeutung ist, wenn existentielle Fragen des Einzelnen berührt werden als auch wenn das ethische und moralische Handeln in der Gesellschaft überprüft wird. Dies zeigt sich insbesondere bei persönlichen und kollektiven Krisensituationen. Die große überregionale schwedische Tageszeitung „Dagens Nyheter“ schrieb am 1. November 1998, einen Tag nach dem großen Brand in einer Göteborger Diskothek, der zahlreiche Jugendliche das Leben gekostet hatte: „Die Kirche hat auch ihre Rolle gestärkt. Sie hat gelernt, ihre Türen zu öffnen, die zuvor von vielen Schweden als geschlossene Türen empfunden wurden. Die Kirche ist in den letzten Jahren, wenn solche Ereignisse zu bearbeiten waren, das geworden, was sie immer sein sollte. Ein Platz der Begegnung ohne Gottesdienstverpflichtung. Ein Platz, wo Fragen gestellt werden konnten, auch wenn sie nicht beantwortet wurden.“ Es zählt zu den wesentlichen Aufgaben der Diakoniewissenschaft, die ethisch-moralischen Pflichten der Gesellschaft und die soziale Funktion der Kirche in solchen Krisensituationen zu untersuchen. Von der Forschung wird in diesem Bereich sowohl eine ethisch als auch kritisch analysierende Perspektive verlangt, die für Kirche und Gesellschaft von Nutzen ist.

In Deutschland hat sich die Caritas- bzw. Diakoniewissenschaft schon stärker etabliert, weil das deutsche Sozialsystem kennzeichnende Subsidiaritätsprinzip den freien Wohlfahrtsverbänden wie der Diakonie und der Caritas eine besondere Position einräumt. Diakonie und Caritas sind die größten deutschen Wohlfahrtsverbände. Sie erbringen etwa 2/3 der sozialen Dienste und Pflegeleistungen und haben zusammen mehr als 800.000 Angestellte in Krankenhäusern, Schulen, Alters- und Pflegeheimen, Kinder- und Jugendhilfeeinrichtungen und anderen sozialen Institutionen. Die Leitung der zahlreichen z.T. riesigen Institutionen erfordert ausgebildetes Personal und wissenschaftliche Aufarbeitung. Dies erklärt, warum sich die Diakoniewissenschaft in Deutschland schon so frühzeitig entwickelt hat.

In Schweden ist das Subsidiaritätsprinzip unbekannt. Es besteht auch kein größeres Interesse, das gut ausgebaute soziale Netz grundlegend zu verändern und vom schwedischen Modell abzurücken. Dennoch hat sich gerade in den vergangenen Jahren zweierlei gezeigt: Zum einen verfügt der Wohlfahrtsstaat nicht über unbegrenzte Ressourcen und zum anderen kann man das Wohl der Menschen nicht allein mit Kronen (der schwedischen Währung) herbeiführen. Das Engagement und die Unterstützung von Familie, Freunden, Vereinen und anderen Organisationen ist für das allgemeine Wohl

ebenso bedeutsam. Ich habe schon oben darauf hingewiesen, daß sich in Schweden derzeit eine neue Art der Zusammenarbeit von verschiedenen Institutionen und Fachbereichen entwickelt, zu der die religiöse Kompetenz einen Beitrag unter anderen leistet. In diesem Prozeß stellt die Erforschung der religiösen Kompetenz im Grenzbereich zwischen Kirche und Gesellschaft und insbesondere im Blick auf das diakonisch-soziale Handeln ein Forschungsdesiderat dar, das angegangen werden muß.

### Ein neuer Fachbereich

Vor dem geschilderten Hintergrund wird das große Interesse an der Entwicklung eines eigenen Fachbereichs verständlich, der sowohl gegenüber anderen Fachbereichen als auch gegenüber der reinen Berufsqualifikation von Diakonen eine selbständige Stellung einnimmt. Diakoniewissenschaftliche Forschung wird Erkenntnisse zur diakonisch-sozialen Praxis der Kirche bzw. der Kirchen wie auch zum ethisch-moralischen Auftrag einer Gesellschaft liefern. Zugleich sollte der Fachbereich all denen als Grundlage dienen, deren berufliche Aufgabe es ist, die diakonisch-soziale Arbeit der Kirchen zu konzeptionieren und aus einer gesellschaftlichen Perspektive kritisch zu bewerten. Um diakoniewissenschaftliche Forschung und Lehre betreiben zu können, ist Grundwissen auf den Gebieten Theologie, Medizin und soziale Arbeit notwendig.

Nun sind auch in Schweden die Voraussetzungen gegeben, diesen Forschungsbereich zu entwickeln, ihn an die Theologische Fakultät anzubinden und mit der Medizinischen und der Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät zu vernetzen. Die Forschung darf natürlich keinen konfessionellen Beschränkungen unterworfen werden und muß bei allgemeinen Fragestellungen ansetzen, die gesellschaftliche und individuelle Bedürfnisse betreffen. Die Eigenart des Faches liegt jedoch darin, daß in allen Studien die Bedeutung der Kirche bzw. der Kirchen für die ethische Urteilsbildung und die soziale Praxis bedacht wird. In einem Vergleich der diakoniewissenschaftlichen Forschung und Ausbildung an der Universität Heidelberg und an der Universität Oslo haben sich die folgenden fünf zentralen Bereiche herauskristallisiert: 1.) wissenschaftstheoretische und methodische Fragen der Diakoniewissenschaft als interdisziplinärem Fach im Spannungsfeld von Theologie, Gesellschaftswissenschaft und Medizin; 2.) Untersuchungen zur nationalen und internationalen Gesundheits- und Sozialpolitik unter besonderer Berücksichtigung der Werte, auf die die verschiedenen Wohlfahrtssysteme aufbauen; 3.) kirchengeschichtliche und systematisch-theologische Studien zur historischen und aktuellen Gestalt der Diakonie; 4.) Analysen zur Praxis und Organisationstheorie der Diakonie sowie zu diakonischen Leitungsfunktionen aus einer theologischen, soziologischen oder psychologischen Perspektive; 5.) Untersuchungen

zu ethischen Konflikten und existentiellen Fragen im modernen Sozialstaat und im Leben des Einzelnen. Dazu gehören auch Studien zum (seelsorgerlichen) Umgang mit Menschen, insbesondere in Krisensituationen.

Die Diakoniewissenschaft etabliert sich derzeit im internationalen Zusammenhang und in Nordeuropa als akademische Disziplin. Grundlage des Fachbereichs, der im nordeuropäischen Kontext bisher der Berufsausbildung von Diakonen vorbehalten war, bildet die Diakonie oder das soziale Engagement der Kirche. Nun ist das Fach dabei, sich zu befreien, indem es ein Wissensgebiet im Schnittpunkt von Theologie, Gesellschaftswissenschaft und Medizin umreißt. Die Diakoniewissenschaft behandelt einerseits das diakonisch-soziale Handeln der Kirche aus theoretisch-theologischer Sicht und andererseits grundlegende Fragen nach dem Beitrag der Religion zum allgemeinen Wohl und zur Wohlfahrt. Darüber hinaus arbeitet sie auch zu Begriffen wie Gesundheit und Lebensqualität sowie zu existentiellen Fragen, die von sozialen oder allgemeins menschlichen Umständen ausgelöst werden. Im Vergleich mit der Entstehung von entsprechenden Fachbereichen innerhalb der Medizin und der Pädagogik zeigt sich, daß die Diakoniewissenschaft z.T. dem gleichen Muster folgt. Neben einem berufsbezogenen Fachbereich begann sich ein theoretisches Wissensgebiet zu etablieren. Die Einführung der Diakoniewissenschaft läßt sich daher zum einen auf den wachsenden Bedarf an Vertiefung in einem berufsbezogenen Fachbereich und zum anderen auf das neue Bedürfnis nach wissenschaftlicher Aufarbeitung der gesellschaftlichen Wohlfahrt aus einer weiteren existentiellen Perspektive zurückführen. Vor diesem Hintergrund ist es angebracht, daß die Theologische Fakultät – zusammen mit der Medizinischen und der Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät – die Verantwortung dafür übernimmt, einen theoretischen universitären Studiengang Diakoniewissenschaft zu entwickeln. Daran kann sich dann eine berufliche Qualifikation zum Diakon anschließen, die von den diakonischen Ausbildungsstätten angeboten wird. Dieses Modell ist an die Ausbildung der Pfarrer angelehnt. Der dargestellte Prozeß hat in Norwegen und Deutschland schon zu konkreten Ergebnissen geführt. In Finnland werden momentan die Voraussetzungen überprüft, um eine ähnliche Veränderung der diakonischen Ausbildung herbeizuführen. Wir sollten in Schweden auch dazu bereit sein, diese Aufgabe anzugehen.

*Dr. Anders Bäckström  
Diakonistiftelsen Samariterhemmet  
Forskningsavdelning  
Samaritergränd 2, S-753 19 Uppsala  
Schweden  
Tel.: 0046/18/564075; Fax: 0046/18/143144*

Erik Blennberger

## Diakonieforschung an der Hochschule Ersta Sköndal in Stockholm

in der Übersetzung von Annette Leis

Es ist höchste Zeit, daß die Diakonie Gegenstand konzentrierter und zielbewußter Forschung wird. Wir brauchen ein spezifisches Wissen über die Ausrichtung, den Umfang, die Qualität, die Ressourcen und die Probleme der diakonischen Arbeit. Die Ergebnisse solcher Forschung werden auf jeden Fall Interessenten finden: neben den Kirchen, den Diakoniestitutionen, den diakonischen Ausbildungsstätten und der Diakonenschaft sind auch die öffentlichen Gesundheits- und Sozialdienste sowie sozial orientierte Bürgerinitiativen daran interessiert, mehr über die Diakonie zu erfahren. Letztere Gruppe erhofft sich in diesem Kontext vielleicht insbesondere eine Antwort auf die Frage, wie man mit kirchlich verantworteten sozialen Projekten zusammenarbeiten kann.

Mehr Wissen ist das einzige, was Forschung mit Sicherheit versprechen kann. Aber zu den Intentionen der Diakonieforschung sollte es auch gehören, die Diakonie zu stärken und weiterzuentwickeln sowie zu ihrer Identität beizutragen und ihre Qualität zu verbessern. Ein möglicher Beitrag dazu könnte sein, ein breiteres Wissensspektrum für die diakonische Ausbildung bereitzustellen.

In der Regel hat Forschung über ein Tätigkeitsfeld zur Folge, daß das Ansehen dieser Tätigkeit wächst. Wenn nun also die Diakonie zum Gegenstand wissenschaftlicher Arbeit wird, steigt aller Wahrscheinlichkeit nach auch ihr gesellschaftlicher Status und ihre Legitimität. Dies darf jedoch keinesfalls das primäre Ziel der Forschung sein. Schließlich kann man nicht davon ausgehen, daß Diakonieforschung das Ansehen der Diakonie und der Diakonenschaft in Kirche und Gesellschaft *unmittelbar* erhöht. Es ist vielmehr möglich, daß sie auch mangelhafte oder gar kontraproduktive Effekte diakonischer Arbeit ans Licht bringt.

Das Verhältnis von Diakonieforschung und Diakonie entspricht etwa dem Verhältnis von konkreter sozialer Arbeit und ihrer wissenschaftlichen Aufarbeitung. Die Forschung bejaht zwar prinzipiell das zu untersuchende Tätigkeitsfeld und versucht, einen Beitrag zu dessen Weiterentwicklung zu leisten. Sie darf jedoch keine parteiliche Haltung für die faktisch betriebene Arbeit einnehmen. Forschung in einem solchen Bereich sollte von kritischer Loyalität gekennzeichnet sein und den praktischen Nutzen ihrer Ergebnisse in einer langfristigen Perspektive sehen. Für die Diakonieforschung bedeutet dies, sich auf eine Kultur der radikalen Infragestellung und Wahrheitssuche einzulassen, d.h. sich um wissenschaftliche Integrität und Legitimität zu bemühen und sich nicht zu stark mit den Interessen der Diakonie zu identifizieren.

### Eine Wunschliste für Diakonieforschung

Eine Wunschliste mit drängenden Fragen für die Diakonieforschung wird wohl recht lang und läßt sich auf verschiedene Weise gliedern. Ich schlage eine Einteilung in vier Hauptbereiche vor: Zu behandeln sind (1) die faktische Arbeit in den diakonischen Handlungsfeldern, (2) die innere Kultur der Diakonie und (3) ihre Vorstellungswelt sowie (4) wissenschaftstheoretische Fragen der Diakoniewissenschaft, ihre fachliche Anbindung und ihr Methodenkanon.

Die *faktische diakonische Arbeit in ihren Handlungsfeldern* sollte logischerweise den Hauptgegenstand der Diakonieforschung bilden. Meiner Meinung nach sollte bei der Forschung daher ein empirischer Ansatz dominieren. Benötigt werden sowohl breitangelegte Bestandsaufnahmen als auch detaillierte Fallstudien zu folgenden Fragestellungen:

– Was sind die (Kern-)Bereiche diakonischer Arbeit in Gemeinden und Einrichtungen und welchen Umfang haben diese Tätigkeiten? (...) – An wen richten sich die diakonischen Angebote? Welche Gruppen und Personen werden angesprochen? In welchen (Lebens-)Situationen wird man von der Gemeindediakonie wahrgenommen? (...) – Wie läßt sich das Verhältnis von Anbieter und Empfänger in den verschiedenen Handlungsfeldern der Gemeindediakonie beschreiben? – Wie sehen die Leitungsfunktionen aus und wie sind Verantwortungen und Macht in der diakonischen Arbeit verteilt? – Mit welchen anderen Diensten der öffentlichen Hand und von Freiwilligenorganisationen kooperiert die Gemeindediakonie? – Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede gibt es zwischen der Diakonie und vergleichbaren Diensten, die vom Staat bzw. von der Kommune oder von Freiwilligenorganisationen getragen werden (z.B. in der Altenpflege und -hilfe, in der Suchthilfe sowie in der Familien- und Lebenshilfe)?

Der Forschungsbereich *innere Kultur* der Diakonie betrifft Fragen nach ihrer Organisationsstruktur und den Arbeitsbedingungen von kirchlich Angestellten: Welche christliche oder kirchliche Identität haben die verschiedenen diakonischen Tätigkeitsfelder? Unter welchen Arbeitsbedingungen arbeiten Diakone und welche Berufstheorie beinhaltet das Diakonat? Welche Rollen, Beziehungen und Machtkonstellationen existieren im Gemeindeleben sowie zwischen Gemeindeangestellten und diakonischen Einrichtungen? Diese Fragen stehen im größeren Zusammenhang der Problematik von sozialen und religiösen Berufen. Hier müssen die spezifischen Schwierigkeiten und Vorteile von Menschen bedacht werden, die sich soziales Engagement und

Empathie bzw. Religion zum Beruf gemacht haben oder deren Berufswahl ein Berufungsbewußtsein zugrundeliegt.

Das Forschungsfeld *Vorstellungswelt der Diakonie* zielt auf diakonische Theologie, Ideologie und Rhetorik. Welche theologischen Motive kommen in der Diakonie zum Ausdruck? Wie werden z.B. verschiedene christologische und ekklesiologische Themen in ihr umgesetzt? Wie muß eine Amtstheologie für das Diakonat aussehen? Welche sozialpolitischen und pflegephilosophischen Anschauungen offenbaren sich in den diakonischen Organisationen und Tätigkeitsfeldern sowie bei anderen kirchlichen Akteuren? Wie verhalten sich Barmherzigkeit, Solidarität und Menschenrechte zueinander? In diesen Bereich gehört auch eine ideengeschichtliche Aufarbeitung der diakonischen Theologie und Ideologie. Darüber hinaus sollte untersucht werden, wie Menschen in der Sprache der Diakonie beschrieben werden. Welche Metaphern, Erzählungen und rhetorischen Stimmungen werden in der Diakonie verwendet? Der große Bereich der diakonischen Vorstellungswelt darf jedoch nicht nur mit Hilfe von rein deskriptiven sprach- oder ideengeschichtlichen Analysen erforscht werden. Notwendig ist auch ein Freiraum, in dem normative Vorschläge und konstruktive Entwürfe für die diakonische Theologie, Ideologie und Rhetorik erarbeitet werden können.

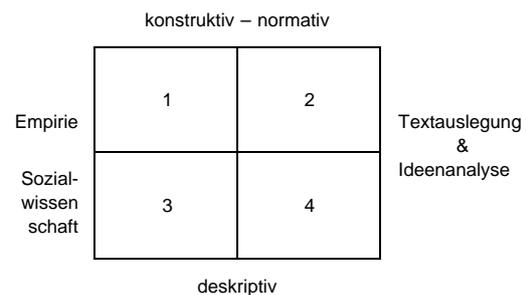
An der Hochschule Ersta Sköndal wird zur Jahreswende eine Bestandsaufnahme über die drängenden Fragen in der Diakonieforschung abgeschlossen, die z.T. an die von mir genannten Themen anknüpft. Prof. Rolf Stål von der Hochschule Örebro hat die wichtigsten Forschungsfragen zur faktischen diakonischen Arbeit vor Ort zusammengestellt. Die oben von mir angeführten Fragen knüpfen an den Katalog von Prof. Rolf Stål an. Der Studienleiter am Institut für Theologie und Diakonie der Hochschule Ersta Sköndal, Dr. Mats J. Hansson, regt Studien zur Theologie der Diakonie an. Selbst arbeite ich derzeit an einer entsprechenden Übersicht über die Forschungsaufgaben im Blick auf die Ideologie der Diakonie.

### Wissenschaftliche Identität

Eine institutionell klar strukturierte und zielbewußte Diakonieforschung muß natürlich auch über *ihre Wissenschaftstheorie, ihre fachliche Anbindung und ihren Methodenkanon* Rechenschaft ablegen können. Bevor dies geschehen ist, wäre es vielleicht angebrachter über *Diakonieforschung* statt über *Diakoniewissenschaft* zu reden.

Wenn man von den drei oben genannten Hauptfeldern der Diakonieforschung ausgeht, gäbe es natürlich viele Fachbereiche, die einen Beitrag zur Forschung leisten könnten: z.B. Sozialarbeit, Pflegewissenschaft, Soziologie, Sozialanthropologie, Psychologie, politische Philosophie, Ethik und Geschichte sowie natürlich auch die theologischen Fächer wie Religionssoziologie, Systematische Theo-

logie, Praktische Theologie, Altes und Neues Testament, Kirchengeschichte und Religionspsychologie. Man sollte vorsichtig mit den Begriffen „Interdisziplinarität“ und „Multidisziplinarität“ sein, doch die Vielfalt der Fächer und Methoden, die zur Diakonieforschung beitragen können, ist nicht zu übersehen. In einem Institut für Diakonieforschung findet nicht einmal die Hälfte dieser Disziplinen Platz, nicht zuletzt deshalb, weil eine so umfassende Forschungstätigkeit kaum möglich sein wird. Realistischer wäre es, wenn sich ein Institut für Diakonieforschung auf zwei Hauptkompetenzen oder Grundausrichtungen konzentriert. Unbedingt dazugehören sollte ein empirisch-sozialwissenschaftlicher Ansatz auf der einen Seite und ein Ansatz, der mit Textauslegung und Ideenanalysen arbeitet, auf der anderen Seite. Beide Ausrichtungen können und müssen teils rein deskriptiv vorgehen, teils auch konstruktive Konzepte und normative Vorschläge zur Theorie, Rhetorik und Praxis der Diakonie entwickeln. Die unterschiedlichen Vorgehensweisen können auf verschiedene Weise kombiniert werden, wie das folgende Schaubild zeigt.



Ein solche Unterscheidung scheint mir passender als eine Aufteilung in Gesellschafts- und Sozialwissenschaften auf der einen Seite und Religionswissenschaft auf der anderen Seite. Theologen und Religionswissenschaftler können sowohl empirisch als auch mit Textauslegungen arbeiten, und konstruktiv-normative Vorschläge für die Diakonie können neben der Theologie auch aus Fachbereichen wie der Organisationstheorie, der Arbeitspsychologie und der Pflegewissenschaft kommen. Die dargestellten Unterscheidungen müssen natürlich weiterentwickelt werden. Aber sie eignen sich für eine grundsätzliche wissenschaftstheoretische Orientierung in bezug auf die Diakonieforschung. Meiner Meinung nach sollte der Schwerpunkt der Forschung jedoch in den sozialwissenschaftlich-deskriptiven Bereich fallen.

### Die Rolle der Diakone

Aber was wird aus den Diakonen? Sind sie nur Objekte der Forschung? Oder sollte die Diakonieforschung nicht den Diakonen vorbehalten werden, wie auch die Pflegewissenschaft vor allem von Krankenschwestern vorangetrieben wird?

Natürlich spielen die Diakone eine wichtige Rolle für die Diakonieforschung. Aber ein solcher Forschungsbereich kann und soll nicht allein von Diakonen getragen werden. Auch die Politikwissenschaft wird nicht nur von Politikern betrieben und die Literaturwissenschaft nicht nur von Schriftstellern. Ferner ist es nicht selbstverständlich, daß Diakone, die an Forschung interessiert sind, sich für den Bereich der Diakonieforschung entscheiden.<sup>1</sup> Im Netzwerk „Entwicklungsforum für die Diakonieforschung“, zu dem sich Diakone in den 1990er Jahren zusammengeschlossen haben, wird jedoch ein umfassendes Interesse an dieser Art der Forschung in der Diakonenschaft deutlich.<sup>2</sup>

Hier möchte ich einige persönliche Überlegungen einflechten. Ich habe zehn Jahre lang in einer diakonischen Einrichtung gearbeitet (am Forschungsinstitut „Sköndalinstitut“ der Diakoniestiftung Stora Sköndal, Stockholm) und bin seit einigen Jahren an der neu gegründeten Hochschule Ersta Sköndal tätig, die von zwei stabilen und munteren Diakoniestitutionen getragen wird. Meine Einstellung zur Diakonie hat sich während dieser Zeit immer mehr hin zu einer frustrierten Loyalität entwickelt. Loyalität, weil ich so viele Freunde in der Diakonie gefunden habe und weil in der diakonischen Kultur so viel sensibles Mitgefühl und sozialer Pathos zum Ausdruck kommt. Frustration, weil sich die Diakonie nicht selten einer ermüdenden Rhetorik und eines mystischen Selbstbildes bedient. Diakonie und diakonische Kultur scheinen manchmal eher von einer um sich selbst kreisenden Problemrhetorik geprägt zu sein als von einem Prozeß der Wissensvermehrung. Es ist eine Kultur, die eher nach treffenden Metaphern als nach klaren Gedanken sucht.

Ein Beispiel für die mystische Rhetorik ist die seltsame Behauptung, daß man Diakonie nicht definieren könne. Einer Krankenschwester, die mitteilt, daß sie nicht weiß, was Pflege ist, oder einem Sozialarbeiter, der den Begriff der Sozialarbeit nicht erklären kann, wird zu Recht vorgeworfen, unprofessionell zu sein. Sollte nicht dasselbe für die diakonischen Mitarbeiter im Blick auf den Begriff der Diakonie gelten? Das Fazit dieser Überlegungen lautet, daß sich die Diakonie stärker der kritischen Kultur und der Wissenserweiterung stellen muß, die die Forschung repräsentiert.

### **Institutionelle Verankerung**

Diakonieforschung kann in verschiedenen Fachbereichen betrieben werden, aber sie braucht eine

eindeutige institutionelle Verankerung und ein stabiles Forschungsmilieu, um spezifische Ergebnisse zur Diakonie liefern zu können. Diese Absicht steht hinter den Initiativen an der Hochschule Ersta Sköndal und an der Theologischen Fakultät in Uppsala.

In den diakonischen Einrichtungen Ersta und Stora Sköndal ist die Forschung insbesondere auf die „Institution für soziale Arbeit“ – das „Sköndalinstitut“ – und das „Pflegethische Institut“ (Ersta) konzentriert. Das „Sköndalinstitut“ hat eine recht große Forschungsabteilung, deren Schwerpunkt auf Fragen der Bürgergesellschaft und der Freiwilligenorganisationen liegt. Diakonieforschung zählt jedoch ebenfalls zu den aktuellen Forschungsbereichen.<sup>3</sup> Ein weiterer natürlicher Ort für Diakonieforschung an der Hochschule Ersta Sköndal ist das „Institut für Diakonie und Theologie“, das die Ausbildung der Hochschule verantwortet.

In einer Kooperation der Theologischen Fakultät mit dem Samariterhem wird die Diakonieforschung derzeit auch in Uppsala institutionell verankert. Ein solches Forschungsinstitut war aus der Perspektive der Hochschule Ersta Sköndal dringend notwendig. Wir werden einerseits versuchen, unseren eigenen Forschungsansatz gegenüber dem neuen Institut zu profilieren und uns andererseits um gute Beziehungen sowohl im Blick auf die Zusammenarbeit als auch auf die gegenseitige Beratung bemühen. Zwei Institute für Diakonieforschung in Schweden sind keinesfalls zu viel. Wahrscheinlich werden wir langfristig sogar noch mehr Stätten der Diakonieforschung brauchen.

### **Anmerkungen:**

1. Von den Diakonen, die gerade an einer Promotion arbeiten (ca. 5-10 Personen), beschäftigen sich die meisten mit einem diakonischen Thema.
2. Verantwortlich für dieses Netzwerk sind Lotta Säfström (Diakoniestiftung Stora Sköndal) und Ninni Smedberg Roos (Kirchenamt der Schwedischen Kirche und Diözese Stockholm).
3. Derzeit (November 1998) gehören 16 Personen zur Forschungsabteilung, und es wird an 20 Studien und Untersuchungen mit unterschiedlichem Umfang gearbeitet.

*Dr. Erik Blennberger*  
*Sköndalinstitutet*  
*Sköndalsvägen 113-115, S-128 85 Sköndal*  
*Schweden*  
*Tel.: 0046/8/6050890; Fax: 0046/8/6050887*  
*e-mail: skondal.institute@sssd.se*

Trygve Wyller

## Der Aufbaustudiengang Diakonie an der Universität Oslo Auszüge aus dem Auswertungsbericht

in der Übersetzung von Annette Leis

*Vorbemerkung:* Drei Jahre nach der Einrichtung des Aufbaustudiengangs Diakonie an der Theologischen Fakultät der Universität Oslo in Kooperation mit der Medizinischen Fakultät und dem Hochschulzentrum des Diakonhjems wird nun eine erste Evaluierung des bisherigen Studienverlaufs vorgenommen. Für das Evaluierungsverfahren hat der Leiter des Aufbaustudiums, Dr. Trygve Wyller, einen Auswertungsbericht vorgelegt. Im folgenden werden einige Passagen des Berichtes zum fachlichen Hintergrund des Studiengangs dokumentiert. Zu Aufbau und Organisation des Studiengangs vgl. Arnd Götzemann/Annette Leis, Neue diakoniewissenschaftliche Ausbildungsmöglichkeiten in Nordeuropa, in: DWI-Info Nr. 29, 1995/96, Heidelberg 1995, 31-35.

Annette Leis

(...) Die Diakoniewissenschaft als eigenständige akademische Disziplin ist eine ziemlich neue Konstruktion. In Westeuropa gibt es ein protestantisches Diakoniewissenschaftliches Institut in Heidelberg und ein katholisches Caritaswissenschaftliches Institut in Freiburg/Br. (...)

Verfolgt man die Geschichte des Diakoniewissenschaftlichen Instituts in Deutschland, so lassen sich in ihr – wie auch in der norwegischen Diakoniegeschichte – verschiedene Traditionen nachvollziehen. Das Institut wurde ursprünglich in der Zwischenkriegszeit an der Humboldt-Universität zu Berlin gegründet. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde es an die Theologische Fakultät der Universität Heidelberg überführt. Das Institut erhält heute auch vom Diakonischen Werk der EKD und den gliedkirchlichen Diakonischen Werken, die die Arbeit der diakonischen Träger innerhalb des deutschen Sozialsystems koordinieren, finanzielle Unterstützung. Der Wohlfahrtsverband Diakonie Werk hat sich aus der Diakoniebewegung des letzten Jahrhunderts entwickelt. Demnach hat das Heidelberger Institut zwei Wurzeln. Die eine ist die klassisch reformatorisch-akademische Tradition aus Berlin, die andere ist verknüpft mit der praktisch-orientierten Diakoniebewegung. Dies wirkt sich auch auf die Forschung des Heidelberger Instituts aus. Einerseits ist es vom Diakonieverständnis des 19. Jahrhunderts geprägt, was nicht zuletzt darin zum Ausdruck kommt, daß sowohl die Studierenden als auch die Lehrenden häufig kirchliche oder christliche Initiativen mit diakonischem Profil ins Zentrum ihrer Forschungsprojekte stellen. Andererseits fokussiert die wissenschaftliche Arbeit des Instituts, insbesondere von Prof. Strohm, der bald in den Ruhestand treten wird, die allgemeine Verantwortung der Kirche für die soziale und ethische

Situation in Deutschland und darüber hinaus in Europa. (...)

Die modernen diakonischen Einrichtungen und Hochschulen in Norwegen stehen z.T. in kritischer Distanz zur verfaßten Staatskirche. Zwar hat die Kirche in den vergangenen Jahren für Diakone eine geregelte Stellung im kirchlichen Dienst eingeführt, doch die Diakone sind der Meinung, daß ihre Stellung in der kirchlichen Hierarchie noch nicht der Bedeutung entspricht, die sie selbst ihrer Funktion beimessen. Gleichzeitig wurde bis heute keine fachliche Grundlegung der Diakonie an den norwegischen (und den anderen nordeuropäischen) Theologischen Fakultäten vorgenommen. Die diakonischen Kreise, die in der Tradition der Diakoniebewegung stehen, haben oft darauf hingewiesen, daß sich darin die periphere Stellung widerspiegelt, die die Sache der Diakonie hatte und z.T. noch heute an den Theologischen Fakultäten hat. Diese Ansicht ist berechtigt, doch die Situation ist komplexer. Schließlich hat ein allgemeineres Verständnis der kirchlich motivierten Fürsorge und ihrer gesellschaftlichen Verankerung auf jeden Fall die Theologische Fakultät in Oslo geprägt.

Während der letzten Jahre entwickelte sich ein gegenseitiges fachliches Interesse sowohl im Bereich der Theologie als auch an den Diakoniehochschulen. Auf beiden Seiten richtete sich die Aufmerksamkeit auf die sichtbaren Folgen, die der christliche Glaube in der modernen Gesellschaft hat. In diakonischen Kreisen, die ihren Ursprung im norwegischen Pietismus des 19. Jahrhunderts haben wie auch in der eher von der reformatorischen Tradition geprägten Diakonie besteht heute wachsende Einigkeit darüber, daß die Erforschung der historischen, sozialen und ethischen Auswirkungen des christlichen Glaubens derzeit zu den wichtigsten Aufgaben gehört. Man kann mit Recht behaupten, daß der wachsende Konsens den fachlichen Hintergrund dafür bildet, daß die Initiative, die zum heutigen Aufbaustudiengang Diakonie geführt hat, sich durchsetzen konnte.

An der Fachhochschule des Diakonhjems wurde in den vergangenen Jahren fachliche Kompetenz vor allem im pflegewissenschaftlichen und gesellschaftswissenschaftlichen Bereich aufgebaut. In Forschung und Lehre konzentrierte man sich auf den Niederschlag, den die christliche Diakonie in Kirche und Gesellschaft findet. (...) An der Theologischen Fakultät in Oslo ist eine solche gesellschaftswissenschaftliche Kompetenz nicht im selben Umfang ausgebildet worden, wenn auch an der Fakultät vor wenigen Jahren eine Professur für Religions-

soziologie eingerichtet wurde. Dagegen verfügt die Theologische Fakultät über umfassende Kompetenz auf den Gebieten der Ethik, der Hermeneutik, der Systematischen Theologie und der Kirchengeschichte. Der Kompetenzbereich der Theologischen Fakultät und des Diakonhjems greifen die beiden Traditionen auf, die die Grundlage des Begriffs der Diakonie im lutherischen Kontext bilden. Am Hochschulzentrum des Diakonhjems verstand man Diakonieforschung als wissenschaftliche Aufarbeitung der diakonischen Arbeit, die von der empirischen Kirche betrieben wird. Demgegenüber war man an der Theologischen Fakultät der Meinung, daß man kirchliche Diakonie, gesellschaftliche Sozialarbeit und Ethik im Zusammenhang und zwar sowohl aus theologischer als auch aus phänomenologischer Perspektive, untersuchen müsse.

Dies bedeutet, daß sich im Aufbaustudiengang Diakonie die Tradition, der es um die Erforschung der vorfindlichen modernen Diakonie geht, und die Tradition, die einen grundsätzlich breiteren Zugang wählt, zu einer interessanten Zusammenarbeit verbinden. Es ist ein großer Gewinn, daß in Norwegen gerade die beiden genannten Traditionen gemeinsam das Orientierungsfeld und den Wissenshorizont der Diakonie bilden. Daher ist eine Fachentwicklung, die die beiden Forschungszusammenhänge stärker verknüpft, sowohl fachlich als auch erkenntnissoziologisch interessant. (...)

Neben den beiden genannten Traditionen müssen auch die beiden neuen Zugänge aus den letzten Jahre in der Theologie berücksichtigt werden. Zuerst sei hier auf den Einfluß und die Inspiration der Befreiungstheologie in der sog. „Dritten Welt“ hingewiesen. Diese Theologie unterstreicht in ganz anderer Weise als dies zuvor geschehen ist, daß die Armen zum Proprium der Theologie gemacht werden müssen. Zugleich ist die Befreiungstheologie auch ein methodischer Zugang. Die Verbindung einer solchen kritischen Methode mit der Hermeneutik der etablierten Theologie bildet einen interessanten Kontext für den neuen diakoniewissenschaftlichen Studiengang. Der zweite neue Einfluß kommt aus der Philosophie und der Gesellschaftswissenschaft, die kritische Fragen an die Rationalität der Modernität stellen. Die Betonung der konstitutiven Bedeutung des „Anderen“ für das ethische und soziale Handeln spielt hier eine wesentliche Rolle. Diese Anregungen sind auch von Vorteil für das Aufbaustudium Diakonie, um sich in die internationale wissenschaftliche Diskussion in der akademischen und theologischen Welt zu integrieren. (...)

Die Studierenden im Aufbaustudiengang Diakonie sind entweder Krankenschwestern bzw. -pfleger oder Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter und verfügen über eine christlich-theologische Grundausbildung. Mit diesen fachlichen Voraussetzungen ist es nicht möglich, einen cand. theol. oder cand. phil. an der Theologischen Fakultät zu erwerben.

Über einen eigenen akademischen Titel für den Berufsbereich der Diakonie wurde zwar nachgedacht, die Pläne konnten jedoch nicht realisiert werden. Als das Fach „Gesundheitswissenschaft“ („helsefag“) eingeführt wurde, war man sich darüber einig, daß man auch für die Absolventen des Aufbaustudiengangs Diakonie den Titel des cand. san. verwenden könne. Voraussetzung dafür war, daß sich die Einschreibebedingungen für das Aufbaustudium nicht zu sehr von denen der anderen Unterabteilungen in der „Gesundheitswissenschaft“ unterscheiden. Daher wurden Eingangsprüfungen notwendig, und zwar in Statistik und Methodik sowie in Diakonie. Darüber hinaus führte die Anbindung an die „Gesundheitswissenschaft“ dazu, daß nur Krankenschwestern und Sozialarbeiter – und niemand mit einer anderen diakonischen Berufsqualifikation – zum Aufbaustudium Diakonie zugelassen werden dürfen, obwohl in Norwegen auch Pädagogen Diakone werden können (für die nun nur mit Sondergenehmigung eine Zulassung möglich ist). Prinzipiell hätte man sich auch vorstellen können, das Fachgebiet der Diakonie breiter anzulegen und geschichtliche, gesellschaftswissenschaftliche, geisteswissenschaftliche und theologische Zugänge stärker aufzunehmen. Die „Gesundheitswissenschaft“ ist eine Möglichkeit mit spannenden Perspektiven, aber sie führt auch zu einer gewissen Einschränkung im Blick auf die Zielgruppe des Studiums und den möglichen Forschungsbereich. (...) Im Blick auf die Eingangsvoraussetzungen zum Aufbaustudiengang Diakonie darf jedoch nicht vergessen werden, daß sich die Absolventen nach Abschluß ihres Studiums auch auf Stellen im öffentlichen Gesundheits- und Sozialwesen bewerben können. Studierende, denen es um eine Qualifikation in diesem Bereich geht, sind wesentlich stärker an einer Kompetenzerweiterung allgemeinen Charakters interessiert.

Die Einführung des Aufbaustudiengangs Diakonie als Teil der „Gesundheitswissenschaft“ hat zu der interessanten Situation geführt, daß eine wissenschaftliche Aufarbeitung sowohl der professionellen Diakonie in der Kirche als auch der öffentlichen Gesundheits- und Wohlfahrtspflege betrieben wird. Die Erfahrung der vergangenen drei Jahre deutet darauf hin, daß sich im Verlauf der nun beginnenden 5-Jahres-Periode ein Fach mit einem breiten nationalen wie auch internationalen Wirkungsgrad ausbilden wird. (...) Nicht zuletzt deshalb hat die Theologische Fakultät eine Untersuchung in Gang gesetzt, die prüft, ob der Titel Dr. art. für Absolventen des Aufbaustudiums Diakonie (cand. san.) verwendet werden kann, die eine Promotion an der Theologischen Fakultät anstreben.

*Dr. Trygve Wyller, Universitet Oslo, Teologisk Fakultet, Studieretning diakoni;  
Boks 1023 Blindern, N-0315 Oslo/Norwegen; Tel.: 0047/22 85 03 59; Fax: 0047/22 85 03 01*

Gustav Björkstrand

## Diakonieforschung in Finnland

in der Übersetzung von Annette Leis

Die Forschungssituation auf dem Gebiet der Diakonie hat sich in Finnland in den vergangenen Jahren stark verändert. Bis vor kurzem wurde die wissenschaftliche Aufarbeitung der Diakonie fast ausschließlich an den beiden finnischen theologischen Fakultäten der Universität Helsinki (finnischsprachig) und der Åbo Akademie in Turku/Åbo (schwedischsprachig) betrieben – jedoch auch dort nur unregelmäßig – aufgrund von Einzelinitiativen und meist im Bereich der Diakoniegeschichte. Einen ersten wichtigen Schritt bedeutete die Umwandlung des orthodoxen Priesterseminars in Kuopio in eine theologische Ausbildungsstätte an der Universität von Joensuu, mit der dem starken Bedarf an Ausbildung innerhalb der orthodoxen Kirche Rechnung getragen wurde. Damit erhielt die große finnische theologische Fakultät in Helsinki ein zweites notwendiges Gegenüber. Die grundlegende Veränderung wurde jedoch durch die Etablierung von ständigen Fachhochschulen – die direkte Übersetzung der finnischen Bezeichnung ist „Berufshochschulen“ – im Jahr 1996 ausgelöst. Die traditionellen Diakonissenanstalten sind jetzt integrierte Bestandteile solcher Fachhochschulen. Die organisatorische Einbindung unterscheidet sich jedoch stark von Ort zu Ort.

Die neugegründete landesweite kirchliche Fachhochschule für Diakonie (DIAK) hat eine Netzwerkstruktur. Sie erhielt 1996 die ständige Genehmigung zu Lehre und Forschung. Kooperationspartner in diesem Netzwerk sind folgende ehemals eigenständige Ausbildungseinrichtungen: das Diakonie-Institut in Helsinki, das Diakonie-Institut und das Luther-Institut in Järvenpää, das Diakonie-Institut in Pori, die evangelische „Volkshochschule“ Helsinki und das Finnische Bibelinstitut. Später schlossen sich die christlichen „Volkshochschulen“ in Pieksämäki und Turku der kirchlichen Fachhochschule an. (In nordeuropäischen Volkshochschulen liegt im Unterschied zu deutschen Volkshochschulen ein stärkeres Gewicht auf der Berufsausbildung und -qualifizierung.) Daneben gibt es noch diakonische Ausbildungsgänge, die in die lokalen Berufshochschulen integriert sind, so z.B. in Oulu und Lahti.

Die Einrichtung von Fachhochschulen führte dazu, daß die Situation der Forschung im Bereich der Diakonie überprüft wurde. Prof. Esko Koskenvesa, der einen Lehrstuhl für Praktische Theologie an der Universität Helsinki innehat, regte eine verstärkte Zusammenarbeit an. Bei einem ersten Treffen im Januar 1996 wurde ein Koordinierungsorgan für Diakonieforschung in Finnland gebildet, das Richtlinien für die künftige gemeinsame Arbeit erstellte.

### Das Forschungsprogramm Diakonie 2000

Das Forschungsprogramm „Diakonie 2000“ skizziert zukünftige Forschungsbereiche für die Diakoniewissenschaft. Zuerst sollen der Begriff der Diakonie selbst sowie die inhaltliche Bestimmung der Diakoniewissenschaft geklärt werden. Dies schließt auch die Frage nach der Positionierung der Diakoniewissenschaft als neuem akademischen Fach ein, das seinen Platz im Schnittfeld von Theologie, Gesellschafts- und Pflegewissenschaft und Medizin finden muß. Esko Ryökäs, Dozent für Praktische Theologie an den theologischen Fakultäten in Helsinki und Åbo, hat in seiner Forschungsarbeit „Unser Verständnis der Diakonie“ (Diakonianäkemyksemme, 1990) die verschiedenen Zugänge zur Diakonie, die in Finnland zu Beginn der 90er Jahre existierten, zusammengestellt. Zu nennen ist hier insbesondere der von Prof. Katie Eriksson geleitete, sehr angesehene Fachbereich für Pflegewissenschaft an der schwedischsprachigen Universität „Åbo Akademi“. Dort war der Plan schon weit gediehen, die Diakonie als einen Teilbereich in die Pflegewissenschaft zu integrieren. Wenn dieses Vorhaben verwirklicht worden wäre, hätte man möglicherweise die Verbindung zur Praktischen Theologie, dem traditionellen Ort der wissenschaftlichen Aufarbeitung der Diakonie, verloren. Die theologischen Fakultäten und die Fachhochschulen stehen nun vor der Aufgabe, den Platz der Diakoniewissenschaft, ihren Fragenkanon und ihre Methoden nicht zuletzt im Verhältnis zu den bereits etablierten akademischen Fächern zu bestimmen. Von großer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang z.B. die Frage nach Inhalt und theoretischer Grundlegung des diakonischen Amtes, gerade auch im Blick auf die internationalen Diskussionen um das dreigeteilte Amt.

Die Diakoniegeschichte nimmt ebenfalls einen wichtigen Platz im neuen Forschungsprogramm ein. Neben der Aufarbeitung der Geschichte von traditionsreichen finnischen Diakonie-Institutionen sollen zukünftig auch die Schlüsselfiguren der Diakonie in Finnland (Aarnisalo, Sirenus, Niinivaara, Sormunen und Palo) eine stärkere Berücksichtigung finden. Weitere interessante historische Themen sind: die diakonische Arbeit auf Diözesanebene, das Verhältnis von kommunaler Wohlfahrtspflege und Gesundheitsversorgung einerseits und diakonischen Angeboten in den Kirchengemeinden andererseits, das „allgemeine Gesundheitsgesetz“ aus dem Jahr 1972 und seine Konsequenzen für die Diakonie, die Rolle der Diakoniepfarrer und anderer Koordinatoren für die Entwicklung der heutigen Gemeindediakonie auf Diözesaniveau sowie die orthodoxe Diakonietradition, insbesondere die Bedeutung der

Sergei-Bruderschaft und der Hermanns-Bruderschaft für die diakonische Entwicklung in der orthodoxen Kirche. Darüber hinaus ist geplant, die Arbeit der Diakonissen anhand von Briefwechseln zwischen Anstaltsvorstehern und Diakonissen zu untersuchen.

Im Blick auf die Forschung zu den aktuellen Fragen in der Diakonie sind die folgenden Themen von besonderem Interesse: die Zusammenarbeit zwischen den sozialen Diensten der Kommune einerseits und den diakonischen Initiativen der Gemeinden andererseits, die konkrete Ausgestaltung der Gemeindediakonie, das Diakonieverständnis der verschiedenen Berufsgruppen in den Gemeinden und ihre Erwartungen an die Diakonie sowie das Verhältnis von Kirche und drittem Sektor auf dem Gebiet der Diakonie. Ferner sollen die diakonische Arbeit der anderen Konfessionen und der Freikirchen sowie die Hilfsprogramme für die Notleidenden in den unmittelbaren Nachbarländern Finnlands (insbesondere im russischen Karelien und der Region Ingermannland und in Estland) untersucht werden. Neue Entwicklungen im kirchlichen Dienst und die Bedeutung der anderen Kirchengemeinschaften für die Ausprägung der diakonischen Arbeit sind weitere wichtige Forschungsfelder.

### **Schritte zur Umsetzung des Forschungsprogramms**

Die Vorbereitungen für das Forschungsprogramm werden in den Jahren 1998 und 1999 getroffen. Das Programm selbst wird dann im Zeitraum von 2000 bis 2004 durchgeführt. Am Programm beteiligen sich die Dozenten der neuen Fachhochschulen, die aufgrund erhöhter Anforderungen ihre Kompetenz erweitern müssen. Darüber hinaus geht man davon aus, junge, begabte Forscher für das Programm gewinnen zu können. Die theologische Fakultät in Helsinki wird die Koordination des Projektes übernehmen. Es ist jedoch zu erwarten, daß auch die gesellschaftswissenschaftlichen und die pflegewissenschaftlichen Fakultäten an dem Programm interessiert sind. Eine spezielle Serie mit Monographien zum Thema ist in Planung. Ferner sollen zusammenfassende Berichtsbände mit Artikeln, die sich auf die vorgelegten Forschungsberichte stützen, in englischer Sprache veröffentlicht werden.

Für die Projektregie wird eigens eine Leitungsgruppe eingesetzt, in der Vertreter der verschiedenen beteiligten Institutionen und Fakultäten zusammenkommen. Geplant ist auch, einen internationalen wissenschaftlichen Beirat mit Repräsentanten der diakoniewissenschaftlichen Institute und Forschergruppen in Heidelberg, Freiburg/Br., Oslo und Uppsala zu bilden.

Bei der Umsetzung dieses sehr anspruchsvollen Forschungsprogramms wird man mit einigen Schwierigkeiten rechnen müssen. So ist die Frage, ob Fachhochschulen überhaupt Forschung betrei-

ben dürfen, von den finnischen Bildungs- und Wissenschaftsbehörden noch nicht entschieden. In den Fachhochschulen gibt es dazu geteilte Meinungen. Die Abschlußarbeiten der Studierenden an den Fachhochschulen werden zwar sicher nicht das Niveau von Magisterarbeiten an den Universitäten erreichen (80-120 Seiten wissenschaftlicher Text), doch setzen sie auf jeden Fall wissenschaftliche Schulung voraus. Nichts spricht schließlich dagegen, daß Fachhochschulstudenten, die großes Interesse an der Forschung zeigen und gute Ergebnisse vorweisen können, die Möglichkeit eröffnet wird, ihre Studien im Rahmen des Programms fortzusetzen, unabhängig davon wie über die Frage der Forschung an den Fachhochschulen in Finnland entschieden wird.

Eine andere wichtige Frage, die im vorliegenden Vorschlag nicht angesprochen wird, betrifft die Finanzierung des Programms. Die von der „Finnischen Akademie“ (entspricht in etwa der Deutschen Forschungsgemeinschaft) getragene „Forscherschule der Theologie“ wird auch nach der zum Jahreswechsel 1998/99 auslaufenden Periode weiter gefördert werden. In diesem Rahmen kann man sicher einigen Forscherinnen und Forschern aus dem Diakonieforschungsprogramm Mittel zur Verfügung stellen. Darüber hinaus müssen jedoch Finanzierungsanträge an die bekannten Institutionen – die „Finnische Akademie“ und das „Forschungsinstitut der Kirche“ – gestellt werden, da die am Programm beteiligten Einrichtungen wahrscheinlich nur in begrenztem Umfang in der Lage sind, eigene Mittel einzusetzen.

### **Weitere Forschungsprojekte**

Auch wenn man davon ausgehen kann, daß in den nächsten Jahren die meisten diakoniewissenschaftlichen Projekte an das Programm „Diakonie 2000“ anknüpfen, wird es auch in Zukunft Diakonieforschung außerhalb dieses Rahmens geben. So ist beispielsweise derzeit ein groß angelegtes Forschungsprojekt zur finnischen Wirtschaftskrise in den 1990er Jahren und deren Folgen für den Wohlfahrtsstaat an der „Finnischen Akademie“ angesiedelt. Eines der Projekte wird von Prof. Eila Helander geleitet, der Kirchensoziologie an der theologischen Fakultät der Universität Helsinki unterrichtet. Das Projekt untersucht die Rolle, die die religiösen Gemeinschaften bei den Anstrengungen gespielt haben, die die Menschen unternommen haben, um die Krise zu bewältigen. Die Hilfsangebote, die die Gemeinden während dieser Zeit entwickelten, umfaßten ein weites Spektrum, Sie reichten von Essens- und Kleiderausgabestellen bis hin zur Schuldenberatung und Gesprächstherapie. Entsprechende Projekte im Bereich der Diakonie werden sicher auch in Zukunft entstehen.

Die Diakonie-Forschung wird in Finnland in den nächsten Jahren einen viel größeren Raum einnehmen und sich ihrer Ziele wesentlich stärker

bewußt werden als zuvor. Langfristig kann dies dazu führen, daß man in Zukunft auch in Finnland von Diakoniewissenschaft im engeren Sinne sprechen kann, d.h. von einem eigenständigen akademischen Fach mit einem klar festgelegten theoretischen Bezugsrahmen, eigenen Fragestellungen und methodologischem Bewußtsein. Dies wäre sicher ein Gewinn und eine Bereicherung, nicht nur für die akademische Gemeinschaft, sondern auch für alle, die mit diakonischen Fragen arbeiten oder sich an der Ausbildung in diesem Bereich beteiligen.

Klaus Kießling

## Die Forschungseinheit des Diakonischen Institutes Lahti/Finnland

Das Diakonische Institut Lahti stand und steht bis heute institutionell auf zwei Säulen. Es ist zum einen der Fachhochschule Lahti zugeordnet, zum anderen direkt der Diakonie-Stiftung Lahti unterstellt. Das Diakonische Institut Lahti bietet Grund- und Aufbaustudiengänge in pflegerischen und diakonischen Berufen an für Studierende aus ganz Finnland, die nach einem eigens dafür geschaffenen Auswahlverfahren zum Studium zugelassen wurden.

Zu Beginn des Jahres 1998 gelang die Einrichtung einer diakoniewissenschaftlichen Forschungseinheit am Diakonischen Institut der Fachhochschule Lahti. Ihre Ausrichtung ist multidisziplinär, die Arbeit erfolgt in konfessioneller Kooperation. Die Forschungseinheit ist vielfältig vernetzt:

- mit der Arbeit der Dozentinnen und Dozenten des Instituts (durch eine Lektüreguppe und gemeinsame Studientage),
- mit dem Institut für Praktische Theologie der Universität Helsinki,
- mit einem derzeit sich konstituierenden wissenschaftlichen Beirat unserer Forschungseinheit sowie
- mit anderen Forschungsgruppen im In- und Ausland

Die aktuellen Themenfelder lassen sich wie folgt zusammenstellen:

### 1. Praxisprojekte

Die Praxisprojekte, die die Forschungseinheit wissenschaftlich begleitet, zielen ab auf

- *die Förderung einer sozialen Kultur* durch historische Forschung zur Geschichte des sozialen Ehrenamts; durch die Entwicklung von Konzepten zur Gewinnung freiwilliger Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Gemeinden sowie zu ihrer spirituellen Begleitung und Supervision; durch Evaluationsstudien zu laufenden Projekten,
- *die Entwicklung einer Sozialpastoral* durch multidisziplinäre Grundlegung, empirische Studien, Me-

*Prof. Dr. Gustav Björkstrand*  
*Åbo Akademi*  
*Domkyrkotorget 3*  
*FIN-20500 Åbo (Turku)*  
*Finnland*  
*Tel.: 00358/2/215 4100*  
*Gustav.Björkstrand@abo.fi*

taanalysen und Evaluationsforschung angesichts städtischer Armut und der Einführung von ‚Essensbänken‘ in Finnland,

- *die Wahrnehmung und Verbesserung der Situation von Straßenkindern*, insbesondere in Vyborg (Rußland), durch soziale Arbeit vor Ort und deren Evaluation,
- *diakonisches Lehren und Lernen* in Gemeinden und Schulen unter Einsatz erlebnispädagogischer Maßnahmen sowie
- *diakonische Pflege* in klinischem und sozialem Zusammenhang durch empirische Forschung sowie durch die Diskussion des Zueinanders von Pflegewissenschaft und Diakoniewissenschaft.

### 2. Theologie und Philosophie der Diakonie

Dazu gehören derzeit die Themen

- *Diakonie und Versöhnung*
- *Theologie der Caritas* als Horizont sozialer Arbeit
- *Spiritualität des sozialen Lebens* und
- *Philosophie der Diakonie*.

### 3. Diakonische Ethik

Dabei geht es um diakoniewissenschaftliche Beiträge zu

- *ökologischer Ethik*
- *Friedensethik*
- *Wirtschaftsethik*
- *Anthropologie* und
- *Medienethik* (insbesondere Internet).

### 4. Krieteriologie multidisziplinären Arbeitens

Beim Brückenbau zwischen verschiedenen Disziplinen stellen sich Fragen nach

- *Konvergenzen inhaltlicher Optionen*, etwa zwischen sozialwissenschaftlichen und theologischen Disziplinen,
- *erkenntnistheoretischer und anthropologischer Vereinbarkeit*, etwa zwischen einem psychologischen und einem diakonischen Menschenbild.

**5. „Beziehungschaos“ und „Chaos der Gefühle“** sind alltagssprachliche Wendungen, die das weitgehend negativ besetzte Bedeutungsfeld von *Chaos* andeuten. Im Kontrast dazu verkünden verschiedene Wissenschaftsbereiche, daß es Chaos braucht, wenn Kreativität wachsen soll: Chaos bietet die Chance, innovative Impulse zu *Selbstorganisation* in den unterschiedlichsten Lebensbereichen freizusetzen.

„Chaos“ und „Selbstorganisation“ stehen für naturwissenschaftliche Konzepte, die auch im weiten Spektrum der Human- und Sozialwissenschaften starke Resonanz finden. Es soll untersucht werden, ob sie sich auch in Theologie und Diakoniewissenschaft als innovative Konzepte eignen.

Im September 1998 veranstaltete das Diakonische Institut in Lahti in Kooperation mit dem Diakoniewissenschaftlichen Institut in Heidelberg und dem Caritaswissenschaftlichen Institut in Freiburg/Br. einen Diakonie-Weltkongress mit dem Titel „Spiritus – Lux – Caritas“. Diakonie in Forschung, Ausbildung und Praxis – diesen Feldern widmeten sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die unterschiedlichen Kirchen in Afrika, Nord-, Mittel und Südamerika, Asien und Europa angehören. In Vorträgen und Workshops, aber auch beim Kennenlernen der finnischen Lebenskultur konnte spürbar werden, was das Kongressmotto anklingen ließ: *Deacony is sharing life and vision*.

Ein drittes Ereignis von gewiß nachhaltiger Wirkung ist die Entscheidung der Leitungen unseres Instituts, Frau Rektorin Maija Vehviläinen, und der Diakonie-Stiftung Lahti, Herrn Direktor Kari Vappula, die Zugehörigkeit des Diakonischen Instituts zur Fachhochschule Lahti aufzugeben und sich statt dessen der Einrichtung DIAK anzuschließen. DIAK

versteht sich als ein Netzwerk aller Diakonischen Institute Finnlands, die sich zu einer Diakonischen Hochschule zusammenschließen werden. Der Prozeß der Herauslösung aus alten und der Einbindung in neuere institutionelle Strukturen mobilisiert derzeit alle verfügbaren Kräfte – in der Hoffnung, daß die Möglichkeiten zu ausdrücklich diakonischem Lehren und Lernen durch diese Veränderungen optimiert und die Gestaltungsspielräume der daran Mitwirkenden deutlich vergrößert werden können.

Auch für die Forschungseinheit resultieren daraus Neuerungen, die derzeit allerdings noch nicht in Gänze absehbar sind. Bisher steht lediglich fest, daß die Forschungseinheit der Diakonie-Stiftung direkt unterstellt werden wird. Für alle diese Ereignisse - die Einrichtung unserer Forschungseinheit, die Durchführung des Weltkongresses und die institutionelle Neuorientierung – gilt, daß sie nur mit einem kämpferischen Geist und gebündelter Energie vorangetrieben werden konnten und können; aber auch, daß sie starke Hoffnungen freisetzen, der Diakoniewissenschaft in Finnland eine – auch politisch - deutlich vernehmbare Stimme zu verleihen.

*Forschungseinheit des Diakonischen Instituts Lahti*  
*Kai Henttonen*

*Marjaana Seppänen*

*Klaus Kießling*

*Vuorikatu 4*

*FIN-15110 Lahti*

*Finnland*

*Tel.: 00358/3 813 2221*

*Fax: 00358/ 3 781 8034*

*diakonia@lpt.fi*

leva Zeiferte

## Das Diakoniezentrum der Lutherischen Kirche in Lettland

Lettland liegt an der Ostsee, zwischen den beiden anderen baltischen Republiken, Litauen und Estland. Es ist ein kleines Land, das seine Unabhängigkeit erst am Anfang dieses Jahrhunderts gewonnen, schon nach 20 Jahren eingebüßt und im Verlauf der vergangenen zehn Jahren wiedergewonnen hat. 50 Jahre lang gehörte Lettland zur Sowjetunion. Dennoch hat es seine Identität als Bestandteil des kulturellen Erbes Europas nie verloren. Obwohl das Land zahlreiche Kriege und viele Gewalttätigkeiten von größeren Völkern erleiden mußte, konnte es seine eigene Kultur, Tradition und Sprache bewahren. Derzeit wird in Lettland über den Eintritt in die Europäische Union nachgedacht.

Seit dem 12. Jahrhundert ist Lettland christlich. Mit der Okkupation 1940 schränkte das sowjetische Regime die Tätigkeit der Kirche auf allen Ebenen ein. Die Kirche befand sich von da ab in der Isola-

tion. Sie konnte ihrem Missionsauftrag - nämlich Menschen zu Gott zu führen, sie über die Grundfragen des Christentums zu unterrichten, sie mit Geschichte und Symbolik der Kirche bekannt zu machen sowie im Alltag präsent zu sein und Seelsorge zu treiben - nicht mehr gerecht werden. Heute leben in Lettland evangelisch-lutherische, römisch-katholische, russisch-orthodoxe und baptistische Christen sowie Mitglieder anderer Freikirchen und kleinerer Glaubensgemeinschaften. Etwa 50% der lettischen Christen gehören zur Evangelisch-Lutherischen Kirche Lettlands (ELKL).

Als Lettland sich auf dem Wege zur Wiedererlangung der Unabhängigkeit befand, veranstaltete die Evangelisch-Lutherische Kirche Lettlands im April 1990 eine Diakonie-Konferenz. Sie gilt als der Beginn der diakonischen Arbeit in Lettland. An der Konferenz beteiligten sich mehr als 100 Vertreter

aus ganz Lettland (Gemeindeglieder, Pastoren und Pröpste) sowie Vertreter der Evangelisch-Lutherischen Kirchen Nordelbiens und Norwegens. Alle waren sich einig: Diakonie ist ein untrennbarer Bestandteil der Kirche und muß auch in der ELKL in Erscheinung treten, um am Auftrag der Kirche - Gottes Liebe zur Welt in Jesus Christus allen Menschen zu bezeugen - teilzuhaben.

Vier Jahre später war es soweit. Im Juni 1994 gründete das Konsistorium der Evangelisch-Lutherischen Kirche Lettlands das *Diakoniezentrum der ELKL*. Das Diakoniezentrum ist eine juristisch selbständige Struktur, die die diakonische Arbeit in den Gemeinden und Propsteien koordiniert, beobachtet und unterstützt. Seine Tätigkeit ist vor allem auf zwei Bereiche ausgerichtet: auf die Ausbildung und auf praktische Hilfen in der Not.

Internationale Partner des Diakoniezentrums sind das Diakonische Werk Schleswig-Holstein und die Evangelisch-Lutherischen Kirchen Norwegens und Schwedens. Im Dezember 1994 schlossen die Evangelisch-Lutherische Kirche Lettlands, die Nordelbische und die Norwegische Kirche eine Vereinbarung ab, die eine umfassende Förderung der lettischen Diakonie zum Inhalt hatte. 1997 wurde das Abkommen um sieben Jahre verlängert. Zugleich schloß sich die Schwedische Kirche der Kooperation an. Die Vereinbarung sieht vor, daß sich die Nordelbische und die Schwedische Kirche um die finanzielle und materielle Unterstützung der diakonischen Projekte kümmern. Der Schwerpunkt der Förderung seitens der Norwegischen Kirche liegt auf dem Bereich der Ausbildung.

Zahlreiche Projekte des Diakoniezentrums sind als Reaktion auf die gesellschaftlichen Umbrüche entstanden. Der Übergang zur freien Marktwirtschaft führte zu Armut und Ausgrenzung. Ganze Gruppen waren davon betroffen. So zum Beispiel vereinsamte Rentnerinnen und Rentner, Straftatlassene, Langzeitarbeitslose, Flüchtlinge aus Asien, alleinerziehende Mütter und Alkoholiker. Die Gesellschaft spaltete sich zunehmend in sehr reiche und sehr arme Menschen. Zur Mittelschicht gehören nur wenige lettische Bürger. Das System der sozialen Sicherung befindet sich erst im Aufbau und ist noch sehr unvollkommen.

Diese gesellschaftlichen Kontraste lassen die Menschen nicht kalt. Sie können sich nur schwer daran gewöhnen. Das Diakoniezentrum der Evangelisch-Lutherischen Kirche Lettlands erarbeitet deshalb verschiedene Projekte, um die Not der Betroffenen zu lindern: Suppenküchen (in Riga und anderen Städten), ein Zentrum für Straßenkinder, Betreuung von Straftatlassenen, ein Krisenzentrum für Frauen und Kinder, Diakonie in den Krankenhäusern und Altenheimen sowie Telefonseelsorge. Diese Projekte sind nicht von oben herab diktiert, sondern im Herzen von barmherzigen Menschen entstanden, die sich dazu berufen fühlen, etwas zu unternehmen, um die Situation zu ändern.

In der Zeit von 1992 bis 1995 veranstaltete das Diakoniezentrum der ELKL zwei Lehrgänge für ehrenamtliche Diakonimitarbeiterinnen und -mitarbeiter, an denen ca. 150 Personen teilnahmen. Ziel dieser Lehrgänge war es, den ehrenamtlichen Mitarbeitern die theoretischen Grundlagen der Diakonie zu vermitteln und sie auf den praktischen Dienst in der Gemeinde vorzubereiten.

Eine weitere Etappe in der Entwicklung der lettischen Diakonie bedeutet die Gründung von Diakoniestationen. So wurde vor sieben Jahren die erste Diakoniestation in Liepaja - 200 km westlich von Riga - eingerichtet. Zu ihren Aufgabenbereichen gehören die Koordination und Unterstützung von diakonischen Initiativen in den Gemeinden der Propstei. Inzwischen gibt es neun Diakoniestationen in Lettland. Alle versorgen in Kleiderkammern die bedürftigen Gemeindeglieder und Einwohner mit gebrauchter Kleidung, die von den internationalen Partnergemeinden als humanitäre Hilfe nach Lettland gebracht worden war, und bieten kostenlose ärztlich Beratung, einfache medizinische Behandlungen sowie geistlichen Beistand für Menschen an. Darüber hinaus unterhalten drei Diakoniestationen eine Telefonseelsorge und zwei andere eine Suppenküche. Die ehrenamtlichen Diakonimitarbeiterinnen und -mitarbeiter der Propsteien versammeln sich regelmäßig in den Diakoniestationen, um an Ausbildungsveranstaltungen und Erfahrungsaustausch teilzunehmen.

Die juristische Grundlage der Diakonie-Projekte unterscheidet sich von Fall zu Fall. Sie gehören entweder zu einer Gemeinde oder zu einer gemeinnützigen Organisation oder sie sind ein „Joint-venture“ mit internationalen Partnern. Immer gibt es jedoch eine Person, um die sich die ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter scharen. Neben den Diakonie-Projekten gibt es auch die klassische Gemeindediakonie in Lettland. Ihre traditionellen Arbeitsbereiche sind der Aufbau von Bibel- und Gebetsgruppen sowie Hausbesuche bei alten und alleinstehenden Gemeindegliedern, denen im Haushalt geholfen und eine geistliche Begleitung angeboten wird.

Die Diakonie in Lettland stützt sich auf ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die hoch motiviert sind und einen starken Wunsch verspüren, ihren Mitmenschen zu helfen. Leider fehlt ihnen oft die notwendige Ausbildung, da es zur Sowjetzeit keine diakonischen Ausbildungsstätten gab. Deshalb betrachtet es das Diakoniezentrum der Evangelisch-Lutherischen Kirche Lettlands als eine seiner Hauptaufgaben, die Ausbildung zu organisieren. Drei Ausbildungsprogramme werden parallel durchgeführt: Ausbildung für Ehrenamtliche, Weiterbildung für Diakonieleiterinnen und -leiter und die Ausbildung einer Lektorengruppe. Die Programme beinhalten sowohl die theoretischen Grundlagen der Diakonie als auch praktische Ratschläge für die geistliche Begleitung der Gemeinde und von Einzel-

personen. Ferner werden spezifische Kurse für Mitarbeiter in Projekten wie der Telefonseelsorge, der Diakonie in Krankenhäusern, dem Tageszentrum für Straßenkinder oder dem Krisenzentrum für Frauen und Kinder angeboten. Die Lektoren (Ausbildenden), die sich an diesen Programmen beteiligen, sind Christen mit unterschiedlicher Berufsausbildung, wie z.B. Psychologen, Pädagogen, Sozialarbeiter oder Theologen. Die Lehrgänge werden dezentral organisiert. Die Ausbilderinnen und Ausbilder bereisen die Gemeinden und Propsteien. Oft werden auch Gastlektoren - beispielsweise aus dem Diakonischen Werk Schleswig-Holstein oder Norwegen - eingeladen.

Für die Umsetzung der Diakonie-Projekte strebt das Diakoniezentrum die Zusammenarbeit mit kirchlichen und theologischen Ausbildungsstätten an. So beteiligen sich Studierende der Theologischen Fakultät der Universität Lettland, die den Abschluß des Bakkalaureats und des Magisters der Theologie anstreben, an der Planung, Leitung und Durchführung verschiedener diakonischer Projekte. Die Schülerinnen und Schüler der christlichen St.-Georg-Schule können während ihrer Praxiswochen durch Mitarbeit in den Diakoniestationen praktische Fähigkeiten für den Dienst in der Gemeinde erwerben. Auch eine Zusammenarbeit mit der Lutherakademie, die angehende Theologen vorbereitet, wird angestrebt.

Die Konzeption der Diakonie in der Evangelisch-Lutherischen Kirche Lettlands wird von einem Diakonieausschuß erarbeitet, zu dem der Erzbischof der ELKL, die Leiterin des Diakoniezentrums, zwei oder drei vom Konsistorium berufene Mitglieder sowie zwei oder drei Laien gehören.

Für die Planung von diakonischen und sozialen Projekten sowie die Konzeptionierung von Zukunftsstrategien nutzt das Diakoniezentrum die Welterfahrung und möchte nach eingehender Analyse und Auswertung die diakonischen Erfahrungen der anderen europäischen Kirchen in den eigenen Kontext integrieren. Wir sind für Ratschläge und Zusammenarbeit offen. Unsere Einstellung läßt sich wie folgt beschreiben: Wir wollen das Fahrrad nicht zum zweiten Mal erfinden. Wir wollen lernen, wie man auf diesem Rad auf unseren Straßen und Wegen fahren kann.

Ieva Zeiferte ist Theologin. Sie arbeitet als Seelsorgerin auf dem Internationalen Flughafen in Riga und ist an der Konzeptionierung des Diakoniezentrums der Evangelisch-Lutherischen Kirche Lettlands beteiligt.

*Ieva Zeiferte  
Aiva Rozenberga  
Diakonijas Centrs der Evangelisch-Lutherischen  
Kirche Lettlands  
Daugavgrīvas 1, Rīga, LV 1007, Lettland  
Tel.:00371/465 620, Fax: 00371/461 512*

### 3. Neueste diakonie- und caritaswissenschaftliche Entwicklungen in Europa

Herman Noordegraaf

#### Diakoniewissenschaft an der Theologischen Fakultät der Universität Utrecht/Niederlande

*in der Übersetzung von Nico Szameitat*

Seit dem 1. September 1998 gibt es nun auch in den Niederlanden ein diakoniewissenschaftliches Institut, mit dem ein lang gehegter Wunsch der diakonischen Leitungskräfte in Erfüllung gegangen ist. Das Institut ist in der Abteilung Praktische Theologie innerhalb des Ausbildungsgangs der Niederlandse Hervormde Kerk untergebracht, die ihrerseits wiederum einen Teil der evangelisch-theologischen Fakultät in Utrecht bildet.

Die Niederlandse Hervormde Kerk ist mit ca. 2,5 Mio. Mitgliedern die größte evangelische Kirche in den Niederlanden und befindet sich z.Zt. in einem Prozeß der Vereinigung mit den Gereformeerde Kerken (ca. 750.000 Mitglieder) und der Evangelisch-lutherischen Kirche. Darum ist zu erwarten, daß das Institut in zunehmendem Maße im Dienste dieser drei Kirchen stehen wird. Die Niederlandse Hervormde Kerk ist stark in der calvinistisch-refor-

mierten Tradition verwurzelt, so daß das Diakonat ein integraler Bestandteil der Kirche ist. Der Diakon bildet dann auch aufgrund seiner Gleichberechtigung neben Pfarrer und Kirchenältesten einen Teil des Kirchenrates. Darum ist es um so auffälliger, daß das wissenschaftliche Studium der Diakonie in den Niederlanden bisher ziemlich eingeschränkt geblieben ist.

Neben der Arbeit an Verankerung und Ausbau wird sich das Institut – mit Augenmerk auf Lehre und zukünftige Pfarrer – in den anstehenden Jahren vor allem auf die Folgen konzentrieren, die die Veränderungen im Sozialstaat insbesondere für Langzeitarbeitslose, die auf soziale Unterstützungen angewiesen sind, mit sich bringen. Auch in den Niederlanden entwickelte sich – wenn auch relativ spät – nach dem Zweiten Weltkrieg der Sozialstaat. Kennzeichnend dafür war, daß sich die Regierung

bei der Handhabung der Marktwirtschaft für das kollektive soziale Wohl ihrer Bevölkerung verbürgte. Dies drückte sich in der Entwicklung der sozialen Gesetzgebung und sozialer Maßnahmen aus, wie z.B. der Altersversorgung, Jugendarbeit, Gesundheitsfürsorge, der Vereins- und Nachbarschaftsarbeit, Familienfürsorge, der gemeinnützigen Arbeit usw. Bei den letztgenannten waren anfangs oft die Kirchen die Initiativnehmenden und Träger der Organisationen. Viele der Einrichtungen haben sich mittlerweile gegenüber den Kirchen einerseits durch zunehmende staatliche Subventionierung – wodurch die Finanzierung seitens der Kirchen nur noch einen begrenzten Teil der Gesamtfinanzierung ausmacht –, andererseits durch Professionalisierung und Säkularisierung weitgehend verselbständigt. Dennoch sind die Kirchen wichtige „Lieferanten“ von Ehrenamtlichen für diese Art der Arbeit geblieben.

Nun sah sich der Sozialstaat, der die Antwort auf das Armutproblem der modernen Industriegesellschaft bildete, seit den 70er Jahren mit so großen Problemen konfrontiert, daß man von der „Krise des Versorgungsstaats“ sprach. Strukturveränderungen in der Weltwirtschaft führten zu steigender Arbeitslosigkeit. Ferner ergaben sich demografische Entwicklungen wie z.B. Vergreisung, Zunahme des Anteils von Frauen mit einem Recht auf Unterstützung als Folge von Scheidungen, die zunehmende Ansprüche auf staatliche Unterstützung zur Folge hatten. Hier stellte sich nun die Frage nach der Finanzierbarkeit. Zugleich gab es kulturelle Veränderungen: Der Staat wurde mit Argwohn betrachtet, der Ruf nach mehr Markt und individueller Verantwortlichkeit erscholl. Dies alles führte zu einer Politik von Einsparungen bei staatlicher Unterstützung und Sozialleistungen, wodurch die Möglichkeiten zur einer vollwertigen Teilnahme an der Gesellschaft für diejenigen Menschen, die langfristig auf eine Minimalunterstützung angewiesen sind, weitgehend abgenommen haben. Darum spricht man auch heute in den Niederlanden wieder von (neuer) Armut.

Diese neue Armut bildet eine deutliche Schattenseite des inzwischen berühmten niederländischen *Poldermodells*. Dieses beruht auf einem *Vertrag* zwischen den sozialen Partnern – Arbeitgeber und Gewerkschaften – und dem Staat, der es ermöglicht, auf der Basis von Lohnkürzungen und Einsparungen die Staatsfinanzen in Ordnung zu bringen und neue Arbeitsplätze, darunter viele Teilzeitalternativen, zu schaffen.

Das Poldermodell hat aber auch ausdrückliche Schattenseiten, von denen die oben genannte neue Armut nur eine ist. Die Kirchen haben sich in der seit 1987 andauernden Kampagne „Armut ist Unrecht“ intensiv damit beschäftigt. Sie setzten sich zum einen dafür ein, daß das Problem der Verarmung sowohl innerhalb der Kirchen als auch in Politik und Gesellschaft anerkannt wird; zum ande-

ren für eine Politik, die bessere soziale Unterstützungen und Maßnahmen möglich macht und chancenarmen Gruppen mehr Arbeitsmöglichkeiten bietet.

Eine andere Schattenseite des Poldermodells ist die quantitativ wie qualitativ zu kurz kommende Versorgung. So gibt es zum Beispiel lange Wartezeiten für Pflegeheime und andere Versorgungseinrichtungen; die Zeit, die Berufskräfte für die Versorgung der Patienten aufwenden können, ist eingeschränkt, und der *Anspruch auf Versorgung* ist für finanziell Minderbemittelte nicht problemlos zu verwirklichen, da die zu Versorgenden selbst Beiträge zahlen müssen usw.

Hier liegt in den kommenden Jahren eine der größten Aufgaben für das Diakoniat. Die Forschung des Instituts wird sich darum auf Fragen wie folgenden konzentrieren:

– Welche Problembereiche (im Sinne von *Zugänglichkeit* und Qualität) ergeben sich in der Versorgung?

– Was ist hierbei insbesondere die Position der Menschen, die man zu der „armen Seite der Niederlande“ rechnen kann? Hierunter befinden sich viele Ausländer als Folge ihrer niedrigen Ausbildung und der Diskriminierung. Auch ihre Position muß ausdrücklich bedacht werden.

– Welche Handlungsperspektiven gibt es für Diakone, Ehrenamtliche und Kirchenleitung in Versorgungseinrichtungen (zum Teil sich überschneidenden Kategorien)?

Diese Fragen stehen in einem breiteren Zusammenhang der Debatte über die Zukunft des Sozialstaats (Rolle des Staats, gesellschaftliche Organisationen und individuelle Verantwortlichkeit). Hinsichtlich des zunehmenden Einflusses der Europäischen Union (z.B. durch die Europäische Währungsunion und den Euro!) wird man auch nachdrücklich auf Europa achten müssen. 1996 veröffentlichte die Generalsynode der Nederlandse Hervormde Kerk den Bericht „Hart en ziel voor Europa?“ („Herz und Seele für Europa?“). Der Titel des Berichts verwies auf einen Aufruf des ehemaligen Vorsitzenden der Europäischen Kommission, Jacques Delors, aus dem Jahre 1990. Wenn Europa mehr als ein Markt sein wolle, so sagte er bei einem Treffen mit Kirchenleitenden, dann müßten wir einander auch auf Visionen, Richtungen und Werte ansprechen können. Europa sei mehr als ein Markt. Darum werde die einseitige ökonomische Ausrichtung durchbrochen werden müssen, indem man das Projekt Europa auch mit sozialen Zielsetzungen wie z.B. der Verbannung der Armut, dem Angebot der Existenzsicherung und einer guten Versorgung verbinde.

Der Begriff ‚Versorgung‘ (das hier verwandte niederländische Wort bedeutet Versorgung und Sorge zugleich) verdient auch seitens der christlichen Tradition eine grundsätzlichere Betrachtung. Er verhält sich kritisch gegenüber der Steigerung

von Schnelligkeit, der Ausnutzung, der alle Grenzen überwindenden Dynamik unserer hoch technologisch entwickelten Gesellschaft, in der ‚jung und kräftig sein‘ geschätzt wird. Derjenige, der der Sorge bedarf, erfüllt diese Normen und Idealbilder nicht. Sorge ist darum bei weiterer Überlegung als ein gesellschafts- und kulturkritisches Konzept zu beurteilen! Wichtige Beiträge zu dieser Überlegung sind uns aus der feministischen Theologie und der Schöpfungstheologie gegeben.

Was die Arbeitsweise des Instituts betrifft, sei noch folgendes bemerkt:

Beabsichtigt wird, sich bei verschiedenen Studien unterschiedliche Wissensformen anzueignen und sie aufeinander zu beziehen:

- Wissenschaftliche Kenntnisse aus mehreren Disziplinen (dabei ist vor allem an theologisches und sozialwissenschaftliches Wissen gedacht).
- Erfahrungen von *Betroffenen*, wie z.B. Leitern und Berufskräften, und *Getroffenen*, wie den Armen selbst. Das Interesse der letztgenannten muß ausdrücklich hervorgehoben werden, da auch in den

Kirchen oft die starke Neigung besteht, *über* statt *mit* den Menschen zu reden. Das trifft vor allem zu, wenn es um Personen geht, die am unteren Rand der Gesellschaft leben, weil ihre Stimme im gesellschaftlichen Diskurs zu schnell von denen der Stärkeren überstimmt wird. Es ist gerade eine Aufgabe der Kirchen, aufgrund der biblischen Tradition die Stimme der Armen und Entrechteten zu stärken und zu Gehör zu bringen!

– Erfahrungen aus der kirchlichen Praxis.

Das diakoniewissenschaftliche Institut hat hiermit eine wichtige Aufgabe auf sich genommen, um die diakonische Praxis der Kirchen zu vertiefen, zu unterstützen und zu verstärken.

*Prof. Dr. Herman Noordegraaf*  
*Faculteit der Godgeleerdheid*  
*Universiteit Utrecht*  
*Heidelberglaan 2*  
*Postbus 80105*  
*NL-3508 TC Utrecht*  
*Tel.: 0031/30/253 18 53*  
*Fax: 0031/30/253 32 41*  
*theology@cc.ruu.nl*

Markus Lehner

## **Institut für Caritaswissenschaft an der Katholisch-Theologischen Hochschule Linz/Österreich**

Das Institut für Caritaswissenschaft (ICW) in Linz, errichtet mit dem 1.1.1999, stellt die erste definitive caritaswissenschaftliche Einrichtung in Österreich dar. Erwachsen ist dieses Institut aus einem Arbeitsschwerpunkt des Instituts für Pastoraltheologie und Gesellschaftslehre an der Katholisch-Theologischen Hochschule Linz, der von dem Pastoraltheologen Prof. Dr. Wilhelm Zauner während der letzten zwei Jahrzehnte profiliert wurde. Nachdem es im Oktober 1995 zu einer ersten provisorischen Institutionalisierung in Form einer eigenen ‚Abteilung Caritaswissenschaft‘ gekommen war, wurde die Caritaswissenschaft in Linz mit dem ICW nun auf eine dauerhafte Basis gestellt.

Es handelt sich um eine eigenständige, wissenschaftliche Einrichtung der Diözese Linz, die der Katholisch-Theologischen Hochschule (einer ebenfalls diözesanen Einrichtung) angegliedert ist. Das Institut ist personell bescheiden ausgestattet – (vorerst) nur mit einem Dienstposten – kann jedoch in administrativen Belangen auf die Ressourcen der Hochschule zurückgreifen. Entscheidenden Anteil an dieser Neugründung hatte die Caritas der Diözese Linz, die sich auch als ständiger Sponsor in die Pflicht nehmen läßt.

Die Aufgaben des Instituts haben sich aus den Erfahrungen und Herausforderungen der letzten Jahre ergeben. Im Statut sind fünf Zielsetzungen ausdrücklich genannt:

- *Caritaswissenschaftliche Forschung – Anregung und Durchführung einschlägiger Forschungsvorhaben, wobei interdisziplinäre Zusammenarbeit mit anderen Institutionen anzustreben ist:* Der mögliche Bogen dieser Forschungstätigkeit ist weit gespannt. In meiner bisherigen Arbeit standen eher caritashistorische Fragestellungen im Vordergrund (vgl. etwa: Caritas – Die Soziale Arbeit der Kirche. Eine Theoriegeschichte, Freiburg/Br. 1997), außerdem praktisch-theologische Fragen der Verortung von Caritas/Diakonie im kirchlichen Leben. Zunehmend erscheint es mir jedoch wichtig, Caritas- bzw. Diakoniewissenschaft als janusköpfige Disziplin zu begreifen. Ist nicht auch Caritas/Diakonie als janusköpfiges Wesen zu sehen? – Aus Perspektive der Kirche als eine der Wesensäußerungen bzw. Grundvollzüge kirchlichen und christlichen Lebens, aus Perspektive der Gesellschaft als spezifische Form sozialer Arbeit. Dasselbe muß dann auch für die wissenschaftliche Reflexion von Caritas/Diakonie gelten: Caritas-/Diakoniewissenschaft kann dann aus einer Perspektive als Teilbereich der

Praktischen Theologie gesehen werden, aus einer anderen Perspektive als spezifische Form der Sozialarbeitswissenschaft. Damit verdienen die aktuellen Bemühungen um die Konzeptualisierung einer Sozialarbeitswissenschaft im deutschsprachigen Raum (vgl. etwa Ria Puhl (Hg.), Sozialarbeitswissenschaft, Weinheim und München 1996; E. Steinert u.a. (Hg.), Sozialarbeitsforschung: was sie ist und leistet. Freiburg/Br. 1998) besondere Aufmerksamkeit, wobei aus caritaswissenschaftlicher Sicht sicherlich breiteren, vom Arbeitsfeld ausgehenden Konzepten (etwa W.R. Wendt, S. Staub-Bernasconi, A. Mühlum) der Vorrang zu geben ist gegenüber solchen, die stärker von der Profession der Sozialarbeiter/innen ausgehen.

In diesem Sinn wird für die Forschungstätigkeit des ICW ein breites Spektrum angestrebt, das von theologischen Fragen im engeren Sinn bis zu sozialwissenschaftlich orientierten Forschungsvorhaben reicht. Dabei sollen je nach Materie geeignete Kooperationen gesucht werden. Derzeit läuft etwa ein Forschungsprojekt in Kooperation mit dem Institut für Soziologie an der Johannes-Kepler-Universität Linz, das Möglichkeiten der Operationalisierung einer 'Sozialverträglichkeitsprüfung' für die Landesgesetzgebung in Oberösterreich zum Inhalt hat.

– *Lehrtätigkeit im Fachbereich Caritaswissenschaft an der KTHL – in Koordination mit dem Institut für Pastoraltheologie und Gesellschaftslehre Abhaltung von Spezialvorlesungen, Durchführung von Seminaren, Praktika und Exkursionen:* Mit einer regelmäßigen caritaswissenschaftlichen Vorlesung im Rahmen des Studienplans für Pastoraltheologie ist eine Einführung in Grundfragen von Caritas/Diakonie in den Studienbetrieb der Fakultät integriert. Darüber hinaus können in Form von Seminaren, Praktika oder Exkursionen spezielle Fragen und aktuelle Themen aufgegriffen werden. Nach Bedarf ist an eine Ausweitung der Lehrtätigkeit auf andere (v.a. österreichische) theologische Fakultäten und den im Aufbau befindlichen Fachhochschulbereich gedacht.

– *Fortbildungsangebote für Mitarbeiter/innen aus dem Bereich kirchlicher sozialer Arbeit:* insbesondere Konzipierung und Organisation von caritaswissenschaftlichen (Hochschul)-Lehrgängen und Kursen in Zusammenarbeit mit der KTHL und caritativen Organisationen: Ein Angebot mit Tradition ist der Linzer Hochschullehrgang Caritas/Diakonie (vgl.

caritas 99 (1998), 245f), der im SoSe 1999 bereits zum vierten Mal durchgeführt wird. Eine ständige Evaluierung soll für eine konsequente Weiterentwicklung sorgen.

– *Caritaswissenschaftliche Begleitung der praktischen Caritasarbeit: Erarbeitung und Begleitung unter anderem von Projekten, Konzepten, Modellen:* Ein längeres Projekt in der Caritas Linz (Leitbild für die Pfarrcaritas) wurde gerade abgeschlossen. Derzeit ist das Institut in ein Projekt 'Spiritualität in der Caritas' (im Rahmen des Weiterbildungsprogramms der Caritas Linz) und in ein Projekt 'Jugend und Caritas' einbezogen.

– *Betreuung einer „Caritas-Bibliothek“ (im Rahmen der KTHL) und einer Dokumentationsstelle der Caritas Österreich:* Zunächst wurde mit der Übernahme der wissenschaftlichen Betreuung der Bibliothek der Caritas Linz, die mit April 1996 in die Hochschulbibliothek integriert wurde, eine Basis an Fachliteratur geschaffen, die ständig durch aktuelle Neuerwerbungen erweitert wird. Zudem ist in Kooperation mit der Bibliothek der Hochschule und der Caritas Österreich der Aufbau einer EDV-gestützten Dokumentation der Caritasarbeit in Österreich im Gange. Ein Einblick in diesen Bestand ist über die Homepage des ICW im Internet möglich:

(<http://www.kth-linz.ac.at/Institute/Caritas>).

– *Fachliche Unterstützung für die Caritas in den Kirchen des ehemaligen Ostblocks:* In den Kirchen des ehemaligen Ostblocks besteht ein großer Bedarf an Aufbauhilfe für die kirchliche soziale Arbeit, nicht nur in praktischer, sondern gerade in theoretischer Hinsicht. Mit der Teilnahme von Verantwortlichen aus diesen Ländern an den Hochschullehrgängen 'Caritas/Diakonie' konnten bereits Kontakte mit Slowenien, Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Rumänien, Ungarn, der Slowakei und der Tschechischen Republik geknüpft werden.

Die Zukunft der Caritaswissenschaft in Linz wird schließlich auch davon abhängen, wie gut die Vernetzung mit anderen caritas- und diakoniewissenschaftlichen Einrichtungen außerhalb Österreichs gelingt.

*Priv.-Doz. Dr. Markus Lehner  
Abteilung Caritaswissenschaft  
Kath.-Theologische Hochschule Linz  
Bethlehemstr. 20  
A-4020 Linz, Österreich  
Tel.: 0043/732/78 42 93 177  
Fax: 0043/732/78 42 93 55*

Isidor Baumgartner

## Das Institut für Caritaswissenschaft und Angewandte Theologie in Passau

Seit dem Wintersemester 1997/98 bietet die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Passau das neue Diplom-Ergänzungsstudium ‚Caritaswissenschaft und Angewandte Theologie‘ an. Neben Freiburg/Br. ist Passau derzeit der einzige Standort für einen postgradualen caritaswissenschaftlichen Studiengang. Im Wintersemester 1998/99 haben sich dazu ca. 70 Studierende immatrikuliert.

### Grundanliegen und Studienziele

Grundanliegen ist es, Kompetenzen zum sozialen Handeln auf theologischer Grundlage zu vermitteln. Die Verknüpfung von Theologie, Sozial-/Wirtschaftswissenschaften und sozialer Praxis steht deshalb im Mittelpunkt der Ausbildung. Eine solche praxisbezogene Integration dieser drei Ebenen wird weder im Theologiestudium noch in den sozialwissenschaftlichen Hochschul- oder Fachhochschulstudiengängen vermittelt. Die Studierenden sollen hier befähigt werden, den neuen Herausforderungen, die sich heute in Staat, Gesellschaft, Kultur, Kirche, Seelsorge, Caritas und Diakonie stellen, kompetent begegnen zu können. Sie sollen vor allem in ihrer Persönlichkeitsentwicklung so bestärkt werden, daß Glaubens- und Wertbewußtsein, humanwissenschaftliches Handlungswissen und sozial-praktische Handlungsfähigkeit stimmig miteinander integriert werden können. Im einzelnen geht es um folgende Fähigkeiten:

- sich von einem christlichen Menschenbild her zu solidarischem Handeln zu engagieren
- sozial-praktisches Handeln theologisch zu reflektieren
- soziale Handlungsfelder von theologischen und sozialwissenschaftlichen Theoriezugängen her zu analysieren
- im sozial-politischen Diskurs für gerechte Strukturen im Sinne der christlichen Soziallehre einzutreten
- einzelnen Notleidenden und Randgruppen praktisch-sozial und seelsorgerlich-beratend beizustehen
- die betriebswirtschaftliche Seite von sozialcaritativen Einrichtungen angemessen wahrzunehmen
- zur Entwicklung von Institutionen und Organisationen im sozialen und kirchlichen Feld beizutragen
- Aufgaben der Leitung und Mitarbeiterführung zu übernehmen.

Ein solches Fähigkeitsprofil erscheint mit Blick auf die verschiedenen caritativen, pastoralen, sozialpädagogischen, therapeutischen, gesellschafts-

bildungspolitischen Handlungsfelder heute dringend erforderlich.

### Fächer und Inhalte

Das Zusatzstudium umfaßt sieben Fachgebiete mit spezifischen, hier nur exemplarisch wiederzugebenden Inhalten:

(1) *Praktische Theologie der Caritas und des Wohlfahrtswesens*: Diakonie wird als eine Grunddimension christlich-kirchlicher Glaubenspraxis aufgezeigt und ihre Realisierung unter den religiösen, kulturellen, sozialen und politischen Bedingungen der Welt von heute erörtert. In praktisch-theologischer Sicht wird die Situation von Menschen am Rande, in Gefährdung und Lebenskrise erhellet und auf Hilfskonzepte eingegangen. Eine spezielle Caritaswissenschaft befaßt sich mit Geschichte Einrichtungen, Strukturen, Leitbildern und aktuellen Herausforderungen der verbandlichen und gemeindlichen Caritas sowie des Wohlfahrtswesens insgesamt. Die Kenntnis der Methoden empirischer Sozialforschung soll befähigen, einzelne Praxisfelder qualifiziert zu analysieren und Ergebnisse empirischer Studien kritisch zu interpretieren.

(2) *Sozialethik und Christliche Gesellschaftslehre*: Es werden Grundkenntnisse der katholischen Soziallehre zu Familie, Arbeit und Staat anhand wegweisender Dokumente vermittelt, wobei die Prinzipien der Personalität, Solidarität, des Gemeinwohls und der sozialen Gerechtigkeit zu reflektieren sind. Aus der Analyse der Gesellschaft heute wird auf sozialethische Herausforderungen in den Bereichen Wirtschaft, Politik, Arbeit, Sozial- und Gesundheitswesen einzugehen sein.

(3) *Philosophische und Theologische Ethik*: Die Theologische Ethik leistet den Brückenschlag von der Systematischen zur Praktischen Theologie. Ausgehend vom christlichen Gottes- und Weltverständnis ist es ihr Anliegen, eine Lehre vom guten und richtigen Handeln zu entfalten. Dabei geht es um Grundlegungsfragen wie: Freiheit als Voraussetzung moralischen Handelns, die Reichweite des Gewissens, die bindende Kraft allgemein verpflichtender Normen; sowie um spezielle Fragen konkreter Anwendungsethik (Lebensethik, medizinische Ethik, Partnerschaft, Ehe, Sexualität).

(4) *Christliche Anthropologie auf biblischer und systematisch-theologischer Grundlage*: Dieses Fach wird sowohl von den exegetischen als auch

den systematisch-theologischen Fachvertretern verantwortet. Es sollen u.a. die unterschiedlichen biblischen Anthropologien mit ihrem gemeinsamen Bezugspunkt, die theologische Begründung von Menschenwürde und Menschenrechten und die pro-soziale Dimension christlichen Glaubens zur Sprache kommen.

(5) *Rechtliche Strukturen caritativer Diakonie:* Es werden Grundkenntnisse über die Rechtsstruktur von Kirche und Caritas, einschließlich ihrer staatskirchlichen Stellung, sowie über kirchliches Dienstrecht für CaritasmitarbeiterInnen vermittelt.

(6) *Handlungsfelder christlicher Sozialarbeit:* Es sollen in Form von Projekten die wesentlichen Bereiche christlicher Diakonie (Gemeinde und Verband, Kranken- und Altenhilfe, Kinder-, Jugend- und Familienhilfe, Behinderten- und Gefährdetenhilfe, Auslands- und Eingliederungshilfe) in Hospitation und theoretischer Reflexion kennengelernt werden. Dazu sind verschiedene Angebotsvarianten vorgesehen. So können etwa projektbezogene Veranstaltungen theologischer Disziplinen wie der Liturgiewissenschaft (z.B. zu Gottesdiensten mit Behinderten, psychisch Kranken) oder der Religionspädagogik (z.B. zur Kinder- und Schülerseelsorge) besucht werden. Die angezielte Kooperation mit den anderen Fakultäten (z.B. Wirtschaftswissenschaften) der Universität Passau sowie spezifische Lehraufträge ermöglichen eine weitere fundierte Auseinandersetzung mit einzelnen sozialen Problemlagen. Die zu absolvierenden Praktika sollen eine sozialpraktische und theologisch-reflektierende Vertiefung in exemplarischen Handlungsfeldern erbringen.

(7) *Beratung und Leitung in sozialen Handlungsfeldern:* Diese Praxisübung zielt zum einen auf eine helfende Grundkompetenz in Beratung und seelsorgerlichem Gespräch. Dazu werden Grundprinzipien und -haltungen personenzentrierter Seelsorge vermittelt. Die Teilnehmer sollen darüber hinaus sensibilisiert werden, die religiöse Dimension von Beratungsgesprächen bei sich und anderen wahrzunehmen, also auch „geistlich“ und „mystagogisch“ zu begleiten. Zum andern gilt es, Leitungskompetenzen zu erweitern, einen partizipativen Leitungsstil einzuüben, Fähigkeiten der Organisationsentwicklung, der Gemeinde- und Institutionsberatung sowie der Supervision zu fördern.

#### **Adressaten und Studienvoraussetzungen**

Der Studiengang richtet sich an Personen mit Hochschul- oder Fachhochschulabschluß, die als

- katholische und evangelische Diplom-TheologInnen eine sozial-fachliche Weiterbildung und Spezialisierung anstreben. Diese ermöglicht es ihnen, leitende und begleitende Aufgaben in kirchlichen Caritas-, Diakonie- und Beratungsdiensten, Refe-

rentenaufgaben in Fachverbänden, in Jugend- und Erwachsenenbildung oder auch eine überregionale Verantwortung in der Gemeindecaritas zu übernehmen.

- MitarbeiterInnen der Caritas und anderer Wohlfahrtsverbände sich berufsbegleitend weiterqualifizieren wollen, um in ihren Einrichtungen Aufgaben der Leitung und der Begleitung von MitarbeiterInnen übernehmen zu können.
- hauptamtliche MitarbeiterInnen, Gemeinde- und PastoralreferentInnen, ständige Diakone, Kapläne oder Pfarrer in der Gemeindecaritas oder in Spezialfeldern wie Krankenhaus-, Gefängnis-, Militär, Kur-, Telephon-, Exerzitien- oder Jugendseelsorge tätig sind und berufsbegleitend eine sozialpastorale Zusatzqualifikation erwerben wollen. Sie werden damit auch in die Lage versetzt, Haupt- und Ehrenamtliche spirituell und zum Teil supervisorisch zu begleiten.
- Sozialpädagogen, Sozialarbeiter, Pädagogen, Lehrer, Psychologen, Mediziner, Juristen, Betriebs- und Volkswirte, Kulturwirte, Informatiker, Naturwissenschaftler u.ä. an einer hauptberuflichen Tätigkeit bei der Caritas, Diakonie, einer kirchlichen Einrichtung oder einem nichtkirchlichen Wohlfahrtsverband interessiert sind. Für sie ist die im Studiengang angestrebte Wert- und Menschenbildreflexion von besonderer Bedeutung.
- ehrenamtliche MitarbeiterInnen mit entsprechenden Zugangsvoraussetzungen in Caritas, Wohlfahrtsverbänden, Gemeinden, Hospizbewegung und anderen Initiativen tätig sind und ihr fachliches und theologisches Wissen erweitern wollen.
- MitarbeiterInnen bei privaten Dienstleistungsanbietern (Kranken- und Altenhilfe, Kur- und Rehabilitationsbereich etc.) sich über die christlichen Quellen sozialen Engagements informieren wollen.

Der Eintritt in das Zusatzstudium ist sowohl aus der beruflichen Tätigkeit heraus (berufsbegleitend) als auch unmittelbar im Anschluß an eines der genannten Studien möglich. Zugelassen werden kann, wer ein abgeschlossenes Studium an einer Universität, einer gleichgestellten Hochschule oder einer Fachhochschule vorweist.

#### **Organisation, Dauer und Abschluß**

Das Studium kann zu jedem Wintersemester aufgenommen werden. Die Regelstudienzeit, einschließlich Abschlußprüfung, beträgt vier Semester. Insgesamt umfaßt das Studium ca. 56 Semesterwochenstunden (ohne Praktikum), so daß pro Semester ca. 14 Wochenstunden für die Teilnahme an den Veranstaltungen zu veranschlagen sind. Die Veranstaltungen finden möglichst in der zweiten Wochenhälfte sowie als Blockveranstaltungen statt. Auf diese Weise läßt sich das Studium berufsbegleitend absolvieren. Während des Studiums sind

eine Reihe von Leistungsnachweisen zu erbringen (Seminare, Projekte, Praxisübungen).

Die Diplomprüfung besteht aus einer schriftlichen Diplomarbeit und fünf mündlichen Prüfungen. Unter bestimmten Bedingungen können anderweitig erbrachte Studien- und Praxisleistungen angerechnet werden. Das Studium schließt ab mit dem staatlich und kirchlich anerkannten Grad „Diplom-Caritas-theologe/in“. Gaststudierenden wird auf Wunsch ein Zertifikat ausgestellt.

*Weitere Informationen sind erhältlich beim Dekanat der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Passau, 94030 Passau, Tel.: 0851/509-2001, Fax: 0851/509-2003.*

Klaus Hildemann

## **Das Institut für interdisziplinäre und angewandte Diakoniewissenschaft an der Universität Bonn**

*Entstehung:* Das Institut für interdisziplinäre und angewandte Diakoniewissenschaft (IfD) besteht seit dem 12.2.1998 als wissenschaftliche Einrichtung an der Rheinischen-Friedrich-Wilhelms- Universität Bonn.

Finanzielle Förderung erhält das IfD vom gemeinnützigen Verein für interdisziplinäre und angewandte Diakoniewissenschaft e.V. mit Sitz in Mülheim an der Ruhr, dem engagierte Bürger und Institutionen angehören.

*Gründungs-idee:* Gegründet wurde das Institut aus der Überzeugung heraus, daß sich die Rahmenbedingungen für die soziale Arbeit in der Diakonie dramatisch verändert haben und sich noch weiter verändern werden. Es ist aber nicht nur daran gedacht, daß enge finanzielle Vorgaben die Qualität sozialer Leistungen gefährden, sondern auch strukturelle Veränderungen die Diakonie zum Um- und Neudenken zwingen. Dabei können neue Wege in der Diakonie heutzutage nur dann erfolgreich beschritten werden, wenn aktuelle Problemstellungen neben einer theologischen Reflexion auch Lösungsmodelle von anderen wissenschaftlichen Disziplinen erfahren. Eine einseitige Problemsicht und -lösung ist angesichts komplexer werdender Herausforderungen heute nicht mehr ausreichend.

Das IfD ist durch einen Kooperationsvertrag verbunden mit der Evangelisch-Theologischen Fakultät, den Fakultäten für Rechts- und Staatswissenschaften und Medizin sowie der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn. Damit hat es eine multi- und interdisziplinäre Basis. Beratende Tätigkeit kommt daneben dem ständigen wissenschaftlichen Beirat aus anerkannten Professoren und erfahrenen Praktikern zu, der auf jedes Projekt abgestimmt wird.

*Prof. Dr. Isidor Baumgartner  
Universität Passau  
Kath.-Theologische Fakultät  
Caritaswissenschaft und Angewandte Diakonie  
Michaeligasse 13  
94032 Passau  
Tel.: 0851/509-2120  
Fax: 0851 509-2122  
pastoraltheologie@uni-passau.de*

*Arbeitsschwerpunkte:* Das Institut steht auf drei Säulen: 1. Forschung für Bund und Länder, 2. Lehrveranstaltungen wie Symposien, Workshops für Führungskräfte der Diakonie und 3. interdisziplinäre wissenschaftliche Beratung und Entwicklung von Projekten für die soziale und diakonische Praxis.

*Aktuelle Projekte und Forschungsschwerpunkte  
Forschung der Qualitätssicherung:*

- Mit der Medizinischen Fakultät der Universität Leipzig wird das IfD ein Basisdokumentationssystem (BADO) für die Arbeit mit psychisch und geistig Behinderten entwickeln. Das geschieht im Rahmen eines auf drei Jahre angelegten Forschungsprojekts zur Enthospitalisierung psychisch und geistig Behinderter und deren Auswirkungen auf die Akutpsychiatrie. Ziel ist u.a. die Entwicklung von personenbezogenen Gesamtplänen für die Hilfen für Menschen mit psychischer und geistiger Behinderung, die auch die subjektiven Aspekte wie Lebenszufriedenheit mit einbeziehen. Das Forschungsprojekt hat bundesweite Relevanz und schlägt die inhaltliche Brücke von der Enthospitalisierung zur Individualisierung komplexer Leistungsangebote und Flexibilisierung der Steuerung der Hilfen. Ein diakonisch-theologischer Forschungsteil ist in Planung.

- Verhaltenstherapie und klinisch psychologische Ausbildung: Zusammen mit der Abteilung für Klinische Psychologie der Universität Bonn sind Projekte im verhaltenstherapeutischen Bereich in Vorbereitung. Dabei ist u.a. die praktische verhaltenstherapeutische Ausbildung von Diplom-Psychologen in Verbindung mit verhaltenstherapeutisch orientierten Therapie- und Forschungszentren vorgesehen. Behandelt werden Patienten mit posttraumatischen

Belastungsstörungen, funktionellen Sexualstörungen, chronischen Schmerzzuständen, allergischen und dermatologischen Störungen sowie internistischen und neurologischen Erkrankungen - jeweils ohne hinreichende organische Ursache.

*Diakoniewissenschaftliches Symposium:* Im September 1998 hat das IfD in Zusammenarbeit mit dem Verband diakonischer Dienstgeber Deutschlands (VdDD) an der Universität Bonn das diakoniewissenschaftliche Symposium „Diakonie - quo vadis? Arbeitsplatz Diakonie im Spannungsfeld Ökonomie, Ethik und Tarifpolitik“ veranstaltet. Die Referenten kamen aus verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen und Praxisfeldern: So referierte Prof. Dr. Herbert Henzler, Chairman von MCKinsey Deutschland, über gesellschaftliche und ökonomische Entwicklungen als Bedingungen zukünftiger sozialer Arbeit. Der Psychiater Prof. Dr. Dr. Klaus Dörner dachte über die Ökonomisierung des Sozialen nach und Prof. Dr. Martin Honecker, Evangelisch-Theologische Fakultät der Universität Bonn, formulierte evangelische Standards für die Diakonie. Die Vorträge und Ergebnisse der Workshops des Symposiums liegen in veröffentlichter Form vor.

*Psychiatrisches Symposium:* Für den 23. April 1999 ist das Symposium „Genetik und Psychiatrie - zwischen Befürchtung und Hoffnung“ in Vorbereitung. Die Referenten sind Wissenschaftler aus der Humangenetik, der Psychiatrie und der Ethik. Die Workshops werden von Praktikern aus diesen Bereichen geleitet. Auch hier ist eine Veröffentlichung vorgesehen.

Uwe Schwarzer

## **Diakonisches Institut für Qualitätsmanagement und Forschung gGmbH in Stuttgart**

Qualitätssicherung und Qualitätsmanagement ist ein im Sozialbereich derzeit dominierendes Thema. Die Bedeutung für die sozialen Dienste und Einrichtungen der Diakonie wurde in den letzten Jahren noch einmal gesteigert durch Gesetzesentwürfe, die das Gebot der Qualitätssicherung beinhalten; erinnert sei hier nur an § 80 SGB XI, § 78 KJHG, § 93 BSHG sowie an die gesetzlichen Grundlagen zur Qualitätssicherung im SGB V.

Damit ist auch deutlich geworden, wer einen wesentlichen Anteil an der Definition von Qualität hat: nämlich der Gesetzgeber selbst, daneben auch Organe der Leistungsträger wie z.B. der MDK. Außerdem bestehen Definitionen aufgrund internationaler Normen wie die Qualitätsdefinition in der DIN EN ISO 8402.

Was macht die Diakonie? Sie mußte sich zunächst einmal einlassen auf Gesetzesforderungen wie z.B. auch die MDK-Checklisten, z.T. aber auch

*Abteilung Potsdam:* Das IfD hat eine Abteilung in Potsdam. Eine Zusammenarbeit mit der Universität und der Fachhochschule Potsdam ist vereinbart.

*Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter:*  
*Direktor: Prof. Dr. phil Klaus Hildemann*  
*Geschäftsführung: Uschi Busbomm*

*Fachbereichsleitung:*  
*Prof. Dr. theol. Eberhard Hauschildt, Dr. med. Michael Schifferdecker*

*Wissenschaftliche Mitarbeiter:*  
*Ass. Aenne-Christin Hildemann, Dipl.-Soz.-Wiss. Helga Hintzke, Dipl.-Soz. Lutz Loch, Dr. Rer.pol. Manfred Mezger*

*Anschriften:*  
*Institut für interdisziplinäre und angewandte Diakoniewissenschaft (IfD)*  
*Fliednerstraße 2*  
*45481 Mühlheim an der Ruhr*  
*Telefon: 0208/4843-111 oder 151*  
*Fax: 0208/4843-105*  
*e-mail: info.ifd@fliedner.de*  
*Internet: www.fliedner.de/ifd*

*Abteilung Potsdam:*  
*Allee nach Glienicke 83-85*  
*14482 Potsdam*  
*Telefon: 0331/707149*  
*Fax: 0331/7406498*

die Forderungen der DIN EN ISO 9001 oder des EFQM-Modells. Diakonische Einrichtungen wurden dabei nicht selten von „fachfremden“ Organisationen wie z.B. TÜV und DEKRA durchgecheckt, wenn es darum ging, eine Altenpflegeeinrichtung oder eine Kindertagesstätte nach DIN EN ISO 9001 zu zertifizieren.

In diesem Zusammenhang stellten sich Fragen wie etwa:

- Will man von seiten des Spitzenverbandes diese Entwicklung und damit auch Fremddefinition von Qualität so laufen lassen?
- Wollen wir uns nicht auf *eigene* Definitionen von Qualität einlassen, von denen es übrigens schon eine ganze Reihe gibt bis hin zu Bonhoeffers Vorstellungen von Qualität?
- Wollen wir nicht bei der Definition diakonischer Qualität die eigene Identität zum Ausdruck bringen?

- Wäre es gegebenenfalls sogar möglich, eigene Standards sozialer Arbeit verbindlich zu definieren?
- Wollen wir nicht im Sinne höherer Qualität diakonischer Arbeit Steuerungsfunktionen auf Bundesebene übernehmen?

Mit dem im Juli 1998 initiierten und Ende 1998 gegründeten Diakonischen Institut für Qualitätsmanagement und Forschung startet die Diakonie eine Qualitätsoffensive. Mit diesem Institut sollen bereits laufende Qualitätsentwicklungsprozesse sozialer Arbeit von der Bundesebene veranlaßt, weitergeführt und verstärkt werden. So sind im Jahr 1998 von der Hauptgeschäftsstelle des Diakonischen Werkes der EKD sowie von Fachverbänden wichtige Qualitätsimpulse ausgegangen. Fachverbände wie der BEB oder EFAS haben dabei auf Bundesebene Handbücher zum Qualitätsmanagement entwickelt (im Bereich sozialer Ausgrenzung sowie Psychiatrie). Auch im Arbeitsbereich „Freiwilliges Soziales Jahr“ wurde ein Bundeshandbuch erstellt.

Alle Maßnahmen zielen darauf ab,

- das Thema Qualität in der Diakonie grundsätzlich anzugehen,
- die diakonische Identität klar zum Ausdruck zu bringen,
- im Wettbewerb sozialer Dienstleister erkennbar zu sein,
- Steuerung im Sinne einer Qualitätsverbesserung auszuüben,
- Qualitätsempfehlungen zu geben,
- Standards vorzugeben.

Das Diakonische Institut für Qualitätsmanagement und Forschung hat sich folgende Aufgaben gesetzt:

- Es will Infopool sein für alle mit Qualität zusammenhängenden Fragen: Dienste und Einrichtungen, Landes- und Fachverbände sollen sich informieren können.
- Das Institut macht Grundlagenarbeit. So werden z.B. Übersetzungshilfen gegeben in bezug auf die Interpretation von DIN-EN-ISO-Normen im Sozialbereich.
- QM/QS-Systeme werden im Blick auf die Tauglichkeit im sozialen diakonischen Arbeitsfeld überprüft, und es werden für Dienste und Einrichtungen Empfehlungen ausgesprochen. So kann für Einrichtungen z.B. eine Empfehlung in Richtung Total Quality Management ausgesprochen werden, wenn ein Qualitätsmanagement bereits eingeführt ist und eine noch höhere Stufe der Qualität der Dienstleistungen erreicht werden soll.
- In jenen Arbeitsfeldern, in denen dies gewünscht wird, werden die Inhalte eines Diakonie-Siegels erstellt wie z.B. die Erarbeitung eines Bundesrahmenbuches „Diakonie-Siegel – Qualität in der Pflege“.
- Es wird ein Benchmarking-System aufgebaut, bei dem sich Dienste und Einrichtungen an den Besten des Arbeitsfeldes orientieren können, mit diesen

Informationen Verbesserungspotentiale besser zu erkennen.

- Das Institut möchte die Qualifizierung im Bereich Qualitätsmanagement vorantreiben z.B. durch die Erarbeitung und Erprobung eines Curriculums zur Qualifizierung von Qualitätsbeauftragten in der Altenpflege und zur Ausbildung interner Auditoren.
- Darüber hinaus plant das Institut die Ausrichtung und Vergabe von Qualitätspreisen.

Das Institut orientiert vom eigenen Anspruch her seine Arbeit an folgenden Hauptkriterien:

- Best Practice: Die praktische diakonische Arbeit überzeugt oft durch eine exzellente Qualität. Solche Dienste und Einrichtungen sollen die Meßlatte darstellen, an der sich andere Einrichtungen orientieren können, um in kontinuierlichen Verbesserungsprozessen höhere Standards zu erreichen.
- Zukunftsorientierung: Die sozialen Arbeitsfelder verändern sich sehr stark. Wichtig ist es, jetzt bereits zu erkennen, welche Trends zu veränderten Situationen der Zukunft führen. Mit sog. Zukunftskonferenzen wird versucht, – soweit wie möglich – „Zukunft zu antizipieren“, um sich jetzt schon auf zu erwartende Entwicklungen und Qualitätsanforderungen einstellen zu können.
- Europaorientierung: Immer deutlicher wird durch die EU der Zukunft auch ein Rahmen für die soziale Arbeit gesetzt. Ziel des Instituts ist es, diesen europäischen Rahmenbedingungen und Anforderungen frühzeitig zu genügen. So sollen beispielsweise ein Curriculum und die Ausbildung von Diakoniemitarbeiterinnen und -mitarbeitern den europäischen Normen angepaßt werden, so daß Bildungsabschlüsse und entsprechende Zeugnisse und Zertifikate automatisch europäisch anerkannt sind.

In der derzeitigen Arbeitssituation des Instituts werden Dienste und Einrichtungen bei der Einführung eines Qualitätsmanagements beraten: Dies reicht von Beratungshilfen einer DIN-EN-ISO-9001-Einführung bis hin zur Einführung eines Total Quality Managements oder einer Beratung in Zertifizierungsfragen.

Das Institut erarbeitet das Diakonie-Siegel „Qualität der Pflege“ und war an der Erarbeitung des pro-Cum-Cert-Handbuchs für evangelische und katholische Krankenhäuser beteiligt. Es entwickelte und erprobte ein Curriculum zur Qualifizierung von Qualitätsbeauftragten und hat die wissenschaftliche Begleitung zur Einführung eines Total Quality Managements in einer Einrichtung übernommen, die sich auf die Bewerbung beim europäischen Qualitätspreis vorbereitet. Ein weiteres Projekt initiiert in einem Benchmarking-Prozeß einen Vergleich von Altenhilfeeinrichtungen verschiedener EU-Staaten.

*Diakonisches Institut für Qualitätsmanagement und Forschung, Gänsheidestraße 83, 70186 Stuttgart, Tel.: 0711/2371946-0. Es ist ein als gemeinnützig anerkanntes Institut. Geschäftsführer ist Uwe Schwarzer, Sozial- und Verwaltungswissenschaftler.*

## II. Zum Jubiläumsjahr der Diakonie

### 1. Zur Diakonie-Denkschrift

Theodor Strohm

#### **Zur neuen Denkschrift der EKD „Herz und Mund und Tat und Leben“. Grundlagen, Aufgaben und Zukunftsperspektiven der Diakonie**

Statement anlässlich der Pressekonferenz am 15. Oktober 1998 in Bonn

Als Vorsitzender der Kommission der EKD zur Erarbeitung einer Diakonie-Denkschrift erlaube ich mir, der Presse die soeben erschienene Diakonie-Denkschrift kurz vorzustellen. Nach einem einjährigen Konsultationsprozeß innerhalb der Diakonie liegt nun eine Denkschrift des Rates der EKD und der Vereinigung Evangelischer Freikirchen zu den Grundlagen, Aufgaben und Zukunftsperspektiven der Diakonie vor. Die Denkschrift wird auch den Beratungen der EKD-Synode Anfang November 1998 zum Thema „Zukunft der Diakonie“ zugrunde liegen.

Gegenwärtig arbeiten über 400.000 Personen beruflich in der Diakonie mit. Rechnet man die Ehrenamtlichen hinzu, so wird man mit gut einer Million Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter rechnen können. Im Blick auf das Jahr 2000 erweist es sich als dringend, Rechenschaft über den bisherigen Weg einer über 150-jährigen Geschichte der organisierten Diakonie abzulegen und neue Wege angesichts gewandelter Aufgaben vorzuzeichnen.

1. Zu erinnern ist zunächst daran, daß Johann Hinrich Wichern im Herbst 1848 unmittelbar nach dem Kirchentag in Wittenberg zusammen mit führenden Vertretern des deutschen Protestantismus den „Centralauschuß für die Innere Mission“ gegründet hat und in dessen Auftrag im Frühjahr 1849 die berühmte „Denkschrift an die deutsche Nation“ unter dem Titel „Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche – Eine Denkschrift an die deutsche Nation“ veröffentlicht hat. Obgleich sich die Rahmenbedingungen der diakonischen Arbeit seither grundlegend geändert haben, hat die diakonische Arbeit „gegenüber der Zeit Wicherns nichts von ihrer Aktualität verloren. Armut, materielle und soziale Notlagen von Familien, Migration, Orientierungslosigkeit, Marginalisierung, Sucht und Erkrankungen sind ein Teil unserer Lebensrealität, auch wenn sich die Soziale Frage heute anders stellt. Außerdem ziehen tiefgreifende Umbrüche in Wirtschaft und Gesellschaft Veränderungen auch in der sozialen Sicherheit nach sich. Auf diese neue Situation muß sich die Diakonie mit zukunftsweisenden

Ansätzen einstellen, sie muß Bewährtes erhalten und fördern, Neues erproben und Veränderungen wagen.“ (Zi 4)

Die Diakonie hatte nicht nur bei der inhaltlichen Ausgestaltung des modernen Sozialstaates seit der Bismarckschen Sozialgesetzgebung aktiven Anteil, sondern auch bei der partnerschaftlichen Ausgestaltung des Verhältnisses von Staat und freier Wohlfahrtspflege seit der Weimarer Zeit. Die Diakonie tritt deshalb für die ethischen Grundprinzipien des Sozialsystems der Bundesrepublik ein, nämlich für Solidarität, Pluralität, Personalität und Subsidiarität. Mit Recht wurde im Einigungsvertrag von 1990 (Art. 32) hervorgehoben, daß die Wohlfahrtsverbände „mit ihren Einrichtungen und Diensten einen unverzichtbaren Beitrag zur Sozialstaatlichkeit des Grundgesetzes leisten.“ Ihr Aufbau und Ausbau „wird im Rahmen der grundgesetzlichen Zuständigkeit gefördert.“ Die Diakonie als Spitzenverband der freien Wohlfahrtspflege ist öffentlich anerkannt. Ihr besonderer Charakter wird durch Beschlüsse der Europäischen Union bestätigt.

Diese hervorgehobene Stellung ist eine besondere Verpflichtung für die Diakonie, gemeinsam mit freien Initiativen, anderen Verbänden und Einrichtungen für eine solidarische Gesellschaft und eine sozial verpflichtete Ausgestaltung unseres Staates einzutreten. Die Diakonie fördert bürgerschaftliches Engagement und sieht es als ihre Aufgabe an, an der Weiterentwicklung eines zukunftsfähigen sozialen Sicherungssystems aktiv mitzuwirken.

2. In den vergangenen Jahrzehnten haben sich auch revisionsbedürftige Entwicklungen abgezeichnet, die beim Namen genannt werden. Im Zuge der Ausbildung eines hochdifferenzierten Institutionengefüges in der sozialen Arbeit und einer damit verbundenen Verberuflichung wurden die Kirchengemeinden teilweise ihrer diakonischen Funktionen beraubt. Die Denkschrift will dazu beitragen, den Kirchengemeinden ihr diakonisches Bewußtsein und ihre diakonische Handlungsfähigkeit zurückzugeben. Sie verweist auf neue Initiativen:

So öffnen sich beispielsweise seit mehreren Jahren Kirchentüren für Wohnungslose, Einsame und Arme. Immer mehr Gemeinden – vor allem in den großen Städten – gestalten ihre Kirchen als ‚Vesperkirchen‘, in denen sich nicht nur die Gäste wohlfühlen, sondern auch die Helfer, die sie bewirten und die ärztliche und weitere Hilfe gewähren. Bei denen, die aus Zeitgründen nicht mithelfen können, und bei Geschäftsleuten vor Ort, stoßen die Aktionen häufig auf breite Zustimmung: Geld

und Sachspenden fließen. Aus der unmittelbaren Wahrnehmung von Obdachlosigkeit entstehen Initiativen wie Vereine ‚Betreutes Wohnen‘, in denen Menschen mit großem persönlichem Engagement Obdachlosen bzw. nichtseßhaften Alleinstehenden eine Wohnung und nicht selten auch Arbeit verschaffen. Ein besonderes Beispiel für bürgerschaftliches und diakonisches Engagement ist die Gründung des Hamburger Spendenparlaments, das aus der Wohnungslosenarbeit hervorging. Im Spendenparlament verbinden sich Menschen aus unterschiedlichen Schichten und politischen Lagern zu einer neuen Öffentlichkeit, um gemeinsam mit den Betroffenen nach Lösungswegen zu suchen. Durch einen jährlichen Betrag und möglichst eine zusätzliche Spende in individueller Höhe entstehen Mitgliedschaften. Die Mitglieder entscheiden gemeinsam, welche Projekte der Armutsbekämpfung vorrangig aufgegriffen werden und mit welchen Methoden der größtmögliche Erfolg der Hilfe erzielt werden kann. In diesem Fall hat das Diakonische Werk den Start für ein breitgefächertes, selbstverwaltetes und viele Menschen einbeziehendes Hilfesystem gegeben. Dieses Modell hat zahlreiche Nachahmer in Deutschland gefunden. (Vgl. Zi 88)

Diese Beispiele zeigen, daß die oft beklagte Distanz der Kirchengemeinden zu den beruflich verantworteten Handlungsfeldern der Diakonie überwunden werden kann und innovative Prozesse gerade von den Gemeinden ausgehen können. Neue Wege und Methoden, nicht zuletzt in der Arbeit mit Menschen mit Behinderungen, tragen dazu bei, Einrichtungen aus ihrer isolierten Stellung zu befreien und sich in regionalen Bezügen gemeindenah und lebensweltorientiert zu öffnen. (Vgl. Zi 87)

3. Großen Wert legt die Denkschrift darauf, sich den neuen Bedingungen des Wettbewerbs zu stellen:

„Der Wettbewerb zwischen öffentlichen, gemeinnützigen und privat-gewerblichen Anbietern nimmt zu. Darüber hinaus ist ein Wettbewerb innerhalb der gemeinnützigen Einrichtungen entstanden. So entstand eine große Zahl von privaten Altersheimen, Pflegediensten, Versorgungseinrichtungen, Behinderteneinrichtungen in den traditionellen Arbeitsfeldern von Diakonie und Caritas.“ (Zi 91)

„Um die Position der Diakonie im Wettbewerb zu verbessern, müssen betriebswirtschaftliche Innovationen realisiert werden. Dazu gehören: effektive und transparente Betriebsstrukturen, die Modernisierung der Arbeitsläufe, die Modernisierung des Arbeitsrechts, ein ständiges Controlling, die interne Qualitätsentwicklung, die Herstellung von Quervergleichen gegenüber anderen Anbietern hinsichtlich der Wirtschaftlichkeit und Qualität der eigenen Leistung.“ (Zi 93)

„Zur sozialen Phantasie muß – dies war der Diakonie stets deutlich – die ökonomische Phantasie

hinzukommen und das Nachdenken darüber, wie eine noch bessere Hilfe zu noch günstigeren Bedingungen angeboten werden kann. Unter diesem Blickwinkel ist das ökonomische Prinzip eine heilsame Antwort auf Tendenzen der Schwerfälligkeit, der Bürokratisierung, der mangelnden Kostentransparenz sowie der ungebremsten Kostensteigerung. Das ökonomische Prinzip wirkt so gesehen dem Trend entgegen, immer teurere, aufwendigere, kostenintensivere Dienste anzubieten und sie gleichsam auf dem Verwaltungswege zum Standard zu machen.“ (Zi 94)

Hinzugefügt wird allerdings, die ‚freigemeinnützige Arbeit‘ setze dem legitimen Prinzip der Gewinnmaximierung privatgewerblicher Leistungsanbieter ausdrücklich das Prinzip des Mehrnutzens für den Hilfeempfänger und für die Gesellschaft schlechthin entgegen. Gemeinnützigkeit ist ein Qualitätssiegel diakonischer Arbeit. Sie bildet die Grundlage ehrenamtlichen Engagements. (Zi 98)

4. Die Diakonie hat sich nicht erst seit den Tagen Johann Hinrich Wicherns als eine europäische und weltweite Bewegung verstanden. Später wurde die durch den schwedischen Erzbischof Nathan Söderblom angeregte Stockholmer Weltkonferenz „Life and Work“ 1925 zur ersten großen ökumenischen Diakoniekonferenz. Söderblom erkannte die praktisch-diakonische Zusammenarbeit als den Königsweg zur Einheit der christlichen Kirchen. In einer Zeit, in der die europäischen Länder von sozialen Konflikten, Not und Armut geprägt waren, forderte er Instanzen der Versöhnung. Der Zustand der europäischen Gesellschaft erschien ihm so alarmierend, daß die christlichen Kirchen ohne Rücksicht auf ihre trennenden Traditionen sich auf ihre Kräfte im Dienst der Versöhnung besinnen sollten. ‚Was Europa braucht, ist die Diakonie.‘ Diesem Denken ist der 1992 auf einem Diakoniegipfel in Salzburg neu zusammengeschlossene Europäische Verband für Diakonie/Eurodiaconia verpflichtet. Die Zusammenarbeit mit den orthodoxen Kirchen und mit der römisch-katholischen Caritas Europa stärkt und vertieft das Miteinander. Damit leistet der Verband einen Beitrag beim Aufbau der Zivilgesellschaft und sozialer Strukturen in Mittel- und Osteuropa. (Vgl. Zi 134) Es wird deshalb begrüßt, daß die Europäische Union den Wohlfahrtsverbänden in ihrem subsidiären Handeln, ihrer sozialanwaltschaftlichen Ausrichtung, ihrer Gemeinwohlorientierung und ihrer Aktivitäten im Dienstleistungsbereich eine Sonderstellung zubilligt. (Vgl. Zi 137)

5. Die Diakonie in Europa war von Anfang an bestrebt, eine einseitige westeuropäische Perspektive ebenso zu vermeiden wie die Gefahr einer eurozentrierten Orientierung. Dies gilt insbesondere im Blick auf die neuen Herausforderungen durch weltweite Migrationsprozesse und Flüchtlingsprobleme. (Vgl. Zi 135)

„Zu den internationalen diakonischen Aktionen gehört ‚Kirchen helfen Kirchen‘ mit ihrem missiona-

rischen und diakonischen Auftrag in Europa, Afrika, Asien und Lateinamerika. Ein weiterer Meilenstein ist die Aktion ‚Brot für die Welt‘, die im Jahre 1959 gegründet wurde, um weltweit den Ärmsten der Armen mit Entwicklungsprojekten zu helfen. Ebenso geschieht Katastrophenhilfe, die bei Notfällen, Naturkatastrophen oder Bürgerkriegen schnelle Überlebenshilfe leistet. Der Dank der Partner aus der weltweiten Ökumene für die vielfältige Hilfe ermutigt dazu, auf diesem Wege weiter zu arbeiten. Gleichzeitig ist das Engagement der Partner, die nicht nachlassen, sich für die notleidenden Menschen einzusetzen, Vergewisserung und Ansporn.“ (Zi 138)

Diakonie hat sich in ihrer Satzung darauf verpflichtet, ihre Arbeit in ökumenischer Weite zu gestalten. Sie richtet sich nicht nur an Einzelne und Gruppen, an Nahe und Ferne, an Christen und Nichtchristen, sondern sie sieht sich auch zur ökumenischen Zusammenarbeit mit allen christlichen Kirchen und mit allen Gruppen guten Willens verpflichtet. Diesen Auftrag in der multikulturellen bzw. multireligiösen Gesellschaft der Einen Welt zu erfüllen entspricht ihrem universalen Auftrag einer Diakonie der Versöhnung in der Welt. (Vgl. Zi 11)

Walter Klaiber

### **Die Rolle der Freikirchen in der diakonischen Arbeit**

Erklärung des Vorsitzenden der Vereinigung Evangelischer Freikirchen anlässlich der Pressekonferenz zur Veröffentlichung der Diakonie-Denkschrift am 15. Oktober 1998 in Bonn

Der diakonische Gedanke ist in den Freikirchen von Anfang an beheimatet gewesen. Schon wenige Jahre nach der Gründung freikirchlicher Gemeinden kam es in ihnen zur Bildung von Krankenvereinen, die für den Besuch und die Versorgung der Kranken in den Gemeinden zuständig waren. Auf Drängen von unverheirateten Frauen und unter der Leitung weitsichtiger Pastoren wurden im letzten Jahrhundert viele freikirchliche Diakonissenmutterhäuser gegründet. Hier war der Einfluß von Theodor Fliedner wirksam. Die Schwestern arbeiteten zunächst in der Armenpflege, später auch in der Privatkrankenpflege, und die Diakonissenmutterhäuser bauten dann teilweise große Krankenhäuser auf.

Auf diesem geschichtlichen Hintergrund gibt es in den Freikirchen zur Zeit vor allem zwei Ebenen diakonischen Handelns. Es gibt große, rechtlich selbständige Diakonie- und Sozialwerke, die vor allem Krankenhäuser, Alten- und Pflegeheime, Rehabilitationskliniken und Beratungsstellen betreiben. Die kirchliche Bindung und der evangelische Charakter dieser Einrichtungen wird durch enga-

gierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und durch eine entsprechend orientierte Leitung bewahrt.

Die andere Ebene bilden gemeindenahe Aktivitäten von Gruppen, die oft im ökumenischen Verbund arbeiten und sich um die Begleitung von Asylbewerbern, Aussiedlern oder Suchtkranken kümmern. Auch eine Vielzahl von Eine-Welt-Läden und Entwicklungsprojekten ist dieser ökumenischen Diakonie zuzurechnen.

Nach dem 2. Weltkrieg wurden die deutschen Freikirchen aufgrund der Aktivitäten ihrer ausländischen Mutter- und Schwesterkirchen zu ernst zu nehmenden ökumenischen Partnern. Es kam zur Bildung eines gemeinsamen Hilfswerks der evangelischen Kirchen, und bei der Gründung des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche wurde die Freikirchen ebenfalls einbezogen. Zusammen mit der Selbständig Evangelisch-Lutherischen Kirche und dem Alt-Katholischen Bistum in Deutschland bilden die Freikirchen im Rahmen des Diakonischen Werkes die Diakonische Arbeitsgemeinschaft und sind sowohl im Diakonischen Rat als auch der Diakonischen Konferenz mit Sitz und Stimme vertreten. Die Aktion „Brot für die Welt“ dankt ihre Popularität nicht zuletzt auch dem Einsatz und Engagement der Freikirchen.

In der vorliegenden Denkschrift ist den Freikirchen insbesondere das Anliegen einer gemeindenahe und in die Arbeit der Kirche integrierten Diakonie wichtig. Sie können dabei auf eine bewährte und immer noch lebendige Tradition des Einsatzes von Freiwilligen in vielen Bereichen zurückgreifen. Die Motivierung und Befähigung christlicher Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in der Arbeit der Diakonie hat für sie hohe Priorität. Wir helfen mit unserer diakonischen Arbeit den Menschen, weil sie Hilfe brauchen; aber wir wollen auch nicht verleugnen, daß wir dies tun, weil wir durch die Begegnung mit Gottes Hilfe und Liebe, wie wir sie in Jesus Christus erfahren, dazu motiviert sind. Wir möchten daher die Menschen, die uns anvertraut sind, in ihrer unzerstörbaren Menschenwürde wahrnehmen und ernst nehmen. Gerade deshalb unterstützen wir auch voll die gesellschaftspolitischen Aspekte der Denkschrift, weil wir die Sorge teilen, daß unsere Gesellschaft in der Gefahr ist, Menschenwürde von Kostenüberlegungen abhängig zu machen und Schwache und Hilfesuchende auszugrenzen.

Ich hoffe, daß diese Denkschrift für die Arbeit von Kirche und Diakonie wichtige Denkanstöße gibt, daß sie aber auch in den gesellschaftlichen und politischen Bereich hinein Signale gibt, die beachtet werden.

Theodor Strohm

### „Wichern drei“ - auf dem Weg zu einer neuen Kultur des Sozialen

Im September 1848 hielt Johann Hinrich Wichern seine berühmte Stegreifrede auf dem Wittenberger Kirchentag, einer freien Zusammenkunft evangelischer Persönlichkeiten geistlichen und nichtgeistlichen Standes, um einen evangelischen Kirchenbund vorzubereiten. Sein Ziel war es, die Innere Mission unter die zentralen Aufgaben eines evangelischen Kirchenbundes zu bringen. Am 23. September, einen Tag später, beantragte er die Gründung eines „Ausschusses für die Innere Mission“, der als „Centrallausschuß für die Innere Mission der deutschen Evangelischen Kirche“ mehr als hundert Jahre die Geschicke der Diakonie koordinierte und lenkte. Noch während des Kirchentages erhielt Wichern den Auftrag, seine überaus anregenden Gedanken in einer Denkschrift darzulegen. Bereits im April 1849 veröffentlichte Wichern die umfangreiche Denkschrift „Die innere Mission der deutschen Evangelischen Kirche“, die in wenigen Wochen vergriffen war und bis heute die Geister im deutschen Protestantismus heftig bewegt und – bei aller zum Teil grundsätzlichen Kritik – anregt. Eugen Gerstenmaier knüpfte in der deutschen „Zusammenbruchsgesellschaft“ nach 1945 an Wicherns Programm der Inneren Mission an, teilte dies jedoch in „Wichern I“ und „Wichern II“ ein. Er stellte dann fest: die „Versuche, die von Wichern proklamierte, künftige Epoche der christlich-rettenden Liebesarbeit heraufzuführen, sind auf die Innere Mission wie auf die evangelische Kirche gesehen nahezu vollständig gescheitert.“ („Wichern zwei“ 1953) Was war es, das gescheitert ist? Wichern hatte an zentraler Stelle seiner Denkschrift festgestellt: „Ein neuer Schritt, der noch getan werden und verfolgt werden muß, ist: christliche Assoziationen der Hilfsbedürftigen selbst für deren soziale (Familie, Besitz und Arbeit betreffende) Zwecke zu veranlassen. Begibt sich die innere Mission erst ernsthaft an die Verwirklichung dieser Aufgabe, so ist der Grenzstein aufgerichtet zwischen der bisherigen und einer künftigen Epoche der christlich rettenden Liebesarbeit, ...“

Gerstenmaier sah in den Parteigründungen Adolf Stoeckers und Friedrich Naumanns vergebliche Versuche, die prognostizierte „künftige Epoche“ der Inneren Mission einzuleiten. Die Engführung der Diakonie auf Vereins- und Anstaltsdiakonie sei nicht überwunden worden. Mit seinem Programm einer „Kirche in Aktion“, in dem von der Basis eines großangelegten Hilfswerkes der Kirche aus das Christliche in alle Bereiche der Gesellschaft, in das Sozialwesen, die Wirtschaft, die Politik, die Presse, den Bildungssektor hineingetragen werden sollte, nahm Gerstenmaier einen neuen Anlauf, Wicherns Vision zu erfüllen.

Kürzlich stellte allerdings der Leipziger Kirchenhistoriker Kurt Nowak im Blick auf Gerstenmaiers Programm der „Kirche in Aktion“ „dessen durch institutionelle Kompromisse notdürftig überdecktes Scheitern“ fest. Es ist kein Zufall, daß diese Stimme aus einem mitteldeutschen Bundesland anlässlich einer Bestandsaufnahme der Diakonie im geteilten Deutschland zu Wort kam. Schon Wicherns Vision einer Gesamt-Reformation des christlichen Gesellschaftsorganismus – in Kirche, Gesellschaft und Staat – schrumpfte rasch zum „Sozialprotestantismus“ im freien Vereinsleben bei der Betreuung von Kranken, Behinderten, sozial Entwurzelten, bei der Schriften- und Bahnhofsmision. Nowak weist auf die unerwünschte Nebenfolge dieser Entwicklung hin, nämlich die „Entstehung einer diakonischen Sonderwelt: sei es im Blick auf die Gesellschaft, sei es im Blick auf die Landeskirchen und Ortsgemeinden.“ Sowohl im Blick auf Wicherns wie auf Gerstenmaiers Programm könnte die Feststellung des Wichernkenner Karl Janssen zutreffen: Sie wollten „den christlichen Gesellschaftsorganismus und es kam ein imponierender Wohlfahrtsverband.“

Sollte man angesichts solcher eher resignierenden Diagnosen nicht Abschied nehmen von einer Epoche, die mit den Impulsen Johann Hinrich Wicherns ihren Anfang genommen hat? Sollte man nicht einfach akzeptieren, daß die Diakonie in Gestalt ihrer Landes- und Fachverbände und in ihrem Bundesverband, dem Diakonischen Werk der EKD, ein ganz wesentlicher Teil nicht nur der Freien Wohlfahrtspflege in Deutschland ist, sondern – wie es gerade erst im Deutschen Einigungsvertrag wieder unterstrichen wurde – einen unverzichtbaren Faktor des Sozialstaats in Deutschland darstellt? Eine Antwort auf diese Frage kann nur gegeben werden, wenn man den Blickwinkel verändert. Wenn heute immer häufiger die Frage nach einer neuen Kultur des Sozialen nicht nur hierzulande gestellt wird, dann bezieht man sich auf epochale Verschiebungen, die gerade in den 150 Jahren seit Wicherns Impulsen eingetreten sind.

Wicherns Bemühen, die Vielzahl privater, unkoordinierter Initiativen der Hilfe „in die große einheitliche Hilfe, welche alle einzelnen Hilfen als ganzes in sich vereint“, zu überführen, kennzeichnet den Beginn organisierter Solidarität größeren Stils. In Form von Zünften, Genossenschaften, Armenordnungen war die naturwüchsige punktuelle Hilfe längst in erste Formen organisierter Hilfe übergegangen. Aber erst in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts angesichts erster Folgen der Industrialisierung, Mobilisierung und Verstädterung bildeten sich Ansätze eines Systems der Fürsorge und sozialen Solidarität heraus. Das 1852 in Kraft getretene Elberfelder System kommunaler Armenfürsorge mit genau geregelten und gegliederten Aufgabenverteilungen von ehrenamtlicher und amtlicher Sozialarbeit fand seine Parallele in Wicherns Systemvorstellung sozialer Verantwortung: „Die ganze Summe

der Privatarmpflege muß ihre nachhaltige Kraft zugleich in der Gemeinschaft und im Zusammenwirken mit diesen öffentlichen Autoritäten suchen. So wird sie als integrierender Bestandteil der ganzen christlichen Armpflege wahren Bestand haben.“ Thomas Rauschenbach stellte kürzlich mit Recht fest, daß zwei Prinzipien für diese neue Phase prägend werden sollten: die Ehrenamtlichkeit und eine staatlich regulierte Sozialgesetzgebung. Bis weit in dieses Jahrhundert hinein wirkten diese zwei Prinzipien prägend und nötigten zu systematischer Koordination von „öffentlicher“ und „privater“ Fürsorge.

Es war nicht zuletzt die Konsequenz der „Zusammenbruchsgesellschaft“, daß in der Nachkriegszeit Fragen der Solidarität und des Sozialen durch einen konsequenten Ausbau des Systems sozialer Hilfen und Leistungen, durch Planungsprozesse sowie durch eine schrittweise Ersetzung vorhandener Hilfeformen durch berufliche Organisationen der sozialen Hilfe beantwortet wurden. „Erst mit der gesetzlichen Verankerung, erst mit der staatlich-öffentlichen Zuständigkeit – zumindest in dessen Rolle als Regisseur –, erst mit der systematischen beruflichen Bewältigung der damit verbundenen Aufgaben, kurz: erst mit der Institutionalisierung der öffentlichen sozialen Hilfen wurde eine Stufe erreicht, in der die Kultur des Sozialen auch in der Hilfe von Mensch zu Mensch den Raum des Privaten, des Zufälligen und des Naturwüchsigen verlassen hat, und zu einer geplanten, öffentlich arrangierten Form der Solidarität, der Sorge und des sozialen Bedarfsausgleichs führte.“ (Rauschenbach) Das gewaltige Wachstum der Wohlfahrtsverbände, der rasante Anstieg der Frauen und Männer in sozialpflegerischen Berufen – im Gesundheitsbereich hat sich die Zahl seit 1970 verdreifacht – sind durchaus Kennzeichen dieser Entwicklung. Niemand kann bestreiten, daß Diakonie und Caritas mit ihren vielen hunderttausend Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gemeinsam mit den anderen Wohlfahrtsverbänden in diesem System sozialer Arbeit bzw. Hilfe eine tragende Rolle übernommen haben.

Wenn nun heute unüberhörbar auf die Grenzen dieser Systemwirklichkeit hingewiesen wird, wenn zugleich unübersehbar ganz neue Initiativen freiwilligen bürgerschaftlichen Engagements in großer Zahl entstehen, wenn die Selbsthilfegruppen oder Helfergruppen noch immer in wachsendem Maße sich entfalten, dann wird hier die Frage laut: deutet dies auf einen System- und Paradigmenwechsel hin oder sind dies nur vorübergehende Kompensationen eines in die Krise geratenen Sozialstaats? Hier kommen wir auf Wichern III zu sprechen. Wenn Wichern hoffte, christliche Assoziationen der Hilfsbedürftigen selbst für deren soziale (Familie, Besitz, Arbeit betreffende) Zwecke zu veranlassen, so werden hier Selbsthilfepotentiale angesprochen, neue Zusammenschlüsse und Initiativen, die geeignet wären, das bestehende System zu trans-

formieren. Ich stimme der Überlegung Rauschenbachs zu: „Nach dem Aufbau und Ausbau der Expertenulturen in Sachen Soziales und Solidarität im 20. Jahrhundert, der in einer zunehmenden Verberuflichung und einer Verlagerung von privaten, naturwüchsigen Hilfeformen in öffentlich organisierte Hilfssysteme zum Ausdruck kommt, geht es nunmehr um eine neue, sekundäre lebensweltliche Aneignung des Sozialen und der Solidarität unter den Bedingungen der Moderne, außerhalb und unterhalb der Expertenulturen.“ Die Bemühung, soziale Verantwortung in lebensweltliche Kontexte zu reintegrieren, soziale Kompetenz als Bildungsaufgabe zu begreifen, bedeutet weder einen Rückfall in deregulierte private Zuständigkeiten, noch einen Abbau sozialstaatlicher Hilfeleistungen. Es bedeutet aber, daß die Systemwelt die Lebenswelt nicht weiter kolonialisiert, sondern daß beide Wirklichkeiten sich lebendig aufeinander beziehen und so ihre Gemeinwohlverpflichtung erfüllen.

Die Diskussion um die Zukunft der Sozialarbeit bewegt sich heute auf einen Perspektivwechsel zu. Bislang wurde Sozialarbeit überwiegend erst dann tätig, wenn soziale Probleme der Betroffenen (Familien, Kinder, Jugendliche, Alte, Obdachlose, Arme) offensichtlich wurden. Soziale Dienste arbeiten professionell und problemorientiert meist an der Lösung von Einzelfällen. Trotz aller Ansprüche und bislang noch theoretisch gebliebener Handlungsprinzipien, nämlich offensiv, präventiv, aktivierend und strukturell verändernd tätig zu sein, ist soziale Arbeit nur ansatzweise über Reaktions- und Lückenbüßerfunktionen hinausgekommen. Es fehlen längerfristige, sozialräumliche, umfassende und damit zielgruppenabhängige Lösungsansätze, z.B. durch Aufbau sozialer Netzwerke, die soziale Unterstützung sowohl in präventiver als auch kurativer und rehabilitativer Weise wirksam werden lassen. Zugleich müßte die einseitige Orientierung an professioneller Sozialarbeit zugunsten eines breiten Spektrums freiwilliger, von professionellen Kräften angeleiteter sozialer Arbeit überwunden werden. Aus dieser erweiterten Perspektive entspringen eine Fülle neuer Aufgaben und Handlungsfelder für bürgerschaftliches Engagement und freiwillige soziale Dienste, nicht zuletzt auch für den Bereich des sozialen Lernens.

Längst haben Sozialwissenschaftler nachgewiesen, daß der wachsende Individualisierungsdruck zugleich ein steigendes Sicherheitsbedürfnis erzeugt, das sich sowohl an die sozialstaatlichen Sicherungssysteme als auch an veränderte familiäre Strukturen und tragende Freundschaftsstrukturen wendet. Die Anforderungen an Bildung, Mobilität, berufliche Flexibilität steigen an, erhöhen nicht nur die Entscheidungs- und Handlungskompetenz des Einzelnen, sondern erwecken auch die Bereitschaft, sich an tragenden Netzen, an der Entwicklung gemeinschaftlicher Solidarität zu beteiligen. Allerdings bedarf diese lebensweltlich orientierte Kultur des

Sozialen der Förderung und in gewisser Weise auch der Steuerung durch die öffentlichen Solidarsysteme.

Es ist gewiß kein Zufall, daß heute – wie zu Wicherns Zeiten – im Stadtstaat Hamburg durch ein intelligentes Zusammenwirken von Kommune, Kirchengemeinde und Diakonie Vorstöße in ein Neuland sozialer Kommunikation unternommen werden, die teils induziert sind von angelsächsischen Erfahrungen, teils auch sogleich abstrahlen auf andere großstädtische Zentren. Hier wird zugleich deutlich, daß die Entleerung der Ortsgemeinden auch eine Folge der Abwanderung relevanter Lebensfunktionen in die Expertenkultur und Systemwelt gewesen ist. Wie hier ganz neue Zuordnungen entstehen, soll an wenigen Beispielen aus Hamburg deutlich werden: In wenigen Stücken soll davon berichtet werden: In Hamburg sind 6.500 Obdachlose amtlich erfaßt, über 1.200 von ihnen haben auch in den bitteren Frostnächten des vergangenen Winters draußen geschlafen, in Erdhöhlen, Hauseingängen oder unter Brücken. Die Gründung einer gemeinnützigen GmbH „Hinz und Kunzt“ folgte dem erfolgreichen Start des gleichnamigen Straßenmagazins. Die im Jahr 1763 in Leben gerufene – somit älteste – Bürgerinitiative Hamburgs, die Patriotische Gesellschaft, wurde mit einem Anteil von 33% Mitgesellschafter der gemeinnützigen GmbH.

Die Gründung des „Hamburger Spendenparlaments“, das inzwischen über 3.000 zahlende Mitglieder (Mindestbeitrag 120 DM) hat, erweitert sich zu einem stadtübergreifenden Forum zur Armutsbekämpfung. Inzwischen wurden an einigen großen Stadtkirchen die ersten „Kirchenkaten“ für und mit Obdachlosen aufgestellt, die in Dänemark entworfen und hergestellt wurden. Diese Katen rücken an die Altäre und Sakristeien der Kirchen heran. Die Gemeinden – wie auch die zahlreichen Vesperkirchen in Stuttgart und anderswo – nehmen die Hilfsbedürftigen ganz in die Mitte. Für einen Nachtdienst und die Mitarbeit in einem Nachtbus haben sich in drei Wochen über 100 Hamburgerinnen und Hamburger gemeldet. Gleichzeitig wird die Kooperation mit städtischen und gemeinnützigen Instanzen zur Wohnungsbeschaffung für die Betroffenen intensiviert. Die „Stiftung Das Rauhe Haus“, die u.a. 150 junge Menschen in Wohngruppen und ca. 100 junge Menschen in flexiblen ambulanten Betreuungsarrangements begleitet, hat 1993 das sogenannte „Statt-Haus“ für Kinder und Jugendliche im Alter zwischen 12 und 18 Jahren eingerichtet. „Menschen und Räume“ statt „Straße und (Gefängnis-)

Mauern“ stehen Jugendlichen „niederschwellig“ zur Verfügung, die aus ihren Bezügen herausgefallen sind, ganz im Sinne Wicherns.

Diese Beispiele genügen, um anzudeuten, worauf „Wichern drei“ hinauslaufen kann. Es erscheint heute an der Zeit, eine neue Balance zwischen den sozialstaatlichen Expertenkulturen und den auf freiwilliger Initiative und gemeinsamer Verantwortung beruhenden „Kulturen des eigenen Lebens“ (Ulrich Beck) herzustellen. Grundlegend für kirchlich-diakonisches Engagement bei der Förderung und Initiierung des Bürgerengagements ist, daß – wie in Hamburg – auf kirchliche Vereinnahmung verzichtet wird und das Ziel – die Hilfe für Notleidende – jederzeit das Zentrum bleibt. Mit dieser Haltung verträgt sich durchaus, die Quelle der eigenen Motivation kenntlich zu machen und Glauben zu bezeugen. Kennzeichnend ist, daß zugleich unbefangene geschichtliche oder im Ausland bewährte Modelle aufgegriffen, neu erprobt werden und ein breiter sozialer Lernprozeß eingeleitet wird.

Diakonische Arbeit ist heute nicht mehr ohne Bündnisse, Vernetzungen und Zusammenarbeit mit anderen sozial engagierten Verbänden, Gruppen und einzelnen Menschen möglich. Diakonie beschränkt sich nicht auf Kirchen und Christen. Gott ist in der Welt gegenwärtig auch außerhalb der Kirchen. Die Aufgabe der Humanisierung führt alle Bürgerinnen und Bürger zusammen, gleich welcher Weltanschauung sie sind. Diakonie verzichtet auf kirchliche Bevormundung und fördert persönliche Verantwortung. In kritischer Partnerschaft mit dem Staat geht es ihr um ein Zusammenwirken mit denjenigen Kräften in der Gesellschaft, die für menschenwürdige Lebensbedingungen, ein gerechtes und solidarisches Gemeinwesen eintreten.

#### Zitierte Literatur:

- Johann Hinrich Wichern, Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Eine Denkschrift an die deutsche Nation (1849), in: Karl Janssen/Rudolf Sieverts (Hg.), Johann Hinrich Wichern. Ausgewählte Schriften, Band 3, Gütersloh 1962, 133-350.
- Eugen Gerstenmaier, „Wichern zwei“. Zum Verhältnis von Diakonie und Sozialpolitik, in: Herbert Krimm (Hg.), Das diakonische Amt der Kirche, Stuttgart 1953, 499-546.
- Kurt Nowak, Erbe und Auftrag Johann Hinrich Wicherns. Die Geschichtsschreibung der Diakonie als Thema der Kirchengeschichte (Manuskript 1998), erscheint in: Ingolf Hübner/Jochen-Christoph Kaiser (Hg.), Diakonie im geteilten Deutschland, Stuttgart 1999.
- Thomas Rauschenbach, Eine neue Kultur des Sozialen, in: Neue Praxis 6/97, 47 ff.

## 2. Der Wittenberger Kirchentag der Diakonie

Arnd Götzelmann

### Wittenberg und die Diakonie. Exkursion zum Kirchentag der Diakonie '98 in der Lutherstadt Wittenberg (25.-27. September 1998)

Der blauweiße Weber-Knoten begleitete uns von Anfang an auf unserem Weg nach Wittenberg, war er doch im Jubiläumsjahr der Diakonie überall auf diakonischen Werbeträgern zu sehen, – ebenso wie das altvertraute Kronenkreuz und der Diakonie-

Schriftzug. Was dieser Knoten symbolisiert, können einem die Menschen von der 'Waterkant' am besten erklären: er bildet eine ebenso feste wie leicht lösbare Verbindung zweier Seile – Symbol für die Verbindung der institutionalisierten Diakonie mit den Menschen, die diakonische Hilfe erhalten? Da ist das diakonieblaue Seil – starkes, artifizielles Nylonmaterial, hochglänzend, glatt, effizient und langlebig, so wie die neue marktorientierte Diakonie vielleicht gerne sein will. Es kommt von oben, aus himmlischer Kraft sozusagen, und hilft durch den speziellen Knoten, das unten daranhängende helle Seil zu tragen. Das ist ein natürliches Hanfseil – etwas grob, ausgefranst, farblich schlicht und leichter verrottbar als sein Nylonpendant, so wie eben das Klientel der Diakonie manchmal auch gesehen wird. „150 Jahre Diakonie – stark für andere“: die starke Diakonie hat lange Zeit viele Menschen getragen, gesichert, auch festgebunden, wie das blaue Nylonseil das helle Hanfseil. Im Diakonie-Kirchentagsposter, das mit viel Mut zur Farbe gestaltet wurde, kommt nun auch der Knoten vor, allerdings im Negativ. So wird das sonst blaue Nylonseil zum hellen Part, das Hanfseil zum dunklen – es soll ein fröhlicher Wechsel sein, und es wäre schön, wenn wir das „stark für andere“ zu einem „stark füreinander“ oder „stark miteinander“ umdeuten könnten.

Stark für wen war der Diakonie-Kirchentag? Sollte er 'die Nylonseite' der Diakonie darstellen, eine starke, öffentlichkeitswirksame evangelische Sozialagentur, die sich als diakonisches Großunternehmen auf dem Wohlfahrts- und Gesundheitsmarkt

positioniert? Wem galt das Motto „... und handelt in der Liebe“?

Vor einem Jahr nahm das Diakoniewissenschaftliche Institut mit einer Exkursionsgruppe an dem 27. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Leipzig teil. Damals hatten wir das evangelische Laientreffen unter diakonischem Blickwinkel be- und untersucht. Meine beiden Thesen, der Dt. Evang. Kirchentag in Leipzig sei „Diakonie in vielen Dimensionen“ und zugleich eine Art „latente Diakonie“ gewesen, sind nicht ohne Reaktion geblieben. So schreibt beispielsweise die Generalsekretärin des Deutschen Evangelischen Kirchentags Dr. Margot Käßmann in ihrem Beitrag über „Kirchentag und Diakonie“ in der Sondernummer der Zeitschrift Diakonie vom Juli 1998, Präsident Jürgen Gohde zum 50. Geburtstag gewidmet: „Die These 'Kirchentag ist Diakonie in vielen Dimensionen' allerdings wird der strukturellen wie inhaltlichen Verschiedenheit beider Größen kaum gerecht.“ (S. 32) Aus der folgenden Argumentation Käßmanns wird deutlich, daß der Begriff ‚Diakonie‘ von ihr entschieden enggeführt und auf die Institution des Diakonischen Werkes der EKD beschränkt wird. Anders als dieses lege der Kirchentag „Wert auf seine Unabhängigkeit als eingetragener selbständiger Verein“ und werde „vor allem als Ereignis, als Festtagszeit im Kirchenjahr wahrgenommen“ (ebd.). Auch wenn über den ersten postulierten Unterschied im Blick auf die Diakonie in kirchlich-diakonischen Kreisen immer wieder und aktuell heftig diskutiert wird, gibt es doch keinen Zweifel daran, daß das Diakonische Werk der EKD – wie fast alle gliedkirchlichen Diakonischen Werke auch – als eingetragener Verein konstituiert ist. Der zweite Unterschied hingegen leuchtet schnell ein. Margot Käßmann führt mit ihrer terminologischen Identifikation von Diakonie und Diakonischen Werk einen diakonischen Institutionalismus fort, der im Grunde als diakonischer Minimalismus verstanden werden muß, insofern Diakonie immer mehr und z.T. auch anderes als das Diakonische Werk und seine Arbeit darstellt. Diakonie (griech.: diakonia) ist doch zuerst das Versöhnungshandeln Christi an uns und dann auch immer ein zwischenmenschlicher Dienst, heute auch in Form der Selbsthilfe von Menschen. Beide bestehen auch unabhängig vom evangelischen Wohlfahrtsverband. So bleiben den Deutschen Evangelischen Kirchentagen glücklicherweise immer auch Formen öffentlich erscheinender wie auch „latenter Diakonie“, die man mit den gleichen Worten beschreiben könnte, wie sie die Kirchentagsgeneralsekretärin für ihr Laientreffen findet: Die Diakonie – so könnte man hinzufügen – ebenso wie der „Kirchentag lebt ja gerade von den vielen kleinen Ideen, von der Selbstbestimmung der Gruppen, der Vielseitigkeit, die sich nicht unter ein Dach, eine Bestimmung pressen läßt, sondern

Ausdruck der protestantischen Vielfalt ist“ (ebd.). Dazu muß man freilich einen weiteren Diakoniebegriff anlegen.

Wie es mit dem Diakoniebegriff nun bezüglich des „Kirchentags der Diakonie“ in Wittenberg, sozusagen in praxi, gehalten wurde, ist eine interessante Frage. Denn der Wittenberger Kirchentag wurde ja vom Diakonischen Werk der EKD organisiert, freilich in Kooperation mit dem Landesausschuß des Deutschen Evangelischen Kirchentags in der Kirchenprovinz Sachsen. Wir hatten es also in erster Linie mit einem Kirchentag der Institution und Organisation des Diakonischen Werkes zu tun. Und das machte durchaus Sinn, war doch sein Anlaß das 150jährige Jubiläum der verbandlich organisierten Diakonie in Deutschland.

Die ausgewählte Stadt Wittenberg eignete sich zu diesem Zwecke als ein mindestens dreifach historisch symbolträchtiger Ort. Im Oktober 1517 hatte Luther in dieser Stadt an der Schloßkirche seine Thesen angeschlagen, was rückwirkend als Urdatum reformatorischer Kirchenbildung verstanden und mit dem Reformationstag jährlich gefeiert wird. Ebenfalls in Wittenberg auf dem 1848 dort versammelten Kirchentag hielt Wichern seine Stegreifrede, die den Anstoß zur Gründung des Central-Ausschusses für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche gab, der Vorläuferorganisation des Diakonischen Werkes. Und am Ende der 1980er Jahre waren es Friedrich Schorlemmer und andere, die in Wittenberg und anderswo durch ihre Friedensgebete und Aktionen auf friedliche Weise das Ende der DDR mitherbeiführten. Wittenberg als ein Quellort der lutherischen Reformation, der evangelischen Diakonie und der deutschen Einigung bot hervorragende historische Symbolkraft zur Feier des 150. Diakoniejubiläums mit einem Kirchentag der Diakonie. Und die darin implizierten Fragestellungen nach dem evangelischen Profil der Diakonie und ihrer Beziehung zur Kirche, nach der Organisation der Diakonie im sich wandelnden Sozialstaat und nach ihrer profetisch-politischen Kraft angesichts der sozialen Schiefen in Deutschland, nach der auch sozial zu vollziehenden europäischen Einigung und nach den Globalisierungsproblemen kamen im Programm des Diakoniekirchentags ebenso zum Tragen wie Momente der Feier, der Bibelauslegung, des Gottesdienstes, der Begegnung und der Selbstdarstellung.

Wozu diente nun dieser Kirchentag? Welche Ziele verfolgte er? Welcher Zweck war ihm zgedacht? Den Vorankündigungen und dem Programmbuch war folgendes zu entnehmen.

Die erste Einladung zum Diakoniekirchentag richtete sich an vier Zielgruppen: „Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Diakonie, Bürgerinnen und Bürger aus der Region und selbstverständlich Gemeindeglieder und junge Leute aus der gesamten Bundesrepublik“. Als Anlaß für den Kirchentag wird ein doppelter genannt: Seit Gründung des Central-

Ausschusses der Inneren Mission habe „die Diakonie die soziale Arbeit in Deutschland vielfältig geprägt, und der Kirchentag neuerer Zeit hat sich zu einer bedeutenden Laienbewegung entwickelt“. Für den Kirchentag der Diakonie hatte man sich vieles „vorgenommen“, u.a. „bei der Begegnung von Gemeinden einerseits und Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Diakonie andererseits, besonders am Abend der Begegnung“, „bei besonderen Angeboten für die Jugend auf dem Kirchentag“, „bei der Begegnung mit Schwestern und Brüdern aus ganz Europa“. Der Diakonie-Kirchentag sollte auch dem Zwecke dienen, „den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in der diakonischen Arbeit zu danken“. Das, was die Kirchentagsinitiatoren sich an diesem „Höhepunkt im Jubiläumsjahr der Diakonie“ vorgenommen hatten, wurde in der zweiten Einladung noch gesteigert. Die Dichotomie zwischen Diakoniemitarbeitenden und Gemeinden der ersten Einladung wurde nun aufzulösen versucht in der Formulierung „Begegnung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus Gemeinden und diakonischen Einrichtungen mit Gemeindegliedern und der Bevölkerung, mit Insidern und Distanzierten“. Diese Begegnungen schienen mir, wie geplant, am bestem beim Abend der Begegnung gelungen zu sein, ansonsten traf man am Samstag oder Sonntag vergleichsweise wenige Tagesteilnehmende aus der Region. Auch die Mitarbeit aus den Wittenberger Gemeinden war nach Auskünften eines Lokalredakteurs der Mitteldeutschen Zeitung, der gute Beziehung zum lokalen Organisator des Kirchentags unterhielt, dürftig. Bei den vielen, gerade auch kirchlichen Jubiläen, Feierlichkeiten und Veranstaltungen, die sich in Wittenberg summieren, kann man den Gemeindegliedern eine gewisse Mitarbeitsmüdigkeit bei Großveranstaltungen kaum verdenken. In der zweiten Einladung kam gegenüber der ersten neu hinzu das Vorhaben von „gemeinsamen Feiern mit behinderten und nichtbehinderten Menschen“ und „für Kinder, denn es soll ein familienfreundlicher Kirchentag werden“. Und man erwartete nun „bis 8.000 Dauerteilnehmer aus dem gesamten Bundesgebiet und viele Tagesgäste am Sonnabend und Sonntag“. Das Vorbereitungsheft brachte darüber hinaus dann neben der Feier des Diakoniejubiläums ein zentrales Ziel des Kirchentags auf, nämlich den „Wunsch, auf der Grundlage der Bibel Antworten auf die drängenden Fragen unserer Zeit und Ermunterung im Glauben zu finden“ (S.2). So gab es auch vielfältige Bibelarbeiten und immer wieder Rückbezüge auf biblische Grundlagen in Vorträgen und Diskussionen. Für die Jugend fand sich im Vorbereitungsheft die Ankündigung eines Jugendzentrums am Melanchthon-Gymnasium (S. 41f.) und im Programm-Buch ein eigenes „Jugendprogramm spezial“ (S. 55-57); dem Anspruch der Kinderfreundlichkeit suchte das Angebot eines „Kinder und Familienzentrums“ (Vorbereitungsheft S. 53f., vgl. Programm-Buch S. 43f.) gerecht zu werden.

Nur waren im Erscheinungsbild des Kirchentags auf den Straßen und in den allgemeinen Veranstaltungen wenig Jugendliche und noch weniger Kinder zu sehen, geschweige denn, daß Jugendliche oder Kinder ein Mitspracherecht auf Podien oder in Veranstaltungen eingeräumt worden wäre. Spezielle Angebote gemeinsamer Feiern für behinderte und nichtbehinderte Menschen waren im Vorbereitungsheft nicht ausgewiesen. Im „Kirchentags-ABC“ wurden behinderte Menschen „besonders herzlich eingeladen“; etwas unverbindlich formuliert stand dort außerdem: „Der Kirchentag bemüht sich, die Voraussetzungen für eine Teilnahme zu schaffen“, und es „wird eine Fahrdienst geplant“ (S. 52f.). Ähnliches fand sich im Programm-Buch, wo man unter Angabe einer Telefonnummer lesen konnte: „Im Einzelfall kann für Menschen mit schweren Gehbehinderungen und solche, die auf einen Rollstuhl angewiesen sind ..., ein Fahrdienst ermöglicht werden.“ (S. 110). Spezielle Hilfen wie Übersetzung in Gebärdensprache und Sprachübertragung durch Induktionsschleifen wurden unter dem Stichwort „Hörbehinderungen“ (S. 111) angeboten. Bezüglich des gemeinsamen Feierns von behinderten und nichtbehinderten Menschen fand sich im Programm-Buch kein gesondert ausgewiesenes Angebot. Das Themendorf III des „Kirchentags auf dem Markt“ stand unter dem Motto „Zusammenleben von Menschen mit Behinderungen“ und brachte damit kein Zusammenkommen mit nichtbehinderten Menschen zum Ausdruck, auch wenn einzelne Stände durchaus integrative Ziele verfolgten. Unsere Gruppe hätte sich mehr Begegnungsangebote mit behinderten Menschen und mehr aktive Beteiligung von Menschen mit Behinderungen im Kultur- und Themenprogramm des Kirchentags gewünscht. Auch die passive Teilnahme behinderter Menschen am Diakoniekirchentag schien gering.

Das Ziel der öffentlichen Selbstdarstellung der institutionalisierten Diakonie erreichte der Kirchentag vielleicht nicht in optimaler Weise. Immerhin waren insgesamt 39 akkreditierte Journalisten, von denen viele wie unser Vertreter für das DWI-Info, Volker Herrmann, von innerdiakonischen Blättern stammten, berichtend aktiv. Auch wenn die Veranstalter den Kirchentagstermin festgelegt hatten, bevor der der Bundestagswahl bekanntgegeben wurde, und es vielleicht keine Möglichkeit mehr gab, den Kirchentagstermin zu ändern, kam natürlich die Bundestagswahl am gleichen Wochenende der Öffentlichkeitswirksamkeit des Kirchentags in die Quere. Der Jubiläumsfestakt in der Stadtkirche mit Bundespräsident Roman Herzog und Bundestagspräsidentin Antje Vollmer, bei dem vor allem die leitenden Persönlichkeiten der Diakonie zugegen waren, wurde kurz in den Fernsehnachrichten dokumentiert und in wenigen Tageszeitungen aufgenommen. Nebenhöhepunkte des Kirchentags, wie die Verleihung des Johann-Hinrich-Wichern-Preises an Professor Theodor Strohm gingen in der aktuellen

Medienlandschaft nahezu völlig unter. Immerhin listet der Pressespiegel des Vorbereitenden Ausschusses ‚Kirchentag der Diakonie‘ 107 Meldungen zum Diakoniekirchentag zwischen März und Oktober 1998 auf: 12 von Nachrichtenagenturen, 60 von Tageszeitungen, 13 von der Kirchengebiete- und Presse und 22 in anderen Printmedien.

Die Ziele der Selbstvergewisserung der Mitarbeitenden der Diakonischen Werke, des Austausch von Diakonie-Insidern, der Feier des Jubiläums in innerdiakonischen Kreisen wurde m.E. recht gut erreicht. Ob damit in geeigneter Form auch der genannte Dank an die Mitarbeitenden der Diakonie zum Ausdruck kam, wagt man angesichts der vielfältigen Verpflichtungen, die Mitarbeitenden bei der Organisation und Durchführung des Kirchentags auferlegt wurde, zu bezweifeln. Immerhin hörte man aus dem Munde des Diakoniekirchentagspräsidenten Gohde und des Diakonischen Ratsvorsitzenden Braune wie auch anderer Leitungsverantwortlicher des öfteren Dankesworte an die Mitarbeitenden. Viele Bekannte konnte man treffen, auch „Diakoniekirchentagsprominenz“, und sich freuen am Wiedersehen im groß gewordenen Deutschland, auch zwischen Ost und West. Dafür allerdings, daß „die Diakonie“ über vierhunderttausend Mitarbeitende hat, erschienen mit – wie man hörte – nicht einmal zehntausend Teilnehmenden doch nur ein geringer Bruchteil. Von vielen wurde der Kirchentag denn auch als Dienstsache verstanden, die entsprechend abgerechnet wurde. Wo aber waren die vierhunderttausend Ehrenamtlichen, die von seiten des Diakonischen Werks immer wieder beschworen werden? Wo war die Jugend? Wo waren die Christen der näheren Umgebung? Wo war die kirchliche Ökumene? Wo waren die Frauen, die 75% aller Mitarbeitenden der Diakonie ausmachen? Letztere waren eher in umgekehrtem Proporz im Programm-Buch namentlich angekündigt und diskutiert auf Podien und in Veranstaltungen durchschnittlich weniger mit als die Männer. Sie und die anderen benannten Zielgruppen waren wohl da, meist aber eher spärlich vertreten. Deutlich dominierten diakonische und kirchliche Funktionäre sowie leitende MitarbeiterInnen die Teilnehmerschaft des Diakoniekirchentags. Ein Laientreffen wie die Deutschen Evangelischen Kirchentage war er jedenfalls nicht.

Aus der Vielfalt der Angebote des Kirchentags fassen einige unserer Exkursionsteilnehmenden in den folgenden Beiträgen ihre Eindrücke zusammen. So gibt Gudrun Stock ihre Erfahrungen aus der Themengruppe 1 „Christlicher Glaube – Hilfe im Quadrat“ wieder. Anja Jung bezieht sich auf die Themengruppe 3 „Die Zukunft der Arbeit“. Hillard Smid berichtet über die Themengruppe 4 „Armut im Schatten des Wohlstandes“. Ein Podiumsgespräch unter dem Thema „Leben schützen aber wie?“ zur Schwangerschaftskonfliktberatung aus Themengruppe 7 skizziert Sandra Granek. Europäische Fragen der Diakonie werden in Sylvia Ettwigs Bei-

Verleihung des Johann Hinrich Wichern Preises: Präsident Jürgen Gohde, Prof. Theodor Strohm, Direktor Dr. Markus Rückert, Prof. Alfred Jäger (v.l.n.r.)

Foto: Volker Herrmann

trag zu Themengruppe 8 dargestellt. Zum Forum „Die Kultur des Erbarmens und die Struktur des Marktes“ findet sich ein Kommentar von Marion Sauer. Schließlich gibt Markus Bomhard seine Impressionen von Forum 4 „Auf dem Weg zum Diakoniat“ wieder.

Einer der für die Exkursionsgruppe interessanten Höhepunkte war die Verleihung des Johann-Hinrich-Wichern-Preises, von dem etwa die Zeitschrift *Diakonie. Theorien – Erfahrungen – Impulse* (1/1999, S. 37) unter der Überschrift „Johann-Hinrich Wichern-Preis an den Heidelberger Diakoniewissenschaftler Theodor Strohm verliehen“ berichtet:

„Anlässlich des Diakonie-Kirchentages in Wittenberg vom 25. bis 27. September 1998 wurde der Heidelberger Theologe und Direktor des Diakoniewissenschaftlichen Instituts Prof. Dr. Dr. Theodor Strohm mit dem Johann Hinrich Wichern-Preis ausgezeichnet. In seiner Laudatio würdigte Prof. Dr. Alfred Jäger, Bielefeld, die Verdienste Strohms im Bereich der Diakoniewissenschaft und Sozialethik. Immer wieder habe sich Strohm mit großem Engagement kritisch, konstruktiv und solidarisch in die Diskussion um aktuelle diakoniepolitische und so-

zialethische Fragen eingebracht und die Traditionen evangelischer Sozialethik fruchtbar gemacht. Mit dem von der Diakonischen Akademie Deutschland, der Alfred-Jäger-Stiftung sowie fünfzehn diakonischen Großeinrichtungen gestifteten und erstmals verliehenen Preis wird ein wissenschaftliches Werk ausgezeichnet, ‚das sich in der Tradition des Nachdenkens, des Mitdenkens, vor allem jedoch des Vordenkens von Wichern als würdig erweist‘. Strohm hat erklärt, das Preisgeld in Höhe von DM 25.000.- verbunden mit einem entsprechenden Beitrag aus eigenen Mitteln für den Aufbau eines Netzwerkes der Diakoniewissenschaft in Europa, insbesondere in Osteuropa zu stiften.“

Die folgenden Berichte aus der Exkursionsgruppe mögen dazu beitragen, die Öffentlichkeitswirksamkeit des Kirchentages zu fördern, das Bild im Rückblick bunter zu machen und den Kirchentag als wichtigen Teil des Jubiläumsjahres der Diakonie 1998 herauszuheben.

Über die Teilnahme der 25köpfigen Exkursionsgruppe und die vorliegenden Exkursionsberichte hinaus beteiligte sich das Diakoniewissenschaftliche Institut durch die Mitwirkung von Professor

Theodor Strohm, Dr. Renate Zitt und auch dem Lehrbeauftragten und Beiratsmitglied Dr. Dieter Dreisbach maßgeblich am Diakoniekirchentag, so daß im Grunde keine einzige Person des Instituts ohne Aufgabe beim Kirchentag blieb (außer denen, die am parallel tagenden Weltkongress der Diakonie in Lahti/Finnland partizipierten). Der blauweiße Knoten, den wir unter freiem Himmel beim Abschlußgottesdienst auf dem Marktplatz knüpften, begleitete uns nach der großen Jubelfeier wieder nach Hause und rundete unser Bild vom Kirchentag der Diakonie in Wittenberg 1998 symbolisch ab.

Gudrun Stock

### „Christlicher Glaube – Hilfe im Quadrat“

„Nur dem, der etwas dazu zu tun hat, öffnet sich der Sinn.“ Diesen Satz nahm Schwester Erna Carle in der Bibelarbeit über Mt 25,31 ff. sehr ernst und forderte die Anwesenden zweimal zum Kleingruppengespräch auf, in dem der persönliche Umgang mit dem Text in Frage stand und Gelegenheit war, andere ZuhörerInnen näher kennenzulernen. Zu zwei Dritteln füllten Schwestern mit Hauben den Saal; dementsprechend herzlich war das Lachen, als Dr. Wilfried Brandt sich u.a. mit dem Ausspruch, „Ich komme aus einem Mutterhaus, eine Mutter, drei Töchter“ vorstellte und dann in den Vormittag einleitete. So wie für den Theologen Wichern sei für uns die Geschichte Gottes mit den Menschen die „Brunnenstube unserer christlichen Existenz“. Brandts Thesen zur Diakonie fügen sich Schwester E. Carles Aussage in ihrer Bibelarbeit, „als Gott den Menschen schuf“, habe „er sich rettungslos in das Prinzip der Ergänzung verliebt“, an: „Gott tut das Wunder, daß durch uns der Dienst geschieht“, die Diakonie Gottes sei Dienst von Menschen zwischen Menschen. Das Leistungsprofil müsse dem gerecht werden. Mit hermeneutischer Kompetenz sollten die Geschichten von Menschen in der Diakonie und von diakonischem Handeln gehört werden. Diese konkreten Geschichten, in Armutzeugnissen und Zeugnisworten erzählt, forderten zur Identifikation auf und seien Prüfsteine für das Handeln, aber auch für soziale Gesetze.

„Geschichten, die das Leben und die Diakonie schreiben“, lautete die Vorgabe an die sechs Menschen, die im Anschluß aus ihrem Glaubens- und Berufsalltag erzählten. Die Berichte aus den unterschiedlichen Arbeitsfeldern wurden engagiert, informativ und ansprechend vorgetragen. Eine spontane Kollekte für Brasilien und das Unmutsgeraune über die deutschen Behörden, die einem jungen Mann aus Haiti die Ausbildung bei der Diakonie verweigern, zeigten, wie intensiv die ZuschauerInnen Anteil nahmen. Doch die Erzählungen beschränkten sich auf die Herkunftsbeschreibungen. Die Frage,

ob ihr Glaube sie zur Hilfe im Quadrat motiviert, blieb offen. Vielleicht wäre es unter dem Stichwort „Innehalten“ zum Ausdruck gekommen, aber die Schwester und der Pfarrer, die diesen Teil der Veranstaltung durchführten, beschränkten sich auf ein Fürbittgebet.

Ob es neben diesem Innehalten–Müssen Geschichten vom Innehalten–Wollen, ganz persönlich vor Gott oder in fröhlicher Gemeinschaft, gibt, blieb unausgesprochen. Die Frage nach Kraftquellen im Arbeitsalltag – sind es vielleicht nur wenige Wasserlöcher auf langen Wüstenstrecken? – blieb offen. Die Diakonissen im Saal hätten davon sicher Geschichten erzählen können. So hörten sie gute Berichte aus ihrem Berufsalltag, die für sie, öffentlich vorgetragen, sicherlich eine Bestätigung ihres eigenen Handelns darstellten.

Der „Workshop“ am frühen Nachmittag war „zum Mitmachen“ viel zu kurz. Eine gute Einführung in das Thema ‚Leitbild‘ gab eine fiktive Dienstbesprechung, vorgetragen von Schwesternschülerinnen, die nahezu alle Argumente für eine Erarbeitung und Fragen nach dem Nutzen für die Praxis gesammelt hatten. Den vorgetragenen Leitbildthesen der Oldenburger Schwestern fehlten dann die entsprechenden Geschichten aus dem Arbeitsalltag. Doch für Rückfragen reichte die Zeit nicht.

Zur Podiumsdiskussion gab es zu meiner Überraschung Thesen der Themengruppe 1, die eine Vorbereitungsgruppe der diakonischen Gemeinschaften aufgestellt hatte. Damit hatte das Podium drei Vorgaben:

1. die abstrakten Thesen („Kirche ist Diakonie und Diakonie ist Kirche“) abstimmungsfähig zu diskutieren
2. die Aktualität Wicherns als Quelle für unser Tun zu erörtern und
3. ein Versöhnungsgespräch zu führen.

Frau Dr. Renate Zitt warb mit Wicherns Konzept der dreifachen Gestalt von Diakonie für eine versöhnliche Beibehaltung der Teilung von Gaben und Aufgaben. Bischof W. Huber hingegen strich in einem ersten Redegang die Gegensätze Diakonie–Kirche und Diakonie–Mission heraus. Pfr. Braune und Pfr. Lorenz, Leiter großer diakonischer Einrichtungen in Berlin (Ost), erzählten die Geschichten von den Menschen, die entsprechende Dienste für Menschen tun, mit Gott bisher aber keine eigene Geschichte haben. Unverwechselbar müßten Christen sein, fordert Pfr. Braune und empfiehlt gleichzeitig, die ‚Schuhe einmal mit denen zu tauschen‘, die sich langsam auf die Gemeinde zubewegen, um zu verstehen, auf welchem Weg sie gekommen sind. Auf Druck des Publikums wurde diese Diskussion entlang der Thesen aufgegeben, die Zeit reichte ohnehin nicht. Ein echtes Gespräch kam nicht in Gang. Bischof Huber modifizierte seinen Beitrag noch einmal, fand aber keinen geeigneten Anschluß an die „Praktiker“. Pfr. Lorenz forderte die Versöhnung der Theologie mit der Diakonie und ließ kei-

nen Zweifel, daß es nach seiner Meinung die Theologie ist, die noch nicht im täglichen Dienst der Menschen im Sinne Gottes angekommen sei.

„Nur derjenigen, die etwas dazu zu tun hat, öffnet sich der Sinn“, deshalb gibt seine Forderung mir als Studentin am DWI einiges zu denken.

Anja Jung

### „Die Zukunft der Arbeit“

„Kein anderes Thema beschäftigt die Menschen nach dem Ende des kalten Krieges mehr als die Sorge um den Arbeitsplatz. Was nur eine Minderheit als Chance begreift, ist für die meisten Beschäftigten eine Bedrohung und für immer mehr Menschen bittere Realität. Das Jobkarussell dreht sich rasant: die industriell geprägte Welt der Arbeiter und Angestellten löst sich auf, und Leih-, Teil- und Zeitarbeit werden in Zukunft immer selbstverständlicher.“ So hieß es im Programmheft zum Kirchentag in der Ausschreibung zu diesem Themenbereich.

Da es gerade für mich als angehende Pfarrerin auch nicht besonders rosig aussieht, was die Berufsaussichten anbelangt, erwuchs mein Interesse an dieser Arbeitsgruppe sozusagen aus einer existentiellen Betroffenheit heraus.

Ob die Arbeitsgruppe nur wegen der ungünstigen Lage – das Mitteldeutsche Landestheater liegt etwas außerhalb des Zentrums – oder wegen doch eher verhaltenem Interesse an dem hochbrisanten Thema relativ schlecht besucht war, blieb unklar. Mit der Bibelarbeit wurde zunächst eine meditative Zugangsweise zu dem Thema versucht. In einer anschließenden Podiumsdiskussion sollte konkret die besondere Situation von Frauen auf dem Arbeitsmarkt näher in den Blick genommen werden. Am Nachmittag wurden dann unter der Überschrift „Zukunft der Arbeit – Herausforderung an Kirche und Gesellschaft“ drei Initiativen vorgestellt.

Wolfgang Hoffmann, Dozent an der Diakonischen Akademie in Deutschland, der die Bibelarbeit von Pfarrer Friedrich Schorlemmer als das Highlight des Tages ankündigte, sollte Recht behalten. Die Bibelarbeit über Prediger 3,10-13.19-22 und die Meditation zu „Vier ernste Gesänge“ von Johannes Brahms waren m. E. der Höhepunkt des Tages, für mich sogar des ganzen Kirchentages überhaupt.

Thematisch war die Bibelarbeit in drei Themen untergliedert: Arbeit – Tod – Liebe. Nach dem Gesang folgte jeweils ein Text von Marx, Brecht, Büchner oder Wichern, anschließende eine kurze Meditation dazu von Pfarrer Schorlemmer. Ich fand das Arrangement, die Auswahl und die Abfolge der „ernsten Gesänge“, die Texte und die Auslegung in der sehr poetischen, kraftvollen Sprache von Schorlemmer besonders gelungen. Hier zwei Zitate von

Schorlemmer: „Wisse gelöst, daß du loslassen mußt. Nur wer seine Vergänglichkeit erkannt hat, kann auch wirkliches Glück erfahren.“ „Freue dich an dem, was du hast schaffen können. Lebe in deiner Zeit und werde ganz in deiner Zeit.“

All dies zusammen hat sich zu einem sehr harmonischen Ganzen gefügt. Viele BesucherInnen waren sicher extra wegen Schorlemmer gekommen, so daß es nicht verwunderlich war, daß viele nach der Bibelarbeit das Theater wieder verließen.

In der Podiumsdiskussion brachten zwei Frauen aus Ostdeutschland, eine Ingenieurin und eine in der Politik tätige Mathematikerin sowie zwei Frauen aus dem Westen, eine Senatorin sowie eine Kirchenrätin, ihre Thesen zum Thema „Beruf – Familie – Identität: Frauen aus Ost und West“ vor. Für mich war gerade diese Frauenthematik sehr spannend. In diesem Zusammenhang wurde auch die Armutproblematik, die besonders hart eben Frauen und Kinder trifft, thematisiert. Aus dem Publikum gab es während der Diskussion aber auch einige Stimmen, die diese Problematik weniger interessant für das Thema fanden. Sie waren eher an den Fragen interessiert, wie es generell mit der Zukunft der Arbeit aussieht und welche Rolle dabei Kirche und Diakonie spielen, um Arbeitsförderungsmaßnahmen auf den Weg zu bringen.

Am Nachmittag wollte man sich dieser Fragestellung widmen, indem man drei Projekte vorstellte:

1. Die Bitterfeld-Wolfener Fraueninitiative: Als Antwort auf die hohe Arbeitslosigkeit und die damit verbundenen sozialen Probleme wurde sie 1993 gegründet und kümmert sich vor allem um langzeitarbeitslose Frauen und um alleinstehende, behinderte und ältere Arbeitnehmerinnen.
2. Ein Projekt aus dem großen, neu entstandenen Feld der Tauschbörsen.
3. Die „Ladenpassage“ in Hamburg: Das Projekt soll ca. 20 Langzeitarbeitslosen eine Stelle bieten.

Dieses Programm fand ich durchaus ansprechend, ich habe mich aber doch entschlossen, nicht mehr daran teilzunehmen, da ich mich noch auf dem Markt der Möglichkeiten umsehen wollte.

Wegen der kurzen Dauer des Kirchentages war ja nur an diesem Nachmittag Gelegenheit dazu.

Hillard Smid

### „Armut im Schatten des Wohlstandes“

Unter welchem schwerem Beschuß das in der Schloßkirche verhandelte Thema ‚Armut‘ steht, davon konnte sich jede/r kürzlich selbst einen Eindruck verschaffen, als die ehem. Bundesfamilienministerin Claudia Nolte alarmierende Nachrichten einer Jugendstudie über Kinder- und Jugendarmut aus ihrem eigenen Hause dahingehend abschwächte, daß sie behauptete, es gebe in Deutschland keine

Armut. Daß Armut natürlich immer ein relativer Begriff ist, wurde auch auf dem Forum an verschiedenen Stellen deutlich. Mag die soziale Situation in Deutschland auch noch lange nicht einen Problemgrad wie etwa in den USA erreicht haben, so geht es doch immer auch darum, Schlimmeres zu verhindern. Leider kamen selber Betroffene eigentlich gar nicht zu Wort. Um so dringlicher empfand man den Appell Prof. Harald Ihmigs, die Armen selbst als Subjekte zu begreifen. Ihmig, Professor an der Evang. Fachhochschule für Sozialpädagogik der Diakonenanstalt des Rauhen Hauses in Hamburg, hielt zu Beginn des Tages eine Bibelarbeit zu Mt 11,2-6. Armen das Evangelium zu predigen müsse mehr bedeuten als Reparieren des Nötigsten; es gehe um die Entwicklung weiterreichender Visionen, wie sie hier in den Worten Jesu entfaltet werde, letztlich um die Ankündigung des Reiches Gottes.

In einigen Anspielen wurde das Thema konkreter ausgebreitet. Szenisch gesetzte Texte aus Ödön von Horváths „Kasimir und Karoline“, von Franz Xaver Kroetz, Bertolt Brecht, Hans Fallada sowie aus dem Märchen „Der Sterntaler“ illustrierten verschiedene Problemlagen.

Diesen Einstimmungen folgte am späten Vormittag das engagierte Hauptreferat der Themengruppe über „Armut als Bedrohung einer menschenwürdigen Zukunft“, das von Prof. Dr. Walter Hanesch von der Fachhochschule Darmstadt vorgetragen wurde. Hanesch war Wissenschaftlicher Projektleiter eines Forschungsprojektes des DGB und des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes zum Thema „Armut in Deutschland“, das Anfang 1994 einen Armutsbericht herausgegeben hatte. Zunächst schilderte der Referent die allgemeinen Bedingungen von Armut im Wohlstandsland Bundesrepublik. Armut bedeutet hier in erster Linie Unterausstattung und ist oft das Ergebnis der Kumulation mehrerer Unterversorgungslagen. Hauptrisikofaktoren sind Lebensalter, Bildung, Herkunft, Geschlecht und Anzahl der Kinder. Zur Definition von Armut werden im wesentlichen zwei Bemessungsgrenzen benutzt: Demnach gilt als arm, wer entweder über ein Einkommen unter dem Niveau der Hilfe zum Lebensunterhalt nach BSHG verfügt, oder aber, wessen Einkommen weniger als 50% des durchschnittlichen Haushaltsnettoeinkommens beträgt.

Die Armut, die durch den Sozialhilfebezug erkennbar wird, hat in den letzten Jahren erschreckend zugenommen. Ende 1997 bezogen fast 3,5 Mio. Menschen Hilfe zum Lebensunterhalt. Frauen, Alleinerziehende, ausländische MitbürgerInnen sowie Menschen mit geringem oder fehlendem Bildungsabschluß sind besonders häufig betroffen. Die Zahl Sozialhilfe empfangender Kinder und Jugendlicher bis 16 Jahre liegt fast doppelt so hoch wie bei Erwachsenen. Hinzu kommt in Deutschland ein deutliches Ost-West-Gefälle. Kommen mehrere Faktoren zusammen, ist das Risiko der Verarmung

besonders hoch. Ein weiteres Problem bildet die verdeckte Armut; viele Menschen nehmen ihren Anspruch auf Sozialhilfe gar nicht wahr, oft entweder aus Unkenntnis oder aus Scham.

Ein wesentlich erschwerendes Dilemma bedeutet der Zeitfaktor. Je länger sich jemand in einer Risikosituation befindet, desto mehr wächst das Risiko seiner Verarmung. Das gilt insbesondere für Langzeitarbeitslose. Längsschnittuntersuchungen geben Aufschluß über die Dauer von Armut: die meisten Menschen befinden sich in Kurzzeitarbeit (1-2 Jahre); die Langzeitarbeit (> 2 Jahre) nimmt jedoch ebenfalls deutlich zu. Dabei stellt sich heraus, daß diejenigen, die schon einmal arm waren, besonders schnell wieder betroffen sind. Neue Krisen erzeugen neue Armut.

Eine weitere wichtige Komponente bei der Betrachtung von Armut bildet ihr subjektives Erleben durch die Betroffenen; dieses fällt sehr verschieden aus. Handelt es sich lediglich um eine Armutsphase innerhalb einer Biographie, wird diese zumeist als weniger belastend empfunden, ebenso wenn es sich um eine absehbar begrenzte Phase handelt, etwa beim Übergang zur Rente oder nach einer Scheidung. Auch Vorerfahrungen und künftige Erwartungen spielen bei der subjektiven Bewertung eigener Armut eine erhebliche Rolle.

Bei der Behandlung der Frage nach den Ursachen wandte sich der Referent vehement gegen die Behauptung konservativer Herkunft, Armut sei nicht Ergebnis struktureller Risiken, sondern vor allem Ausdruck individuellen Fehlverhaltens, also persönliches Versagen; überdies sei das soziale System in der Bundesrepublik schuld an der Armutskrise, weil es zu wenig Anreize für das selbständige Tätigwerden biete. Jeder, der wolle, fände auch Arbeit, jeder könne sich selbst aus seiner Misere herausziehen. Doch die damit einhergehende permanente Unterstellung, das soziale System in Deutschland werde mißbraucht, wird zumeist nicht belegt. Demgegenüber gilt es nach Hanesch festzuhalten, daß viele Arme bereits zu einem „harten Kern“ gehören, die trotz verschiedenster Anstrengungen überhaupt keine Chance mehr haben, aus dieser Lebenslage herauszukommen.

Prof. Hanesch benannte vier Hauptursachen für die neue Armut in Deutschland, die v.a. als Folge des rapide beschleunigten ökonomischen Wachstums anzusehen sind:

1. den anhaltenden *Strukturwandel in der Arbeitswelt*: es gibt immer weniger Vollbeschäftigte in typischen Arbeitsverhältnissen; demgegenüber nehmen nicht sozialversicherte Beschäftigungsverhältnisse (620-DM-Jobs, Scheinselbständigkeit etc.) rapide zu.

2. das zunehmende *Ungleichgewicht in der Einkommensverteilung*: es ist eine zunehmend ungleiche Verteilung zugunsten der SpitzenverdienerInnen festzustellen. Demgegenüber bleiben die unteren Einkommen relativ zurück. Ausdifferenzierung

gen der Lohnstrukturen nach unten lassen dieses Problem noch an Schärfe gewinnen.

3. *neue Lebensformen*, die nicht gegen Lebensrisiken abgesichert sind; war früher eine Versorgung der Ehefrauen fast immer durch den Ehemann gewährleistet, ist heute aufgrund der gewandelten Lebenssituation beispielsweise eine eigene umfassende Absicherung von Frauen notwendig.

4. *Strukturmängel im Sozialen Sicherungssystem*: dessen Versicherungsprinzip ist immer noch an die Erwerbstätigkeit gebunden: nur mit guter Arbeit und ohne Lücken in der Erwerbsbiographie ist ein wirksamer Schutz erhältlich. Im Zusammenwirken mit Punkt 1 ergeben sich neue Risiken und Risikogruppen. Das bestehende System des Familienlastenausgleichs ist unzureichend und müßte in Richtung eines bedarfsgerechten Kinderlastenausgleichs umstrukturiert werden.

Der Referent ging anschließend auf die besonderen Herausforderungen der Sozialen Sicherung durch die europäische Einigung ein. Der wegen der Maastricht-Kriterien notwendigen finanzpolitischen Konsolidierung des Bundes stehe eine immer stärkere Belastung der Gemeinden als finanziellen Ausfallbürgen v.a. im sozialen Bereich gegenüber. Diese sähen sich dadurch gezwungen, ebenfalls Kürzungen vorzunehmen, was auf Dauer sicher höhere Kosten produziere.

Ansätze zur Armutsbekämpfung sah Hanesch vor allem auf zwei Ebenen, der Bundes- und der kommunalen Ebene. Hauptziel auf *Bundesebene* müsse die Bekämpfung der Massenarbeitslosigkeit sein. Aber auch legislative Maßnahmen seien notwendig: durch Rechtsregulierung ließen sich etwa sozial ungeschützte Arbeitsformen verhindern. Es müsse ernst gemacht werden mit der Verwirklichung eines sozialen Grundrechts auf Arbeit. Arbeitszeitverkürzungen, tarifliche Mindestlöhne, Verhinderung der Ausdifferenzierung von Löhnen nach unten, ein sozial gestaffelter Lohnausgleich und eine qualitativ ausgerichtete Beschäftigungspolitik nannte Hanesch als weitere Maßnahmen. Dem „Zweiten Arbeitsmarkt“ als Sektor sozialer Ökonomie komme dabei besondere Bedeutung zu. Neben ein grundgesetzlich zu verankerndes Recht auf ein Existenzminimum müsse eine bedarfsorientierte soziale Grundsicherung treten. Angesichts knapper Kassen müßten alles in allem pragmatische Lösungen gefunden werden. In jedem Fall plädierte der Referent für die grundsätzliche Weiterführung des bestehenden Systems. Den *Kommunen* als der anderen Ebene der Armutsbekämpfung komme – neben der Sicherung der Sozialhilfe – Verantwortung hauptsächlich auf dem Gebiet des Wohnungsbaus sowie der Gemeinwesenarbeit zu. Daneben müßten Erziehungs-, Betreuungs- und Beratungsangebote gemacht bzw. erhalten werden.

Am Schluß seines Referats ging Hanesch auf grundsätzlichere gesellschaftspolitische Fragen der Armutsbekämpfung ein. Hier machte er vor allem

den Sozialstaatsgedanken stark und plädierte für eine Gleichstellung des Schutzes der Schwächeren mit dem Erhalt der Funktionsfähigkeit der Wirtschaft. Sicherlich gebe es einen unauflösbaren Interessenkonflikt zwischen Effizienz und Gerechtigkeit. Doch die Behauptungen neoliberaler Hardliner, Ungleichheit sei ökonomisch notwendig, die Zunahme der Armut erhöhe ökonomische Effizienz, der trickle-down-Effekt sorge gleichsam von selbst für eine Durchdringung aller gesellschaftlichen Schichten mit ökonomischem Wachstum, ungleiche Verteilung sei erst dann schlecht, wenn die politische Stabilität dadurch verlorengehe, diese Behauptungen stünden im Widerspruch zum Sozialstaatsprinzip nach Art. 20 GG; von hier aus ergebe sich die Forderung nach humanen Lebensbedingungen für *alle*. Bisher hielte die sozialstaatliche Verfassung unseres Landes die Not in Grenzen. Seit 1990 habe sich jedoch in diesem Bereich vieles verändert. Die Bereitschaft zu gerechter Verteilung sinke. Armut erzeuge aber auch eine negative Einstellung zum Staat, wie die Landtagswahlen in Sachsen-Anhalt im Frühjahr dieses Jahres deutlich gezeigt hätten. Das könne aber eine Erosion des sozialen Friedens und der Demokratie bedeuten. Viele hofften einfach auf Verschonung. Dabei seien möglicherweise schon morgen Gruppen bedroht, die sich heute noch gar nicht für Absteiger halten. Jeder rechne mit dem eigenen Durchkommen und schiebe die Schuld für das Versagen anderer auf dessen Lebensumstände. Auf der anderen Seite gerieten Arme zunehmend auf die Schattenseite der Gesellschaft, da sie keine Lobby hätten; sie seien eine in sich so heterogene Gruppe, daß eine mangelnde Organisiertheit der Betroffenen die Folge wäre. Bei Nicht-Betroffenen sei weitreichende Unkenntnis und Desinteresse festzustellen. Hier plädierte Hanesch für neue sozialpolitische Foren, etwa nationale Armutskonferenzen sowie die regelmäßige Erstellung umfassender Armutsstudien. Ganz grundsätzlich müsse ein Bewußtsein für die Probleme geschaffen werden, das es wage, den Dingen ins Auge zu sehen. Hier sah Hanesch auch für Kirche und Diakonie vorrangige Wirkungsfelder. Dann hätten der Sozialstaat BRD und humane Lebensbedingungen in ihm auch zukünftig eine Chance.

Am Nachmittag wurden verschiedene Gesprächsgruppen zum Thema angeboten. Mich interessierte – schon vom Titel her – ein Arbeitskreis zum Thema „Neuverteilung von Reichtum – ohne Revolution?“ mit Pfr. Christoph Flämig, Abteilungsleiter beim Diakonischen Werk der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens in Radebeul. Dieser stellte sich bei der Begrüßung der etwa 15 TeilnehmerInnen als „gelernter DDR-Bürger“ vor, der „Revolution“ schon von seiner Sozialisation her als eine gewohnte Vokabel aus seinem Wortschatz zu streichen nicht bereit sei. In einer Art „Brainstorming“ ging es zunächst um die Frage, in welcher Form sich die Teil-

nehmerInnen eine Umverteilung der Güter von oben nach unten überhaupt vorstellen können. Dazu bat er die Anwesenden, den eigenen Standpunkt zwischen einem Messer (Gewalt) und einer Kerze (Verständnis, Vereinbarung, Vernunft) zu lokalisieren. Es stellte sich heraus, daß die meisten zwar persönlich sich lieber bei der Kerze verorten würden, den Weg der Gewalt aber als fast unabdinglich ansahen, wenn sich in diesem Land aufgrund fehlender friedlicher Vereinbarungen und Teilungsbereitschaft nichts ändern ließe. Ein Teilnehmer faßte das in der Formel „Wichern *und* Marx“ zusammen. Man schloß sich der kürzlich von Gregor Gysi erhobenen Mahnung an, statt über die Armut über den Reichtum in der Bundesrepublik zu reden. Die Aufgabe der Kirche bestehe darin, ein Wächteramt hinsichtlich der sozialen Nöte auszuüben und anderen zu helfen, die eigene Wahrnehmungsfähigkeit hinsichtlich solcher Probleme zu steigern. Christliche Aggressivität könne dabei als kreativer Impuls genutzt werden. Es gelte, die Not der Menschen von den Dächern zu schreien. In Richtung der UnternehmerInnen wie der ArbeitsplatzbesitzerInnen ging der Appell, Verantwortung zu übernehmen. Das könne unter Umständen auch heißen, ein Stück der eigenen Freiheit und Möglichkeiten zugunsten anderer abzugeben. Leider war die Zeit viel zu kurz, um eingehender auf die brennenden Probleme einzugehen. Betroffen machten auch die vielen persönlichen Berichte insbesondere von Ostdeutschen über konkret erlebte oder erlittene Not.

In der etwa einstündigen Abschlußdiskussion stellten sich Dr. Gerlinde Kuppe, Ministerin für Arbeit, Frauen, Gesundheit und Soziales des Landes Sachsen-Anhalt aus Magdeburg, sowie Oberkirchenrat Jochen Bohl, Direktor des Diakonischen Werks der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens, den Fragen von Dr. Dieter Dreisbach, Direktor des Berufsbildungswerks der Johannes-Anstalten in Mosbach und Dozent am DWI.

Frau Dr. Kuppe hob aus der Sicht des Staates die Vorreiterrolle der Diakonie hervor. Der Bericht über die Lebenslagen im Osten Deutschlands vom Diakonischen Werk und der Caritas würden beispielsweise als Grundlage für Förderprogramme in Sachsen-Anhalt herangezogen. Die Rolle der Politik sah sie vor allem – wie schon Hanesch – in der Umstrukturierung des Sozialen Sicherungssystems, in dem alle BürgerInnen im Sinne einer Grundsicherung integriert werden müßten. Das Solidaritätsprinzip dürfe nicht noch weiter ausgehöhlt werden.

Oberkirchenrat Bohl plädierte ebenfalls dafür, die Grundlage der Sozialversicherung zu verbreitern. Er nannte als Modell das Rentenversicherungssystem der Schweiz; dort müsse jede/r Beiträge zahlen; dabei zahlten Reiche zwar durchaus mehr, als sie am Ende wieder herausbekämen, aber eben *das* sei Umverteilung. Der Ansatz aller Armutsbekämpfung müsse bei der Arbeitslosigkeitsbekämpfung

liegen. Arbeit habe einen sehr hohen Wert an sich für den Menschen; schon als Druckmittel gegen die Zunahme von Arbeitslosigkeit bzw. die Gleichgültigkeit gegenüber Langzeitarbeitslosigkeit müsse die Anknüpfung der Sozialversicherungssysteme an der Arbeit erhalten bleiben. Konkret müßten Beratungs- und Informationsangebote für Betroffene erheblich ausgebaut werden.

Direktor Dr. Dreisbach plädierte für neue Modelle auf dem Arbeitsmarkt und fragte nach der Möglichkeit der Koexistenz mehrerer Sozialleistungssysteme. Er nannte die gegenwärtige Solidargemeinschaft in der Bundesrepublik insgesamt eine „müde Gemeinschaft“. Alle waren sich einig: es geht nicht ohne Hoch- und Wertschätzung der Arbeit. Die Gesellschaft muß alle Kraft daran setzen, möglichst vielen Menschen ein Leben mit Arbeit zu ermöglichen. *Arbeit* muß finanziert werden, nicht Alimentierung. Eine Möglichkeit dafür könnten Lohnkostenzuschüsse oder Kombilöhne bilden.

Die Rolle von Kirche und Diakonie sahen alle DiskussionsteilnehmerInnen in der Aufklärung der Menschen, in der Skandalisierung von Armut sowie in der Stärkung der Solidarität der Habenden mit den Nicht-Habenden.

Sabine Granek

### **„Leben schützen, aber wie? Mitschuld – Unschuld – Verantwortung: Schwangerschaftskonfliktberatung“**

Daß eine solche Veranstaltung zum Thema Schwangerschaftskonfliktberatung auf dem Diakoniekirchentag nicht fehlen durfte, liegt auf der Hand. Immer wieder neu wird in den Medien über dieses Thema berichtet und es scheint, als würde die Diskussion darüber nie abbrechen. Die Kirche, selbst Träger vieler Beratungsstellen, ist dabei gefordert, eine eigene Stellung in dieser Auseinandersetzung zu beziehen und ihre Arbeit in diesem Bereich zu begründen.

Darum ging es auch in diesem Podiumsgespräch. Sehr gut war, daß man sich nicht nur auf Informations- und Faktenweitergabe beschränkt hat, sondern den Konflikt durch Erfahrungsberichte einiger Beraterinnen anschaulicher machte. Man war bemüht, das sensible Thema zum einen an die Zuhörerinnen und den einen anwesenden Zuhörer heranzutragen und ein Gespür für die Situation der betroffenen Frauen zu wecken, und zum anderen einen wirklichen Erfahrungsaustausch zwischen den Vertreterinnen der einzelnen Einrichtungen herzustellen.

Das Podium bestand aus sechs Frauen, die alle in verschiedenen Bereichen arbeiten: Beraterinnen ev. Schwangerschaftskonfliktberatungsstellen in Ost- und Westdeutschland, eine Beraterin von Pro

Familia, Frauenbeauftragte aus Politik und Kirche und eine Referentin des Diakonischen Werkes des EKD.

Da Beraterinnen aus Ost- und Westdeutschland teilnahmen, konnten leicht Unterschiede in der Beratungspraxis zwischen Ost und West festgestellt werden. Während im Westen die Frauen, die eine Beratung in Anspruch nehmen, zwischen zwanzig und dreißig Jahren alt sind, liegt das Alter der Frauen im Osten etwas höher, nämlich zwischen fünf- und zwanzig und fünfunddreißig. Aber Differenzen bestehen nicht nur in statistischer Hinsicht. Vor der Wende war die Situation im Osten von der Gesetzgebung her eine ganz andere. Daß es weniger gesetzliche Einschränkungen gab, heißt aber nicht, daß es deshalb einfacher war abzutreiben, wie das oft auf westdeutscher Seite vermutet wird. Die äußeren Umstände waren wesentlich schwieriger. So mußte die Frau z.B. für eine Abtreibung drei bis fünf Tage ins Krankenhaus. Ein ambulanter Abbruch ohne Vollnarkose war nicht möglich. Auf diese Weise wurde ein solcher Eingriff erschwert, und die Frauen konnten eine Abtreibung kaum geheim halten, da sie mehrere Tage nicht ihrer Arbeit nachgehen konnten. Die Akzeptanz für Abtreibungen in der Gesellschaft war ähnlich gering wie im Westen. Viele Ärzte, so die Erfahrung einiger ostdeutscher Frauen, machten deutlich, daß sie zwar eine Abtreibung durchführten, eine solche Entscheidung der Frau aber für unmoralisch hielten. Statt Beratung wurden ihnen eher Vorwürfe entgegengebracht. Die Frauen fühlten sich dadurch oft „geächtet“.

Feministinnen in Westdeutschland seien laut der Beraterin von Pro Familia von den Ostdeutschen Beraterinnen nach der Wende sehr enttäuscht gewesen. Man ging davon aus, daß diese mit ihnen zusammen weiter gegen die Beratungspflicht kämpfen und dieses Anliegen der Westfeministinnen mittragen würden. Das war allerdings nicht der Fall. Die Beraterinnen aus dem Osten erklärten das damit, daß sie zu Zeiten der DDR gar nicht so bewußt gegen eine Beratungspflicht eingestellt waren. Es sei vielmehr so gewesen, daß man gewohnt war, das hinzunehmen, was einem vorgegeben wurde. Und gerade diese Haltung habe man nach der Wende beibehalten. Man könne also nicht davon reden, daß die Ostfeministinnen nach der Wende zuvor erkämpfte Ziele wieder preisgegeben hätten. Die Fähigkeit, sich gegen gesetzliche Vorgaben wehren zu können, mußte von den Ostfrauen nach der Wende erst erkannt und umgesetzt werden. Von daher habe man anfangs der Beratungspflicht zugestimmt, sehe das jetzt aber anders. Inzwischen ist man sich auf Beratungsseite sowohl im Westen als auch im Osten darüber einig, daß „Pflicht“ und Beratung im Widerspruch stehen und die Beratungsarbeit wesentlich erleichtert werden könnte, wenn die betroffenen Frauen von dieser Pflicht entbunden wären. Dabei geht man nicht

davon aus, daß es zu einem Rückgang der Inanspruchnahme solcher Gespräche kommen würde.

Die Schwangerschaftskonfliktberatung sollte weniger als ein Zwang betrachtet werden, der in einer solchen Situation eher hinderlich ist. Vielmehr käme es darauf an, für die Frauen einen Ort zu schaffen, an dem sie ihren Konflikt klären können, und zwar einen neutralen Ort, an dem sie weder durch Familie noch durch Freunde gebunden sind. An solch einem neutralen Ort sollen sie sich aussprechen können und herausfinden, was für sie der bessere Weg ist. Dabei ist es wichtig, nicht in eine gewisse Richtung zu beraten, sondern die Frau mit ihrem Problem im Mittelpunkt des Gespräches zu sehen.

Auf diese Weise erfolgt Beratung also auch ganz unabhängig von der Institution, in deren Trägerschaft sie stattfindet. Vom Gesetzgeber gibt es klare Richtlinien für ein solches Gespräch, so daß davon ausgegangen werden kann, daß ideologische Überzeugungen herausgehalten werden. Natürlich darf in einer christlichen Beratungsstelle auch über den Glauben gesprochen werden, aber eben nur, wenn die Frau dies ausdrücklich wünscht. Es werden keine moralischen Werte aufgenötigt, die den Freiraum der Frau wieder zunichte machen würden. Die eigene Meinung oder vielleicht sogar auch mal ein persönlicher Konflikt der Beraterin darf ebensowenig Einfluß auf das Gespräch haben, wobei solche Konflikte natürlich auch nicht zu leugnen sind.

Es wurde auch die christliche Sichtweise zur Schwangerschaftsabbruch beleuchtet, wobei sehr schnell klar war, daß es *die* Sichtweise nicht gibt. Eine Theologin aus einer evangelischen Beratungsstelle erklärte, daß die Bibel zum Thema Abtreibung keine Aussagen macht. Da im Hellenismus z.B. akzeptiert wurde, daß Kinder getötet oder ausgesetzt wurden, und die Bibel nicht negativ dazu Stellung nimmt, könne man davon ausgehen, daß das frühe Christentum dies zumindest stillschweigend hingenommen hat. Bei dieser Argumentation wurde aber auch schnell klar, daß es nicht nur darum gehen kann, in der Bibel einzelne Aussagen zu diesem Thema zu suchen. Vielmehr ist der ganze Kanon gefragt; und der ist, wie man ja weiß, alles andere als eindeutig. Wo das Leben des Kindes und das Leben der Frau gegeneinander stehen, kann eben keine pauschal ethisch eindeutige Position vertreten werden, auch nicht aus biblischer Sicht. Es kommt darauf an, jeden einzelnen Fall gesondert zu betrachten. Daß der biblische Begriff der „Schuld“ hier problematisch ist, leuchtet ein, auch wenn er der Sache nach nicht immer ganz falsch sein muß.

An dieser Stelle ist noch zu erwähnen, daß Präses Manfred Kock, Ratsvorsitzender der EKD, sich klar für die evangelischen Beratungsstellen ausgesprochen hat, nachdem durch den Papstbrief die

Frage nach christlicher Beratung stark in Frage gestellt worden war.

Auf die Frage, welche Art von Beratungsstellen am häufigsten aufgesucht werden, antworteten die Frauen, daß die Verteilung relativ ausgewogen sei. Außerdem sei es meistens so, daß nicht die betroffenen Frauen sich selbst eine bestimmte Beratungsstelle aussuchten, sondern daß der jeweilige Arzt sie zu einer bestimmten Einrichtung schicke. Rückmeldungen über die Entscheidungen, die möglicherweise aus so einem Gespräch resultieren, erhalten die Beraterinnen nicht; höchstens wenn sie von Ärzten Informationen erhalten, über die sie selbstverständlich die Schweigepflicht wahren, oder wenn sie eine der Frauen mal zufällig auf der Straße treffen. Deshalb gibt es keine statistischen Erhebungen über die Ergebnisse der Beratungsgespräche. Allerdings schätzt die Beraterin von Pro Familia, daß etwa 90% der Frauen ihre Entscheidung schon vor dem Gespräch getroffen haben, es sich also wirklich nur noch um eine sog. Pflichtberatung handelt. Die restlichen 10% der Frauen befinden sich auch zur Zeit des Gespräches noch in einem Konflikt, der eine Entscheidung erschwert. In diesem Fall spricht man dann von Konfliktberatung. Diesen Frauen sollen die Möglichkeiten auf finanzieller und sozialer Ebene aufgezeigt werden, die sie hätten, wenn sie das Kind bekämen. Wenn es zu einer Entscheidung für das Kind kommt, verstehen sich die Beraterinnen als Wegbegleiter und Wegweiser durch den Ämterdschungel. Das nennt man dann Schwangerenberatung.

Einen bedeutenden Unterschied zwischen den evangelischen Beratungsstellen und denen von Pro Familia gibt es allerdings doch. Bei Pro Familia können auch die Abtreibungen durchgeführt werden. Das erleichtert den Prozeß natürlich für die betroffenen Frauen. Sie wissen, daß sie in dieser Einrichtung mit ihrer Entscheidung akzeptiert werden, sie müssen sich nicht erst einen Arzt suchen und sie kennen die Personen, die sie während des Eingriffs betreuen, bereits von ihrem ersten Besuch in der Einrichtung zum Beratungsgespräch. Pro Familia fordert auch von diakonischen Einrichtungen die Durchführung von Abtreibungen. Immerhin könne man nicht nur bezüglich der Beratung hinter einer Entscheidung zur Abtreibung stehen, man müsse auch die praktischen Konsequenzen tragen. Wenn auch die Frauen aus ev. Einrichtungen auf dem Podium diese Meinung teilten, so scheint eine solche Konsequenz für die ev. Institutionen allgemein doch ein noch nicht nachvollziehbarer Schritt zu sein. Beratung ja – Abtreibung nein. Da wird ein Widerspruch deutlich, zu dessen Beseitigung – meines Erachtens berechtigt – aufgefördert wird.

Alle an dem Gespräch Beteiligten waren sich einig, daß die Probleme der Frauen in einem Schwangerschaftskonflikt geringer wären, wenn mehr gesellschaftliche Akzeptanz oder zumindest mehr Verständnis statt Verurteilung vorhanden

wäre. Zum anderen sollte das Problem nicht einfach an diese Frauen abgegeben werden. Sie sollten nicht das Gefühl haben, mit diesem Konflikt allein gelassen zu sein. Hier sind z.B. auch die Väter der Kinder gefragt und in die Pflicht zu nehmen. Aber auch wir als Gesellschaft sind gefordert. Wir sollten erkennen, daß Einfühlungsvermögen hier eher angebracht ist als pauschale Urteile und Stellungnahmen. Die Frage – Abtreibung ja oder nein – entscheidet sich nicht an der Bibel, am Gesetz oder am Papst. Sie entscheidet sich am konkreten Menschen, an der Frau, die betroffen ist.

Sylvia Ettwig

### „Europa ist mehr ... Mut zur gemeinsamen Erfahrung“

#### *Diakonie in Europa: Einblicke*

Diakonie in Europa hat ganz unterschiedliche Gesichter. Das war die Botschaft, die *Wanda Falk*, Diakonie-Beauftragte der Evangelisch-Augsburgischen Kirche in Polen (Warschau), *Vivi-Ann Grönquist*, ehemalige Direktorin der Diakoniestiftung Samariterhemmet in Uppsala (Schweden) und der Franzose *Philippe Eber*, Rektor des Diakonissenhauses in Ingwiller (Elsaß), die Teilnehmer des Podiums „Europa ist mehr...“, vermittelten. So sehr sie alle auch in ihrem jeweiligen Verständnis von Diakonie verwurzelt sind, stehen sie doch auch in einer gewissen Distanz zu den Dingen. Dies ermöglicht ihnen grundsätzlich eine kritische Betrachtung und bot im Rahmen des Kirchentages Ansatzpunkte für Fragen aus der Zuhörerschaft.

Im anschließenden *Gespräch im Plenum* machte *Axel Führ* deutlich, daß das Ziel die Herstellung der Kompatibilität des Dritten Sektors in den einzelnen Mitgliedstaaten sein müsse. In diesem Zusammenhang kam die Sprache auch auf das Subsidiaritätsprinzip. *Hans Jørgen Torkelund*, Präsident der Kaiserswerther Generalkonferenz, sprach von Subsidiarität als einer gemeinsamen, evangelischen und katholischen, deutschen Religion. Hilfreich sei hier eine Differenzierung zwischen dem „bedingten Vorrang“ als einer spezifisch deutschen Lösung zur Bestimmung des Verhältnisses von Staat und freier Wohlfahrtspflege, die mit dem normativen Gehalt des Subsidiaritätsprinzips nur wenig gemein hat, und einer europäischen Definition von Subsidiarität, die dem universellen Charakter des Prinzips Geltung verschafft.

#### *Werkstattgespräche*

Die beiden Werkstattgespräche *Ein bürgerschaftliches Europa – Erfahrungen mit Ehrenamt und Freiwilligendiensten in unterschiedlichen Ländern* und *Arbeit gerecht verteilen – eine europäische Herausforderung* wurden aus organisatorischen Gründen

zusammengelegt. Eine wirkliche Diskussion kam leider nicht zustande. In Erinnerung geblieben sind mir vielmehr einige Positionen. So vertrat *Andreas Hutter*, Referent beim Diakonisches Werk der EKD, die These, daß niemand Arbeit gerecht verteilen könne. In den einzelnen Mitgliedstaaten gebe es faktisch eine ungerechte Verteilung der Chancen am Arbeitsmarkt zugunsten von Jugendlichen, die sich zu Lasten der Älteren auswirke. Die Strategie der Europäischen Kommission sei ausgewogener. Ihre Fördermaßnahmen seien schwerpunktmäßig auf berufliche Qualifizierung gerichtet. *Dr. Karel Schwarz*, Erster Vizepräsident der Diakonie in Tschechien, stellte die Frage, ob es überhaupt wünschenswert sei, daß Arbeit verteilt werde. Verteilt werden könne nur etwas, das in einer Hand sei. Ziel müsse vielmehr sein, die Eigeninitiative zu fördern. In Tschechien erwarte man noch eine hohe Arbeitslosigkeit, für die der Staat kein Modell parat habe. Herr *Hutter* wies darauf hin, daß zwar der Markt für soziale Dienstleistungen erweitert, damit aber keine neuen Arbeitsplätze, die den Lebensunterhalt sichern, geschaffen werden könnten. Dieser Markt funktioniere eher mit Freiwilligen und gering Qualifizierten als Anbietern sozialer Dienstleistungen.

#### *Anregungen, Beobachtungen und Fragen zum Weiterdenken*

„Die Vereinigten Staaten von Europa sind das beste Angebot, das es gibt.“ Mit diesem Zitat von Bundespräsident Herzog begann *Prof. Dr. Dr. Theodor Strohm* seine Anregungen im Hinblick auf die Zukunft der europäischen Integration. Neben der Politischen Union gelte es auch, die Soziale Union zu verwirklichen. Dem Einwand, die nationalen Systeme der sozialen Sicherung seien zu vielfältig, halte die Europäische Kommission in neuen Dokumenten das europäische Sozialmodell entgegen, das als gemeinsamer Nenner aller europäischen Systeme sozialer Sicherheit einen Anspruch auf Mindestsicherung, einen Anspruch auf Gesundheitsfürsorge und einen Rentenanspruch beinhaltet. Nationale Herausforderungen müßten als europäische definiert werden. Die Entwicklung eines „benchmark-Systems“ für die einzelnen Mitgliedstaaten in den Bereichen Mindestsicherung, Gesundheitsvorsorge und -fürsorge und Alterung der Gesellschaft sei ein wesentlicher Schritt in diese Richtung. Die Frage, ob die Kirchen europafähig seien, werde kontrovers diskutiert. Fest stehe jedoch, daß die Mehrheit der europäischen Bevölkerung von den Kirchen eine Antwort auf die Fragen der Armut, der Ausgrenzung und des Rassismus erwarte. *Prof. Strohm* beendete seine Ausführungen mit einem Zitat aus der Europadenkschrift der EKD: „Die Ausblicke auf ein solidarisches Europa zeigen, daß noch eine große und sicher auch mühevollere Wegstrecke zu durchschreiten ist. Niemand rechnet mit einer gradlinigen Entwicklung [...]. Es ist Kennzeichen christlicher Hoffnung, daß sie weder in blinden Optimismus noch

resignierenden Pessimismus verfällt, sondern sich an den Zeichen orientiert, die durch Gottes universalen Versöhnungsdienst in der Welt gesetzt sind.“

Marion Sauer

#### **„Die Kultur des Erbarmens und die Struktur des Marktes“**

Zum Abschluß des Thementages ging es um die Suche nach einem lebensdienlichen Verhältnis der beiden Pole „Kultur des Erbarmens“ und „Struktur des Marktes“ zueinander. Diese Verhältnisbestimmung erscheint relevant für unsere Gesellschaft angesichts des gegenwärtigen Versagens der Marktwirtschaft im Blick auf die Bereitstellung von genügend Arbeitsplätzen und somit die Unterhaltsicherung der Menschen. Gesprächspartner im Forum waren Friedhelm Hengsbach, SJ; Pfarrer Jürgen Gohde; Pfarrer Friedrich Schorlemmer und Prof. Dr. Heinz Reichmann. Die Moderation wurde von Pfarrerin Christiane Dithmar als der leider einzigen Frau auf dem Podium übernommen.

Zu einem Streitpunkt in der Diskussion wurde die Frage, ob unsere Marktwirtschaft überhaupt noch eine *soziale* Marktwirtschaft ist: Wird sie den Ansprüchen noch gerecht, die sie sich stellt?

Die Podiumsteilnehmer waren erfreulicherweise recht unterschiedlicher Meinung: So konnte Reichmann diese Frage uneingeschränkt mit Ja beantworten. Er stimmte zu, daß eine Veränderung notwendig sei; diese sollte aber in dem Rahmen bleiben, den die soziale Marktwirtschaft gegenwärtig gesteckt hat. Das Soziale sei dem Markt fremd und werde ihm erst durch unsere Erfindung der sozialen Marktwirtschaft eingepflegt. In welchem Maße das weiterhin geschehen könne, müßten Menschen, „die guten Willens sind“ im Dialog ausarbeiten. Mit dieser Sicht der Dinge saß er recht alleine auf dem Podium und blieb eine Antwort auf die Frage schuldig, wie er durch eine Rückkehr zur sozialen Marktwirtschaft, die Probleme lösen will, an denen sie gescheitert ist. Denn die drei Voraussetzungen (vollständiger Wettbewerb, Vollbeschäftigung, Angleichung von Vermögen und Einkommen) der Marktwirtschaft sind nicht mehr gegeben bzw. ihr Fehlen Ursache des Scheiterns.

Weiter führte die andere Argumentationslinie: Ausgehend von Hengsbachs Feststellung, daß im Titel die Gegenüberstellung von Kirche und Wirtschaft durch die Sphäre der Politik ergänzt werden müsse, womit ausgeschlossen würde, daß sie dualistisch verstanden wird und Kirche stattdessen ein Wächteramt für die Stimmlosen innehätte, lief sie auf eine dreifache Bestimmung des Inhaltes kirchlichen Wächteramtes hinaus: Die Kirche soll sich dafür einsetzen, daß alle, die keinen Zugang zur Arbeit haben, ein menschenwürdiges Leben führen

können. Sie soll daran erinnern, daß der Mensch von seiner Personwürde und nicht von seinem Arbeitswert her definiert wird. Und sie soll sich dafür starkmachen, das Leistungsverhältnis neu zu definieren, so daß Gerechtigkeit, nicht nur der Menschen untereinander, sondern auch zwischen den Geschlechtern und im Verhältnis zu unserem Planeten, wachsen kann.

So wurde schon bald recht deutlich, welche Lösungsvorschläge auf dieser Seite des Podiums bestanden: Neue Maßstäbe in der Bewertung der Marktwirtschaft müssen gefunden werden. Dabei spielt Solidarität eine große Rolle. Diese darf sich nicht auf die horizontale Ebene der Bevölkerungsschichten beschränken, sondern muß auf die Vertikale und auf die Umwelt ausgeweitet werden.

Konkret hieß der von Schorlemmer eingebrachte Vorschlag, daß es eine materielle Grundsicherung aller und gleichzeitig einen Anreiz zur Arbeit geben müsse. Somit wäre nicht nur bezahlte Arbeit „wertvoll“, sondern jegliche, also z.B. auch ehrenamtliche Arbeit und Arbeit im Haushalt würde mit der Grundsicherung „belohnt“. Damit würde die oft ungerechtfertigte Diskrepanz zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit wegfallen, und es wäre gesichert, daß alle ein Grundauskommen hätten. Dadurch wäre auch die auf dem Podium laut gewordene Forderung auf eine Verlässlichkeit, die den Außenstehenden Barmherzigkeit als Recht – statt als Almose – zuspricht erfüllt.

Bleibt zu hoffen, daß wir eine solche Kultur der Solidarität realisieren können, denn – um mit den Worten Gohdes zu schließen – „wir können den Luxus der Hoffnungslosigkeit, daß wir's nicht können“, uns nicht leisten.

Markus Bomhard

### **„Auf dem Weg zum Diakonatsamt. Der geistliche Charakter diakonischen Handelns“**

Müßte man eine alternative Überschrift für die Diskussionsrunde finden, die sich unter diesem Motto zusammenfand, so wäre der Titel „Fragen über Fragen...“ meines Erachtens eine rechte Alternative. Denn mit einer Menge an offenen Fragen begann und endete die Gesprächsrunde der wenigen, die sich zum Nachdenken über das Diakonatsamt als geordnetes Amt der Kirche versammelt hatten. Auffallend war, daß die Runde sich überwiegend aus Menschen zusammensetzte, die sich scheinbar bereits intensiv mit dem Vorschlag der EKD auseinandergesetzt hatten, das Diakonatsamt als gleichberechtigtes geordnetes Amt neben das Pfarramt zu stellen. Ein Einstieg in die Problematik war für Personen, die weder diesen EKD-Entwurf kannten, noch dem Kreis der auserwählten Podiumsleute angehörten, kaum möglich.

Zwei Fragen begleiteten die ganze Diskussion hindurch: 1) Was ist das Hindernis, an welchem die Einführung des Diakonats als geordnetes Amt der Kirche seit 1849 (!) scheiterte. (Rückblick) 2) Wie sind diese bisherigen Hindernisse zu überwinden? (Ausblick)

Beide Fragen blieben meines Erachtens bis zum Ende der Diskussion eher unbeantwortet!

Grund für dieses Offenbleiben waren wiederum andere Fragen, die erneut andere Hindernisse und neue Probleme aufwarfen. Z.B.: Wenn wir bisher von einer theologischen Kirche sprachen und nunmehr eine diakonische Kirche daneben stellen wollen, müssen wir dann angesichts weiterer Ämter der Kirche nicht auch z.B. von einer pädagogischen Kirche sprechen? Oder: Gesetzt den Fall, man würde von den „verschiedenen“ Kirchen sprechen, wie würde dann der gemeinsame Auftrag lauten? Kann man überhaupt noch von dem *einen* Auftrag sprechen? Oder: Bedeutet die Einführung des Diakonats zugleich eine Abdeckung aller diakonischen Aufgaben? Wie sollte so ein Diakonatsamt aussehen, wie die Ausbildung? Bischof Kohlwege forderte z.B. in Anlehnung an die wissenschaftliche Theologinnen- und Theologenausbildung eine qualifizierte wissenschaftliche Ausbildung. Diese Forderung begründete er damit, daß sich der/die Diakonatsinhaber/-in gegenüber den theologischen PartnerInnen ebenbürtig behaupten müsse. Erst dann könne man von einem gleichwertigen Amt neben dem Pfarramt sprechen.

Der Bischof nahm damit auf die ständige Gegenüberstellung von Theologietreibenden, Pfarrerinnen und Pfarrern und denjenigen, die dann Amtsinhaber des Diakonats wären, Bezug. Diese Gegenüberstellung bestimmte auch letztlich die ganze Diskussion. Die Frage, die dahinter stand, war: Ist der Versuch, das Diakonatsamt als geordnetes kirchliches Amt einzuführen, nicht immer nur der Versuch, endlich anerkannt d.h. aufgewertet zu werden? Das heißt übersetzt: Ist die ganze Auseinandersetzung über das Diakonatsamt letztlich „nur“ eine Diskussion über die Minderwertigkeitskomplexe diakonischer Mitarbeiter/-innen?

Dr. Karl Dieterich Pfisterer, Direktor im Diakonischen Werk der EKD, machte den Versuch, diese Spannungen zu erklären und eine Antwort auf die Frage zu finden, woran die Einführung des Diakonats letztlich bisher scheiterte: Eigentlich seien es nur die Theologen und Theologinnen, die den Weg des Diakonats als geordnetes Amt der Kirche verhinderten und auch weiterhin verhindern würden. Zunächst müsse sich etwas am Verständnis dieser Theologietreibenden ändern, dann könne man erst gemeinsame Perspektiven entwickeln. Insgesamt bleibt jedoch die Frage bestehen, ob in der Diskussionsrunde über das, was der Titel der Runde versprach, eigentlich geredet wurde. Denn weder der mögliche Weg zum Diakonatsamt in seinen Etappen, noch der geistliche Charakter diakonischen Handelns wurden direkt angesprochen!

### 3. Die Geschichte der Diakonie und die Berliner Diakonie-Ausstellung

Volker Herrmann

#### Orte diakonischer Geschichtserinnerung

Die Exkursion des Diakoniewissenschaftlichen Instituts nach Berlin (5.-7. Dezember 1998) stellte ein Novum dar. Führen diese kurzen Studienreisen üblicherweise in die diakonisch-soziale Praxis, d.h. in Einrichtungen und Initiativen der Diakonie, so bot das Jubiläumsjahr der Diakonie davon abweichend in besonderer Weise dazu Gelegenheit, eine Reise in die Vergangenheit der Diakonie zu unternehmen. Aus dem gemeinsam mit Prof. Theodor Strohm und Prof. Jörg Thierfelder verantworteten Seminar „Zeitgeschichte der Diakonie nach 1945“ erwuchs die Idee, die auch vom Diakoniewissenschaftlichen Institut in der Phase der Planung und Realisierung unterstützte und vom 28. August bis zum 8. Dezember 1998 laufende Ausstellung „Die Macht der Nächstenliebe“ im Deutschen Historischen Museum in Berlin zu besuchen. Daraus entwickelte sich dann schließlich ein dicht gefülltes dreitägiges Programm einer Reise nach Berlin zu sehr unterschiedlichen Orten diakonischer Geschichtserinnerung.

Am Abend des 5. Dezember 1998, dem Tag der Anreise, gab Dr. Klaus Münstermann der über 20 Personen umfassenden Exkursionsgruppe eine Einführung in die Arbeit der Diakonischen Akademie Deutschland in Berlin-Pankow, deren Gästehaus wir als Quartier nutzen konnten. Weiterhin galt der Abend auch der Einführung in die bevorstehenden Tage, insbesondere in die Diakonie-Ausstellung im Deutschen Historischen Museum. Mit Hilfe des Videomitschnitts der im Berliner Regionalprogramm live übertragenen feierlichen Eröffnung der Ausstellung am 27. August 1998 durch den damaligen Bundeskanzler, Dr. Helmut Kohl, sowie den Generaldirektor des Deutschen Historischen Museums, Prof. Dr. Christoph Stölzl, und den Präsidenten des Diakonischen Werkes der EKD, Pfarrer Jürgen Gohde, konnte ein wenig von dem hohen gesellschaftlichen Anspruch dieser Ausstellung deutlich gemacht werden. Denn nach langjähriger Vorbereitung hatte sich das Diakonische Werk dazu entschlossen, die geplante Diakonieausstellung in partnerschaftlicher Zusammenarbeit mit dem Deutschen Historischen Museum zu verwirklichen und somit bewußt einen säkular-gesellschaftlichen Rahmen und nicht einen spezifisch kirchlich-diakonischen Ort für diese große Diakonieausstellung zu wählen. So hatte es auch Präsident Gohde in seiner Eröffnungsansprache deutlich benannt: „Diese Ausstellung ist für uns ein ungewöhnliches Vorhaben: Die Diakonie wird üblicherweise in ihren sozialen Leistungen, ihren Aktionen wie *Brot für die Welt*, in ihren sozialpolitischen Stellungnahmen u.ä. in der

Öffentlichkeit wahrgenommen. Sich dem kritischen Publikum aber in einer sozialhistorischen Ausstellung, d.h. in einer öffentlichen Präsentation unser Handeln in den jeweiligen gesellschaftlichen und kirchlichen Begründungszusammenhängen zur Diskussion zu stellen, dies haben wir bisher nicht getan.“ Und das Ergebnis konnte sich sehen lassen. Die von Dr. Ursula Röper und Carola Jüllig realisierte Ausstellung zeigte sozusagen in der guten Stube des Museums, auf rund 1.200 qm in der Beletage, ca. 1.000 Ausstellungsobjekte aus den letzten 150 Jahren diakonisch-sozialen Handelns. Dabei handelte es sich sämtlich um zeitgenössische Originale von etwa 140 Leihgebern. Der Einführung in den für den folgenden Tag bevorstehenden Besuch dieser Ausstellung schloß sich dann die spätabendliche touristische Rundfahrt durch Berlin im bekannten 100er Linienbus an.

Am zweiten Tag der Exkursion wurde es dann – nach dem adventlichen Kantatengottesdienst im Berliner Dom – erst mit der diakoniegeschichtlichen Ortsbegehung Berlins. Um 12.00 Uhr begann der offiziell vom Kulturbüro Berlin angebotene und von Frau Petra Brinkmeier ebenso sachkundig wie ansprechend konzipierte und durchgeführte zweieinhalbstündige Stadtrundgang unter dem Motto „*Diakonissen, Droschkenkutscher und gefallene Mädchen*“. *Innere Mission in Berlin-Mitte*. Trotz der eisigen Kälte im verschneiten Berlin – die darin aber deutlich an den harten Arbeitsalltag der Droschkenkutscher oder den täglichen Überlebenskampf der *gefallenen Mädchen* im 19. Jahrhundert erinnerte – waren alle Teilnehmenden überrascht über die äußerst zahlreichen, oftmals jedoch auch für den interessierten Betrachter nicht gleich auf den ersten Blick erkennbaren Spuren diakonischer Vergangenheit. Es zeigte sich, daß die verbliebenen steineren Orte der diakonischen Geschichtserinnerung auch einen Teil des Stadtbildes von Berlin-Mitte darstellen und diesem, jedenfalls aus der Sicht des Betrachters, der darum weiß, ein besonderes Profil geben. Über diesen als Ergänzungsveranstaltung zur Diakonie-Ausstellung konzipierten Rundgang schreiben Jutta Pfannkuch und Christine Mielke im folgenden Beitrag ein wenig ausführlicher.

Nach einer kurzen leiblichen Stärkung und – was sehr viel notwendiger war – einer intensiven Aufwärmphase in der Cafeteria des Deutschen Historischen Museums folgte dann der zweite Teil der diakonischen Geschichtswanderung, die wiederum von Petra Brinkmeier verantwortete Führung durch die Ausstellung „Die Macht der Nächstenliebe. 150 Jahre Innere Mission und Diakonie 1848-1998“. Während bei der Wanderung durch Berlin-Mitte vor allem die erhaltenen Gebäude im Mittelpunkt stan-

den, zielte die zweite diakonische Zeitreise an diesem Tag auf die weit filigraneren Zeugnisse, die nach rund zweijähriger deutschlandweiter Suche zusammengetragen und im Museum durch eine entsprechende Raumarchitektur in Szene gesetzt wurden. Gleichwohl naturgemäß in der wiederum zweieinhalbstündigen Führung auch nicht annähernd alle Ausstellungsstücke die ihnen gebührende Aufmerksamkeit erhalten konnten, so steigerte doch gerade die bewußte Auswahl der näherhin betrachteten Objekte die Anschaulichkeit und ergab mit dem vorherigen Stadtrundgang ein stimmiges Gesamtbild. Für ihren letztlich sechsständigen Einsatz, der sich erfreulicherweise noch in ihrer Anwesenheit beim gemeinsamen Abendessen in einer Kneipe in Berlin-Mitte fortsetzte, sei Frau Petra Brinkmeier auch hier noch einmal sehr herzlich gedankt. Susanne Koschmider hat im folgenden ihre Eindrücke vom Besuch der Diakonieausstellung im Deutschen Historischen Museum zu Papier gebracht.

Nachdem die ersten beiden diakonischen Zeitreisen am Sonntag im wahrsten Sinne des Wortes ergangen sein wollten, forderten die beiden Programmpunkte des dritten Tages weit weniger sportliche Ausdauer. Nach einer kurzen Einführung in die Grundlagen der Archivkunde verließ die Exkursionsgruppe ihr Quartier, das Gästehaus der Diakonischen Akademie Deutschland, in dem manch eine/r gern länger geblieben wäre. Der Weg führte quer durch Berlin nach Dahlem zu zwei weiteren Orten diakonischer Geschichtserinnerung, nämlich ins Archiv und in die Bibliothek des Diakonischen Werkes der EKD, wo wir von deren Leiter, Dr. Michael Häusler, im eigens zu diesem Zweck für den sonstigen Publikumsverkehr gesperrten Lesesaal begrüßt und in seine Arbeit geführt wurden. Während seiner Einführung und schließlich auch bei den von ihm und Frau Evelyne Ebert durchgeführten Kleingruppenführungen durch Archiv und Bibliothek scheinen sich bei einer Vielzahl der Teilnehmenden einige verstaubte Vorurteile gegenüber Archiven in wirkliches Interesse an dieser zwar weitgehend nur aus Papier bestehenden, aber meist doch sehr schnell sich „verlebendigenden“ Vergangenheit verwandelt zu haben, was sich schließlich auch auf den Zeitplan auswirkte, da eine Gruppe partout nicht aus den Archivräumen zurückkehrte.

Der zeitlich letzte Punkt unseres Exkursionsprogramm, das Gespräch mit Dr. Ingolf Hübner über die Zeitgeschichte der Diakonie der DDR, mußte daher nach dem sehr gesprächintensiven gemeinsamen Mittagessen, an dem er bereits teilnahm, aufgrund der unaufschiebbaren Rückreise mit der Deutschen Bahn leider ein wenig kürzer als ursprünglich geplant stattfinden. Seine Ausführungen ergänzten jedoch in äußerst sinnvoller Weise seine bereits zuvor von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des diakoniegeschichtlichen Seminars sowie eigens zur Vorbereitung der Exkursion gele-

senen wissenschaftlichen Aufsätze zu diesem Thema. Auch wenn leider nur noch wenig Raum für eine Diskussion mit Herrn Dr. Hübner blieb, bildete doch der durch ihn veranlaßte zwanglose Rahmen einer kleinen Kaffeetafel einen angenehmen Ausklang einer von allen wohl als sehr intensiven diakonischen Zeitreise erlebten Exkursion. Auch Herrn Dr. Michael Häusler, Frau Evelyne Ebert und Herrn Dr. Ingolf Hübner sei hiermit noch einmal sehr herzlich für ihren Einsatz zum Gelingen der Exkursion gedankt. Auch über die Ereignisse des letzten Exkursionstages liegen Berichte vor, so faßte Silke Maier den Besuch von Archiv und Bibliothek und Christiane Böcker das Gespräch über die DDR-Diakoniegeschichte zusammen.

Als Fazit läßt sich sagen, daß 150 Jahre Diakoniegeschichte zahlreiche und vielfältige Spuren in Berlin – und hoffentlich auch andernorts – hinterlassen haben. Es bleibt zu hoffen, daß sich auch über das Jubiläumsjahr der Diakonie hinaus Spurenleser finden, die auf diesen Erfahrungsschatz hinweisen und ihn anschaulich und nachvollziehbar machen. Denn auch für die Diakonie gilt, daß sie nur mit und aus ihrer Geschichte leben kann, wenn sie ihre Geschichte kennt.

Jutta Pfannkuch/Christine Mielke

### **Stadtführung „Diakonissen, Droschkenkutscher und gefallene Mädchen“ des Kulturbüros Berlin**

Bei Schnee und Eis machten wir uns am Nordbahnhof Berlin, geführt von Petra Brinkmeier, auf den zweieinhalbstündigen Rundgang von Berlin-Nord nach Berlin-Mitte. Nachdem wir schon einen Tag zuvor im Bus die wichtigsten Berliner Sehenswürdigkeiten bei Nacht erblickt hatten, war dieser Rundgang speziell auf die weniger bekannten ehemaligen und heutigen Stätten der Inneren Mission und der Diakonie in Berlin ausgerichtet. Am meisten beeindruckt hat uns, daß an den sehr unterschiedlichen Stationen der Führung Epochen der deutschen Geschichte erlebbar und anschaulich wurden.

Die Führung begann am ehemaligen Stettiner Bahnhof, an dem erstmals 1894 ehrenamtliche Frauen bereitstanden, um Dienstmädchen und andere Frauen aus aller Welt zu betreuen und sie bei ihrem Start in der fremden Stadt zu unterstützen. Schon zwei Jahre später betrieben 70 freiwillige Helferinnen und eine Berufsarbeiterin auf zehn Berliner Fernbahnhöfen Bahnhofsmision.

Weiter führte uns der Rundgang über die Bernauer Straße in die ehemalige Spandauer Vorstadt rund um die Sophienkirche. Unter der Vielzahl der Sehenswürdigkeiten, wie z.B. dem Lazaruskrankenhaus und dem dazugehörigen Diakonissenmutterhaus, der Versöhnungskirche, dem Mauerdenkmal,

dem Burckhardthaus-Ost, dem Friedhof mit dem Grabmahl von Sophie und Adolph Loesche fanden wir die Marienheime und das „alte Berlin“ am eindrucksvollsten, da dort eine große Zahl diakonischer Tätigkeitsfelder sichtbar wurden.

Die Marienheime waren Wohnheime für junge Frauen, die dort Unterkunft und Verpflegung bekamen und bei der Arbeitsuche unterstützt wurden. Die vier Marienheime hatten jeweils Platz für 100 Personen, die in 1-4-Bettzimmern untergebracht wurden. Zu den Marienheimen gehörte auch ein Damenospiz, eine Art Hotel für bürgerliche Damen. Durch die Einkünfte, die durch dieses Hospiz erwirtschaftet wurden, konnten die Marienheime finanziert werden. Zu den Heimen gehörte auch eine Kapelle für 300 Personen und das Sophienstift, ein Waisenhaus, das 1878 von Sophie Loesche, der Frau eines reichen Kaufmannes, ins Leben gerufen wurde. Sophie Loesche war schon seit 20 Jahren in der Armutsbekämpfung tätig: 1858 gründete sie den ersten Sonntagsverein für Dienstmädchen, der später zum Jungfrauenverein wurde; verstärkt setzte sie sich für die Arbeitsbedingungen der Droschkenkutschenfahrer und deren Frauen ein.

In der Großküche der Marienheime wurde eine Essensausgabe an arme Frauen eingerichtet. Sie diente bis vor kurzem dem evangelischen Konvikt der Berlin-Brandenburgischen Kirche als Mensa. In diesem evangelischen Konvikt wohnen heute noch Theologiestudierende. Ein Marienhaus wird heute als Beratungsstelle der Diakonie genutzt.

Im „alten Berlin“, dem Viertel rund um die Sophien-, Große Hamburger- und die Auguststraße, lebten verschiedene Konfessionen auf engem Raum nebeneinander. So lag das jüdische Krankenhaus in der Nähe der evangelischen Herberge zur Heimat, und auch das katholische St. Hedwigskrankenhaus, der ostdeutsche Jünglingsbund, sowie die jüdische Knabenschule gehören zu diesem Viertel.

Interessant ist die Geschichte des um 1858 erbauten jüdischen Krankenhauses. Aufgrund eines Neubaus 1910 im Wedding wurde das Gebäude 1920 als jüdische Mädchenschule umfunktioniert. Später wurde es als jüdisches Kinderheim, Ahawa, benutzt. Seit 1933 wurden dort jüdische Kinder auf das Exil vorbereitet. 1943 wurde das Gebäude vom NS-Regime als Sammellager für den Transport nach Theresienstadt umfunktioniert. In der DDR benutzte man das ehemalige Krankenhaus als Schule, ohne sich der Geschichte dieses Hauses bewußt zu sein. In der heutigen Zeit wurde dieses Haus der jüdischen Gemeinde in Berlin zurückgegeben, die dieses nach der notwendigen Renovierung für soziale Zwecke nutzen möchte. Die jüdische Gemeinde in Berlin, die mittlerweile wieder aus 10.000 Gemeindegliedern besteht, wächst stetig durch Zuwanderungen aus dem Osten.

Eine Straße weiter steht das katholische St. Hedwigskrankenhaus, das 1854 als Frauenorden gegründet wurde. In der NS-Zeit versteckten die Schwestern Menschen aus den jüdischen Sammellagern in den Krankenhausbetten, um sie vor der Deportation zu bewahren.

Leider blieb wenig Zeit, dieses Viertel genauer zu erkunden, da der nächste Programmpunkt, die Ausstellung „Die Macht der Nächstenliebe“ im Deutschen Historischen Museum, auf uns wartete.

Susanne Koschmider

### **Was Macht die Nächstenliebe? Zur Diakonie-Ausstellung im Deutschen Historischen Museum**

Nach dem Rundgang durch die Ausstellung „Die Macht der Nächstenliebe“ verließ ich das Deutsche Historische Museum Berlin und begab mich auf den Weg, mit den anderen eine gemütliche Kneipe zu suchen. In der S-Bahn verkaufte ein Obdachloser die „Straßenzeitung“. Mit unermüdlicher Geduld pendelte er stundenlang zwischen zwei Stationen hin und her und bat die Zugestiegenen, das (anerkannte) Zeitungsprojekt und seinen Lebensunterhalt zu unterstützen. Erst als er schon wieder ausgestiegen war, las ich in meinem Exemplar den Titel: „Abschied von der Nächstenliebe“. Zufall oder absichtliche Anspielung? In den Artikeln fand sich kein Hinweis auf die Ausstellung über 150 Jahre Innere Mission und Diakonie, die den Anlaß zu unserer Exkursion gegeben hatte. Ob die Autoren der Zeitung die Werbung für die Ausstellung in der Plakatur Berlins überhaupt wahrgenommen hatten? Eine Frage, die sich Teilnehmende aus dem DWI-Seminar über Öffentlichkeitsarbeit am Rande hätten stellen können...

Was verbarg sich aber nun hinter den Plakaten und den Türen des Deutschen Historischen Museums? Uns erwartete keine Überraschung. Durch unsere Veranstaltungen in Heidelberg, durch die ausgiebige Lektüre des Ausstellungskatalogs und die Schneewanderung (Stadtführung) in Berlin-Mitte waren wir intensiv vorbereitet und konnten uns hauptsächlich der Wiedererkennungseffekte und detaillierter Ergänzungen erfreuen. Die inhaltlichen Zusammenfassungen (für „Neulinge“ auf dem Gebiet) konnten wir getrost links und rechts hängen lassen. Gleichzeitig hatten wir eine größere Bereitschaft für die Wahrnehmung von Details. Die Führung von Petra Brinkmeier öffnete uns die Augen für Kleinigkeiten. Sie schärfte den Blick für die räumliche und inhaltliche Konzeption und gab Raum für Nachfragen und Diskussion. Diese angeleitete Besichtigung habe ich als enorme Bereicherung empfunden, und ich hoffe, daß möglichst viele das Angebot genutzt haben.

Die Ausstellung war in verschieden gestaltete Räume gegliedert, die jeweils eine Zeitspanne der letzten 150 Jahre architektonisch entsprechend umrahmten. So durchschritten wir z.B. die Zeitgeschichte des 19. Jahrhunderts in einem Raum, der einer Basilika nachempfunden war – eine Andeutung der starken kirchlichen Verbundenheit der Inneren Mission seit ihrer Begründung auf dem Wittenberger *Kirchentag* 1848.

Da jede Zeitspanne mit ausschließlich zeitgenössischem Material dargestellt war, erwies sich der Gang durch die Geschichte von Innerer Mission und Diakonie auch als ein Gang durch die Entwicklung der Möglichkeiten medialer Darstellung. Während wir den „Anfängen“ auf Ölbildern, Bleistiftzeichnungen und in vergilbten Büchern und Urkunden nachspüren konnten, wurden am Ende der Ausstellung die „Perspektiven“ anhand bunter Videofilme aufgezeigt. Insgesamt fanden sich leider neben sogenannter Flachware (Gemälde, Fotos, Handschriften, Druckerzeugnisse) vergleichsweise wenige dreidimensionale Exponate aus der praktischen Tätigkeit, da der Sammlerehrgeiz für Alltagsgegenstände aus diakonischer Arbeit wohl zu keiner Zeit über die Archive hinaus verbreitet war. Zu entdecken gab es dennoch genug: Die Darstellungen zeigten Initiatoren und Bedürftige, Pflegende und Gepflegte, Investoren und Mitarbeitende, Freunde und Gegner der diakonischen Arbeit aus 150 Jahren. Sie ließen gesellschaftliche Randbedingungen, Einstellungen, Möglichkeiten und Methoden erkennen. Die „Entwicklung“, Festigung und „Ausbreitung“ der verschiedenen Tätigkeitsbereiche christlicher Nächstenliebe waren ausführlich dokumentiert. Bedrückend war die räumliche und inhaltliche Darstellung der Jahre zwischen 1914 und 1945 unter den treffenden Überschriften „Umbrüche“ und „Verstrickung“. Die Räume, durch die wir gingen, wurden so eng wie das Denken der Menschen, die damals Randgruppen bis zur Vernichtung ausgrenzten und dies zugleich als Ausgleich mißlungener Schöpfung propagierten. Für die Darstellung der Zeit des ersten Weltkrieges und der 20er Jahre mit ihren Krisen jeglicher Art waren die Wände so verschachtelt, daß uns der Blick so verstellt war wie denjenigen, die damals versuchten, Zukunft zu erahnen. Schockierende Dokumente brachten uns die Verstrickung im Rahmen von Eugenik, Zwangssterilisation und Euthanasie erschreckend nahe und ließen mich an ganz aktuelle Diskussionen denken. Ein wenig befreit schritten wir hinüber in die Epoche der „Brücken“ zwischen Ost und West und bekamen durch eine offen gestaltete Zweiteilung des Raumes gleichzeitig einen Eindruck von Trennung *und* Durchlässigkeit in der Zeit der deutsch-deutschen Spaltung. Mit der Annäherung an die Darstellung der „Perspektiven“ wurde der Raum weiter, hoffentlich ein Zeichen, das sich zunehmend bewahrheitet.

Vieles, das wir aus Texten und Erzählungen kannten, ist uns durch diese Ausstellung deutlicher

geworden, wenn auch nicht im wahrsten Sinne des Wortes „begreiflich“. Dafür sind Exkursionen zu Orten der praktischen diakonischen Arbeit heute wohl besser geeignet.

Damit bin ich auch wieder bei „meinem“ Zeitungsverkäufer aus der Berliner S-Bahn. Wie hätte er sich wohl bei einem Besuch im Deutschen Historischen Museum gefühlt? Gerne hätte ich seine Meinung dazu gehört. Ich vermute, der Obdachlose hätte vor allem nach spürbarer Gegenwart von diakonischer Arbeit gefragt. In der „Straßenzeitung“ fanden sich deutliche Klagen über den Verlust der Nächstenliebe im Alltag unserer Gesellschaft. Vielleicht hätte ihn der Titel „Die Macht der Nächstenliebe“ genauso irritiert wie mich. Zu einer Diskussion über dieses Motto ist unsere Gruppe in Berlin leider gar nicht gekommen.

Die Gedanken über Gegenwart und Zukunft sind sicherlich die wichtigste Konsequenz aus dem Besuch dieser Ausstellung. Hoffnung hat mir aber vor allem gemacht, daß ich im Deutschen Historischen Museum 150 Jahre jeweilig spürbare Gegenwart und eine gegen alle Anfechtungen kontinuierliche Entwicklung der Nächstenliebe in Innerer Mission und Diakonie nachvollziehen konnte, die die Chancen ihrer Zeit genutzt und für viele Bedürftige verwirklicht haben.

Silke Maier

### **Besuch des Archivs und der Bibliothek des Diakonischen Werkes der EKD in Berlin-Dahlem**

Nach einem reichhaltigen Frühstück in der Diakonischen Akademie begannen wir den Tag mit einer Einführung, in der uns Volker Herrmann kurz einige Grundlagen der Archivarbeit erläuterte. So wurden wir neugierig gemacht auf das, was wir bald sehen sollten. Die Fahrt ging dann nach Berlin-Dahlem in das Archiv und die Bibliothek des Diakonischen Werkes der EKD, wo uns der Leiter Dr. Michael Häusler herzlich begrüßte und in seine Arbeit einführte.

Dr. Michael Häusler ist seit 1996 Nachfolger von Herrn Dr. Helmut Talazko, der seit 1968 das Archiv aufbaute und leitete. (Einige hatten das Glück, ihm zufällig auf dem Flur zu begegnen.) Dr. Häusler hat Geschichte und Theologie in Münster, Tübingen und in den USA studiert, seine Dissertation über die männliche Diakonie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde unter dem Titel „Der Dienst an Kirche und Volk. Die Deutsche Diakonenschaft zwischen beruflicher Emanzipation und kirchlicher Formierung (1913-1947)“ veröffentlicht.

Das Archiv des Diakonischen Werkes der EKD ist zuständig für die Akten des 1849 gebildeten *Central-Ausschusses für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche*, des 1945 entstandene-

nen *Hilfswerks der Evangelischen Kirche in Deutschland* sowie der durch den Zusammenschluß beider in den Jahren 1957-1975 in Ost und West entstandenen Werke, die sich schließlich 1991 zum Diakonischen Werk der EKD vereinigt haben. Daneben gehört u.a. zu den Beständen des Archivs auch die Aktenüberlieferung des Provinzial-Ausschusses für die Innere Mission in der Provinz Brandenburg oder der Deutschen Diakonenschaft.

Bei der Ordnung der Akten wird angestrebt, die ursprüngliche Aktenordnung so weit als möglich zu erhalten. So wurde etwa im Central-Ausschuß im 19. Jahrhundert die Zentralregistratur nach einem alphanumerischen System geordnet, das dann im 20. Jahrhundert durch eine numerische Ordnung abgelöst wurde. Die ursprünglichen Aktenverzeichnisse sind in diesem Zusammenhang immer wichtige Hilfsmittel bei der Aufarbeitung bislang noch nicht fürs Archiv erschlossener Altregistraturbestände. Über die schließlich aufbereiteten Archivbestände, über den Inhalt und die Laufzeit jeder dazugehörigen Akte, informiert jeweils ein Findbuch. Die Erschließung der Aktenbestände erfolgt seit einigen Jahren mit Hilfe der EDV.

Die Aufgabe des Archivs besteht vor allem darin, die Benutzung der Akten durch die wissenschaftliche Forschung zu ermöglichen und anzuleiten. Daneben gibt es jedoch regelmäßig auch rechtliche oder historische Fragen aus dem Diakonischen Werk selbst, die anhand der Akten zu klären sind. Für die wissenschaftlichen Benutzerinnen und Benutzer des Archivs gilt der Grundsatz, daß die Beratung durch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Archivs stets am Beginn einer sinnvollen Archivarbeit stehen sollte.

Während das Archiv – wie bereits erwähnt – 1968 gegründet wurde, reicht die Geschichte der Bibliothek bis in die 1860er Jahre zurück, nachdem der Central-Ausschuß 1849 in einem Aufruf gebeten hatte, Drucksschriften über die Arbeit der Inneren Mission regelmäßig an den Sitz des Central-Ausschusses nach Berlin zu senden. Seither wurde die Bibliothek immer weiter ausgebaut. Diente sie bis 1945 vor allem als Dienstbibliothek des Central-Ausschusses, so verlagerte sich ihr Schwerpunkt danach immer mehr zu einer sozial- und diakoniegeschichtlichen Spezialbibliothek, während die Dienstbibliotheken sich in Stuttgart bzw. Berlin-Ost befanden. Die Bestände der Dahlemer Bibliothek sind unter dem Sigel „B 232“ in der Zeitschriften-datenbank zu finden.

Zum Bestand der Bibliothek gehören neben der Bibliothek des Central-Ausschusses auch die ehemalige Privatbibliothek Johann Hinrich Wicherns sowie die Dienstbibliothek des Rauhen Hauses. Zugleich findet sich dort neben weiteren kleineren Sammlungen auch die Bibliothek des Berliner *Instituts für Sozialethik und Wissenschaft der Inneren Mission*, das in den Jahren 1927-1935 von Reinhold Seeberg geleitet wurde.

An die Einführung in die Arbeit und die Bestände des Archivs sowie der Bibliothek durch Herrn Dr. Häusler, die im Lesesaal stattfand, schloß sich die Kleingruppenführung durch Archiv (Herrn Dr. Häusler) und Bibliothek (Frau Evelyne Ebert) an. Besonders interessant war die zum Bibliotheksbereich gehörende Kaschiermaschine: Hier wird ein vom Zerfall bedrohtes Buch Blatt für Blatt in eine Presse eingeführt, beidseitig mit durchsichtigem, säurefreiem Papier belegt und möglichst heiß verschweißt. Auf diese Weise können alte Bestände konserviert werden. Bei der Führung durch die Bibliothek wurde deutlich, daß neben der Bereitstellung der Bände für die Benutzer der Bibliothek vor allem die Erhaltung der nicht nur in der Papierqualität sehr unterschiedlichen Bücher die Hauptaufgabe einer historischen Bibliothek ist.

Die Führung durch das Archiv machte hingegen deutlich, daß hier nicht nur Akten verwahrt werden, sondern auch andere historische Zeugnisse der diakonischen Arbeit, wie etwa Filme oder Dias, die seinerzeit in der Gemeindeführung der Veranschaulichung des diakonischen Tuns dienten, sowie Plakate oder die früher der Auszeichnung von Mitarbeitenden dienende *Wichernplakette*.

Nachdem wir nun soviel Informationen und vor allem eine eigene Anschauung erhalten hatten, konnten wir beim Mittagessen auch noch die Chance nutzen, Herrn Dr. Häusler und Frau Ebert weiterhin zu befragen. Ebenso stand uns bereits schon Dr. Ingolf Hübner zum Gespräch zur Verfügung, bevor er uns dann – in das Gebäude des Diakonischen Werkes zurückgekehrt – bei Kaffee und Keksen im Plenum über seine Forschungen zur Zeitgeschichte der Diakonie der DDR berichtete.

Christiane Böcker

### **„Zum Stand der Forschung zur Geschichte der Diakonie in der DDR“ – Gespräch mit Dr. Ingolf Hübner**

150 Jahre Diakonie, das bedeutet 150 Jahre diakonische Tätigkeit unter den verschiedensten staatlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Während der Zeit der Teilung Deutschlands sind diese Rahmenbedingungen in Ost und West verschieden gewesen. Wie konnte eine christlich verantwortete Diakonie in einem Staat bestehen, dessen Führung das Christentum nur als einen überholten Anachronismus verstand und selbst einen totalitären Anspruch auf Erziehung und Wohlfahrt seiner Bürger beanspruchte? Inwieweit mußte die Diakonie mit staatlichen Stellen zusammenarbeiten und ihnen gegenüber Kompromisse eingehen, um bestehen zu können? Und was sind die spezifischen Entwicklungen der Diakonie im real existierenden Sozialismus? Mit solchen und ähnlichen

Fragen beschäftigt sich Dr. Ingolf Hübner, wenn er die Geschichte der Diakonie in der DDR erforscht.

Wozu ist es notwendig, sich mit der Geschichte der Diakonie in der DDR auseinanderzusetzen, wo doch gerade jetzt diese Epoche zu Ende gegangen ist und aktuelle Probleme auf dem Programm stehen, so fragten wir Dr. Ingolf Hübner. Bei der Aufarbeitung der Diakoniegeschichte im real existierenden Sozialismus geht es um die Identität der Mitarbeiter, die in diesem Bereich beschäftigt waren. Es gilt zu klären, inwieweit Diakonie unter den Umständen eines Staates mit totalitärem Herrschaftsanspruch ihr eigenes Gesicht bewahren konnte, ohne zum willfährigen Instrument staatlicher Bestrebungen zu werden. Es gilt auch festzustellen, ob und inwieweit die Diakonie in der DDR in staatliches Unrecht verstrickt war oder ihr eigenes Profil leichtfertig aufgegeben hat. Nur durch eine kritische Beschäftigung mit ihrer Geschichte können die Träger und Mitarbeiter, die zur Zeit der DDR in der Diakonie tätig gewesen sind, zu einem Selbstbewußtsein kommen, das ihnen erlaubt, Anfragen und Anschuldigungen von außen differenziert zu begegnen.

Zwischen Kirche und Diakonie wurde von der Führung der DDR oft gar nicht differenziert, so erfahren wir von Dr. Ingolf Hübner, und besonders in den fünfziger Jahren war die diakonische Arbeit in der DDR starken Repressionen ausgesetzt. So

wurde z.B. ab 1956 die Arbeit der Bahnhofsmision von der SED systematisch unterdrückt und zerstört. Dagegen wurde die Arbeit mit behinderten Menschen bald zu einem Spezifikum diakonischer Arbeit in der DDR. Menschen, die dem Staat nicht mehr bildungsfähig erschienen, übergab die Staatsführung gerne der Obhut der Diakonie, um von der eigenen Verantwortung für diese Menschen entbunden zu sein. Der Diakonie in der DDR gelang es so, ein besonderes Profil in der Behindertenarbeit zu entwickeln und eigene Ausbildungsgänge für die Arbeit in diesem Bereich einzurichten. Dabei wurde sie von der bundesdeutschen Diakonie und Kirche unterstützt, und es fand ein Erfahrungsaustausch zwischen den Vertretern der west- und ostdeutschen Diakonie statt.

Noch viele ungesichtete Akten lagern im Archiv des Diakonischen Werkes in Berlin, die Aufschluß über Einzelheiten der Geschichte der Diakonie im real existierenden Sozialismus geben würden. Weitere Forschungsarbeiten sind notwendig, um den Verlauf und die Umstände der Diakoniegeschichte in der DDR zu erhellen. Wer sich mit diesem Bereich näher beschäftigen möchte, kann mit der Beratung und Unterstützung von Dr. Ingolf Hübner rechnen. Er hilft gerne dabei, sich durch das umfangreiche Aktenmaterial hindurchzufinden. Und Neuland gibt es im Bereich der Diakoniegeschichte in der DDR noch reichlich zu erforschen.

### III. Zur diakonischen Praxis in Mosbach und München

#### 1. Exkursion zu den Johannes-Anstalten nach Mosbach

Arnd Götzelmann

##### **Exkursion zu den Johannes-Anstalten Mosbach (14.-16. Januar 1998)**

Eine Fünfzehnergruppe machte sich Mitte Januar 1998 von Heidelberg auf ins nahegelegene Mosbach, wo eine traditionsreiche Stätte der badischen Diakonie liegt: die Johannes-Anstalten. Mit ihnen steht das Diakoniewissenschaftliche Institut über die Lehrbeauftragten Dr. Dieter Dreisbach und Dr. Alexander Vater in guter Verbindung. Heute sind die Johannes-Anstalten ein moderner diakonischer Dienstleistungsbetrieb mit Hauptsitz in Mosbach und weiteren Einrichtungen, wie etwa dem Schwarzscher Hof, in Baden. 3200 behinderte und benachteiligte Menschen finden in diesen Anstalten Ausbildungs-, Wohn- oder Behandlungsplätze. Rund 2600 Mitarbeitende leisten die vielfältige Arbeit. Die

über hundertjährige Geschichte der Anstalten hat uns Herr Pfarrdiakon D. Denz in seiner Einführung lebendig werden lassen. Alles begann mit der Anregung der badischen Großherzogin Luise und des Leiters der Heil- und Pflegeanstalt Illenau, Geheimrat Dr. Roller, für Baden eine Anstalt für „Schwachsinnige“ und „Blödsinnige“ zu errichten. So wurde 1880 in Mosbach eine „Anstalt für schwachsinnige Kinder“ gegründet. Die gesellschaftliche Stigmatisierung der in der Anstalt betreuten Menschen wird an den wechselnden Namen der Institution deutlich: 1893 wurde sie umbenannt in „Idiotenanstalt Mosbach“, ab 1905 hieß sie „Erziehungs- und Pflegeanstalt für Geistesschwache in Mosbach“. Erst 1949 erhielt sie ihren Namen „Johannes-Anstalten der Inneren Mission“. Martin Heß schildert die Anstaltsgeschichte in seinem Beitrag. Verwiesen sei hier auch auf die diakoniewissenschaftliche Dissertation von Hans-Werner Scheuing, einem Mitarbeiter der

Johannes-Anstalten, die 1997 unter dem Titel „*als Menschenleben gegen Sachwerte gewogen wurden*“. *Die Geschichte der Erziehungs- und Pflegeanstalt für Geistesschwache Mosbach/Schwarzacher Hof und ihrer Bewohner 1933-1945* in Heidelberg beim Universitätsverlag C. Winter erschienen ist.

Eine große Rolle während der Exkursion spielten die Fragen der Seelsorge, der gottesdienstlichen Feiern und des evangelischen Profils der Anstalt, zu denen Herr Denz uns immer wieder Antworten und Anregungen gab. Anke Paul und Martje Kruse sowie Peter Gümbel berichten über diesen Erfahrungsbereich. Neben einem Gespräch mit zwei Mitarbeitervertretern der Anstalten hatten wir Gelegenheit mit Mitarbeitenden und z.T. auch Auszubildenden oder Bewohnern der verschiedenen Anstaltsteile zu sprechen. Über das Berufsbildungswerk schreiben Karl Ludwig Meijer und Rüdiger Popp. Ronald Kahn schildert seine Eindrücke von der Arbeit der Werkstätten für Behinderte. Arne Schipper verbrachte zusammen mit zwei anderen Studierenden einen Tag in einer Wohngruppe für schwerstpflegebedürftige Behinderte, dessen Begegnungen und Erfahrungen er verschriftlicht hat. Über den Schulkindergarten für entwicklungsverzögerte Kinder berichtet Simone Sinn. Seine Eindrücke vom Tagesbesuch im Internat gibt Hoh Woo-Jung, unser südkoreanischer Kommilitone, wieder. Die Unterbringung im Bildungshaus Bruder Klaus bzw. der Bauernschule in Mosbach-Neckarelz ermöglichte uns auch abends informelle Gespräche mit Herrn Dr. Dreisbach und Herrn Denz.

Die drei Tage haben der Exkursionsgruppe vielfältige Eindrücke von der gegenwärtigen diakonischen Praxis auf zahlreichen Gebieten in den Johannes-Anstalten gebracht. Neben der Diskussion der aktuellen fachlichen Fragen und Änderungsbedarfe auf der Grundlage sich wandelnder sozialpolitischer Rahmenbedingungen hat uns das Engagement der Mitarbeitenden und die Begegnung mit den Menschen beeindruckt, die die Angebote der Anstalten nutzen. Am eindrucklichsten war vielleicht die besondere Art und Weise, regelmäßig in der eigenen Anstaltskirche zusammen mit behinderten Menschen Gottesdienste zu feiern, die durch Lebendigkeit, Anschaulichkeit und Authentizität überzeugten und bei uns einen bleibenden neuen Eindruck von der diakonischen Kraft des aktualisierten Evangeliums hinterlassen haben.

Martin Heß

### **Die Geschichte der Johannes-Anstalten Mosbach**

Erste Forderungen nach einer Einrichtung für „Schwach- und Blödsinnige“ im Großherzogtum

Baden gab es bereits 1852. Jedoch blieben diese Versuche ohne Erfolg. Erst dem Leiter der Heil- und Pflegeanstalt Illenau, Geheimrat Dr. Roller, gelang es 1878, große Teile der Bevölkerung für die Belange der geistig Behinderten zu gewinnen. Unterstützung erhielt er dabei von der Großherzogin Luise. Nach seinem frühen Tod bildete sich ein Komitee, das seine Arbeit fortsetzte. 1879 rief das Komitee zu Spenden auf, um eine „Anstalt für schwachsinnige Kinder“ zu gründen. Es kamen bis Juni 1879 über 40.000,- Mark zusammen. Damit wurde das Anwesen der Familie Bruckmann in Mosbach gekauft. Es bestand aus einem Wohnhaus, sechs Morgen Land und einer ehemaligen Fadenfabrik. Gleich wurde mit dem Umbau des Anwesens begonnen, der im Juni 1880 abgeschlossen war. Am 12. Juni 1880 erhielt die Anstalt vom Großherzog von Baden die Rechte einer Körperschaft des öffentlichen Rechts verliehen, am 7. Juli 1880 wurde sie eröffnet.

Das Ziel der Anstalt war es, bildungsfähige Kinder bis zum 16. Lebensjahr aufzunehmen. Diese sollten dort eine Schulausbildung und eine berufliche Förderung erhalten, um später möglichst für sich selber sorgen zu können. Die Anstalt begann mit 16 Kindern, jedoch hatte sich die Zahl schon nach einem Jahr verdoppelt. 1884 lebten hier bereits 57 Kinder. 1886 plante man dann die erste Erweiterung. Der Neubau sollte durch Spenden finanziert werden. 1887 war ein Teilabschnitt des Baus fertig, so daß die Zahl der Kinder auf 81 anstieg. Der Neubau wurde 1893 beendet. Im gleichen Jahr wurde die Anstalt in „Idiotenanstalt Mosbach“ umbenannt.

Da es immer häufiger vorkam, daß entlassene Behinderte sich nicht zurechtfinden und langsam verwahrlosten, entschloß sich 1898 der Verwaltungsrat der Anstalt, einen Neubau für erwachsene Behinderte in Angriff zu nehmen. Wieder wurde ein Spendenaufruf gestartet, der schon nach kurzer Zeit 25000,- Mark eingebracht hatte. Jedoch kam von der badischen Regierung die Aufforderung, ein Krankenhaus mit Isolierstation einzurichten. Trotz aller Bemühungen, doch noch den Neubau für erwachsene Behinderte zu verwirklichen, war man nun gezwungen, zuerst das Krankenhaus zu bauen. Dazu mußten die Spenden, die eigentlich für den Neubau vorgesehen waren, angegriffen werden. 1899 wurde das Krankenhaus mit Isolierstation fertiggestellt.

1905 feierte die Anstalt in Mosbach ihr 25jähriges Jubiläum. Im gleichen Jahr wurde die „Idiotenanstalt Mosbach“ umbenannt in „Erziehungs- und Pflegeanstalt für Geistesschwache“, denn der Name „Idiotenanstalt“ hatte bei vielen Menschen Anstoß erregt. Endlich konnte auch mit dem Bau für behinderte Erwachsene begonnen werden. Die Regierung hatte dazu großzügige Mittel bereitgestellt. 1906 wurde der Neubau eingeweiht und erhielt den Namen „Eben-Ezer“. In den folgenden Jahren stieg

die Zahl der Bewohner stetig an. 1911 lebten 251 Behinderte in der Anstalt.

Große Probleme bereiteten die Jahre des ersten Weltkrieges. Die meisten männlichen Mitarbeiter mußten an die Front. Auch fehlte es an Kohlen und Bettwäsche. In der Folge konnten keine Behinderten mehr aufgenommen werden. Dieser Zustand setzte sich in den ersten Nachkriegsjahren weiter fort. So sank die Zahl der Anstaltsbewohner bis 1924 auf 174 ab. Hier war der Tiefpunkt erreicht, und langsam stieg die Zahl der Behinderten erneut an. 1932 war die Anstalt mit 286 Bewohnern wieder komplett belegt. Jedoch immer neue Anfragen erreichten die Anstalt. So entschloß man sich 1936, den Schwarzacher Hof zu pachten. 1939 wurde er dann gekauft. Dort brachte man 70 Schwergeschädigte, die nicht bildungsfähig waren, unter. In der Folge wuchs die Zahl der Bewohner der gesamten Anstalt auf 505 im Jahr 1940 an.

Mit Beginn des zweiten Weltkrieges wurden etliche Mitarbeiter eingezogen. Auch wurden die Lebensmittellieferungen des Winterhilfswerkes eingestellt. Die Anstalt in Mosbach bekam massiv die Folgen des Nationalsozialismus zu spüren. Im Rahmen des Euthanasie-Programms wurden 1940 217 Behinderte (100 Kinder, 68 Männer und 49 Frauen) deportiert. Den Angehörigen wurde nach einer gewissen Zeit von den Behörden mitgeteilt, daß die Deportierten eines natürlichen Todes gestorben seien. Zahlreiche Eltern holten darauf ihre Kinder aus der Anstalt, weil sie dort nicht mehr sicher waren. 1944 wurden nochmals 45 Kinder vom Schwarzacher Hof verschleppt. 1941 mußte die Anstalt die Wohngebäude an die Wehrmacht verkaufen. Die Grundstücke fielen dabei an die Stadt Mosbach. Die Bewohner der Anstalt Mosbach wurden im Schwarzacher Hof untergebracht.

Nach dem Krieg wurde der Schwarzacher Hof von der „United Nations Relief and Rehabilitation Administration“ (UNRRA) beschlagnahmt und zu einem Heim für ausländische Kinder umgewandelt. Die Insassen mußten nun nach Waldkatzenbach im Odenwald evakuiert werden. Sie wurden dort in Massenquartieren untergebracht. Es fehlte an Nahrungsmitteln und vielen anderen Dingen. Im August 1946 konnte die Anstalt für Geistesschwache wieder nach Mosbach zurückkehren. Jedoch waren die Gebäude und der Garten in einem sehr schlechten Zustand. Den Schwarzacher Hof erhielt die Anstalt erst im November 1948 zurück.

Da die Anstalt sich nicht mehr nur mit Behinderten beschäftigte, sondern auch mit Krankenpflege, wurde die „Erziehungs- und Pflegeanstalt für Geistesschwache“ am 29.07.1949 umbenannt in „Johannes-Anstalten der Inneren Mission“. In den folgenden Jahren entstanden in Mosbach ein Kreisaltersheim, eine Lungenheilstätte für Kinder, mehrere Wohnheime, Verwaltungsgebäude, Pflegebauten, Sporteinrichtungen, eine Aussegnungshalle, eine eigene Kirche mit Gemeindezentrum und vie-

les mehr. Verschiedene Lehrgänge wurden eingerichtet. 1977 kamen noch die Werkstatt für Behinderte und das Berufsbildungswerk in Mosbach dazu.

In Schwarzach wurden Wohnheime, Sporteinrichtungen, eine Aussegnungshalle, die Sonderschule und ein Rehabilitationszentrum eingerichtet. Zu den Häusern in Mosbach und Schwarzach wurden mit der Zeit noch weitere Häuser hinzugekauft. So erwarben die Johannes-Anstalten 1974 das Haus „Bergesruh“ in Hettigenbeuren als Altersheim, das Ferienheim „Lindenhof“ in Schluchsee und das „Haus Michaelsberg“ in Haßmersheim. Anfang der siebziger Jahre wurde das Prinzip abgeschafft, daß ein Pfarrer der Anstalt vorstehen soll. Es wurde ein Vorstand gegründet, der sich aus den Direktoren der Einrichtungen zusammensetzte.

Die Johannes-Anstalten sind heute eine moderne Ausbildungs-, Rehabilitations- und Pflegeeinrichtung für geistig- und mehrfachbehinderte Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Die Anstalten haben 2600 Mitarbeiter und bieten 3200 Behinderten einen Platz. Neben der Anstalt in Mosbach und dem Schwarzacher Hof gehören heute noch das „Haus Tannenburg“ in Simmersfeld, das Wohnheim „Haus Bergesruh“ in Hettigenbeuren, das Ferienheim „Lindenhof“ in Schluchsee, die Wohngemeinschaft „Haus Michaelsberg“ in Haßmersheim, die Außenwohngruppe Diedesheim, die Werkstätten für Behinderte in Buchen und die „Zieglersmühle“ zu den Johannes-Anstalten.

Anke Paul/Martje Kruse

### **Seelsorge in der Behindertenarbeit**

In den Johannes-Anstalten gliedert sich die Seelsorge in der Behindertenarbeit in zwei Bereiche: Seelsorge an Lernbehinderten und Seelsorge an Schwer- und Schwerstbehinderten. Ein besonderes Gewicht liegt für Pfarrdiakon D. Denz auf der Arbeit mit den lernbehinderten Jugendlichen; die seelsorgerliche Arbeit in den Wohngruppen, Sonderschule und Sonderschulkindergarten teilt er sich mit seinem Kollegen auf.

#### *Bereich Lernbehinderte*

Seelsorge an lernbehinderten Jugendlichen in den Johannes-Anstalten Mosbach ist zunächst Seelsorge an den jungen Erwachsenen selbst in Form von Einzelseelsorge und Gruppenseelsorge.

Ca. 35 Einzelgespräche führt Pfarrdiakon Denz pro Woche; daneben bietet er Gruppengespräche an. In zweiwöchigem Rhythmus trifft er sich z.B. mit einer Gruppe junger Männer, die in ihren Familien sexuell mißbraucht worden sind.

Die Kontakte zu den Jugendlichen entstehen häufig über das Beichtgeheimnis. Bei Besuchen im

Internat oder bei Rundgängen durch Schule und Werkstätten wird Denz oftmals angesprochen: „Herr Pfarrer, sie dürfen doch nichts sagen...“

Präsenz bei den Jugendlichen ist Denz wichtig. Er betont, daß er es als seine Aufgabe ansehe, auf die Menschen zuzugehen und nicht allein „Seelsorge vom Schreibtisch aus“ zu führen und darauf zu warten, daß die Jugendlichen zu *ihm* kommen, wenn sie Probleme haben.

In den seelsorgerlichen Gesprächen sollten die Jugendlichen die Erfahrung machen, daß sie so, wie sie sind, gut sind. „Du bist Ebenbild Gottes. Du mußt dich nicht nach einem Bild entwickeln.“ Mit dieser Zusage möchte Denz den jungen Erwachsenen, die aufgrund ihrer Behinderung oft Ausgrenzung und Vernachlässigung erfahren, Achtung vermitteln. Dazu gehöre auch, daß jeder Jugendliche in seiner jeweiligen religiösen Einbindung ernstgenommen werde. Denz grenzt sich davon ab, Seelsorge als Glaubensvermittlung zu verstehen. Vielmehr sei Seelsorge ein Heilwerden im Sinne eines therapeutischen Prozesses.

Dieser Ansatz gründe auf den Begegnungsgeschichten der Evangelien, in denen Jesus die Menschen, auf die er trifft, zunächst einmal fragt: Was willst *du*, das ich dir tu?

Ein weiteres Moment der Seelsorge an Lernbehinderten ist das Mittragen bestimmter Lebenserfahrungen. So besteht beispielsweise das Angebot an die Jugendlichen, in tiefen Angstsituationen einen Schlüssel zu Denz' Privatwohnung zu bekommen und gegebenenfalls eine Woche bei ihm mitzuleben.

Schließlich sieht Denz seine Aufgabe als Seelsorger auch in der Anwaltschaft der Jugendlichen gegenüber Betreuern, Lehrern und Ausbildern.

Über die Arbeit mit den Lernbehinderten hinaus bietet Denz seelsorgerliche Beratung für deren Eltern an. Er macht Besuche bei den Eltern, lädt sie zu gemeinsamen Wochenenden ein und steht ihnen zu Einzelgesprächen zur Verfügung.

Außerdem gehören zu seinem Aufgabenfeld als Seelsorger auch die Mitarbeiter der Johannes-Anstalten Mosbach. Neben Einzelbegegnungen in Lebenskrisen, Berufsfragen o.ä. bietet Denz dreimal im Jahr Einkehrtage in einem Kloster an.

Durch bestimmte Rituale, wie z.B. das gemeinsame Feiern von Gottesdiensten, werden die verschiedenen Arbeitsfelder des Seelsorgers zusammengebunden.

#### *Bereich Schwer- und Schwerstbehinderte*

Nach dem Besuch der Wochenandacht am Freitagmorgen war die Frage nach der Seelsorge in der Schwerbehinderten-, besonders der Schwerstbehindertearbeit von besonderem Interesse.

Das Geschehen der Andacht zeigte deutlich, daß besondere Formen der Seelsorge in diesem Bereich gefordert sind. So betonte Pfarrdiakon D. Denz, daß der Zeitfaktor eine besonders wichtige

Rolle spiele. Zeit für intensiven Blickkontakt, viel Körperkontakt, insgesamt individuelles Eingehen auf die Bewohner sei nötig. Ein eindrückliches Beispiel erzählte Herr Denz aus einer der Schwerstbehindertenwohngruppen, in der die Andacht auf dem Wasserbett im Wohnzimmer stattfindet. Indem der Bewohner auf den Mitarbeiter gelegt wird, kann über Atmung und Kontakt der Haut z.B. Singen mitgeteilt, geteilt werden. Auch hier sind feste Rituale gefordert, der Ablauf der Andacht darf keinem großen Wechsel unterliegen. Sie muß klar strukturiert sein, damit den Behinderten das Gefühl von Sicherheit vermittelt werden kann und sie nicht mit neuen, ungewohnten Situationen konfrontiert werden. Wichtiger Bestandteil ist das sinnliche Element: Es muß etwas zum Hören, Sehen, Fühlen geboten werden. Und die bekannten Dinge der Alltagserfahrung müssen so präsentiert werden, daß immer wieder auch der überraschende Aha-Effekt erzielt werden kann.

Bei solch intensiven Kontakten, besonders Körperkontakten stellte sich die Frage nach der Distanz. Für die Gottesdienste und Kasualien gelte da „der Schutz der Rolle“, erklärte Herr Denz. Bei diesen Anlässen würden ihn die Behinderten generell im Talar, in der Rolle des Pfarrers erleben. Um die notwendige Distanz zu wahren, dürften sich keine Automatismen einstellen. So sei es für ihn selbstverständlich, bei Besuchen in den Wohngruppen zu klingeln und zu warten, bis die Bewohner öffnen, um zu signalisieren: „Ich bin Besucher.“ So kann „Distanz der Normalität“ entstehen, die ein für diese Arbeit wichtiger Ausdruck von Respekt ist.

Ein schönes Beispiel hierfür war der distanzierte, aber herzliche Umgang während der Andacht mit dem Geburtstags – „Kind“ des Tages, das mit seinen 54 Jahren ein kleines Geschenk überreicht bekam.

Karl Ludwig Meijer/Rüdiger Popp

#### **Das Berufsbildungswerk Mosbach**

##### *1. Die Ausbildung, der Arbeitsmarkt, die Behinderung, die Notwendigkeit der Qualifikation*

Das Berufsbildungswerk für lernbehinderte Jugendliche (15-30jährige) versucht die Reintegration von in der Regel „milieugeschädigten“ Menschen in die normale Arbeitswelt. Häufig sind die Menschen lernbehindert aufgrund einer schwierigen Umwelt oder weil sie Lebenserfahrungen im Elternhaus erlitten haben, die sie nur schwer verarbeiten können. Hinzu kommen Menschen, die aus körperlichen oder medizinischen Gründen (Krankheiten) ein von der Norm abweichendes Lernverhalten aufweisen.

Zwingende Voraussetzung für die Teilnahme an den beruflich qualifizierenden Maßnahmen des

Arbeitsamtes ist neben dem moralisch-ethischen Aspekt der Integration behinderter Menschen in die Gesellschaft die langfristige Deckung der Kosten bzw. deren Reduzierung für die Staatshaushalte.

Die zunehmende Wirtschaftlichkeits- und Effizienzorientierung der Arbeitswelt einerseits und die einhergehende Kostenorientierung von öffentlichen Trägern andererseits gewinnen eine bedrohliche Dimension für den Bestand dieser kostenintensiven *berufsqualifizierenden* Maßnahmen, wenn die Integration jugendlicher Lernbehinderter in die Arbeitswelt bzw. das Ziel der gesellschaftlichen Reintegration nicht mehr gewährleistet werden kann.

Die *Erfolgsquote der Reintegration Lernbehinderter* wird somit das konstituierende Moment eines *Berufsbildungswerkes*. Die Reintegrationsquote ist wiederum maßgeblich abhängig von Faktoren wie der Arbeitsmarktsituation, den Zuwendungen des Arbeitsamtes und der Motivation des Lehrpersonals, die das Berufsbildungswerk nicht beeinflussen kann. Bei den steigenden Arbeitslosenzahlen, die langfristig zu erwarten sind, und optimierter Ressourcennutzung (Leistungsverdichtung) von Unternehmen wird die notwendige Reintegrationsquote in mittelfristiger Perspektive rapide geringer. Dies führte bereits zu Anfragen aus der Politik nach dem Sinn eines Berufsbildungswerkes.

Konsequenterweise zeigt die derzeitige Unternehmensstrategie des Berufsbildungswerkes Mosbach eine *Tendenz zur Abkehr von berufsbildenden Qualifikationen* zugunsten von Weiterbildung, Förderung, Nachschulung u.ä. auf. Zwei gegenläufige Entwicklungen sind hervorzuheben: 1. die Zunahme von lernbehinderten Jugendlichen und 2. die Abweichung vom Ziel der Reintegration.

Diese deutlich gezeichneten Entwicklungen sind insofern zeitgemäß, als sie konform gehen mit der aktuellen Arbeitsmarktpolitik, die zunehmend weniger qualifiziert (vgl. insbesondere den Haushalt 1998 der BfA gegenüber früheren Haushalten), sondern vielmehr lehrt, wie man sich gegenüber Mitbewerbern durchsetzt.

## 2. Eindrücke von der Besichtigung der Berufsschule

Die Berufssonderschule agiert nun zwischen zwei Polen, die sie in Bezug setzen muß. Sie hat es mit Jugendlichen zu tun, die den bisherigen Anforderungen der öffentlichen Schulen nicht entsprechen konnten und einer besonderen Förderung bedürfen, und sie will den Jugendlichen einen staatlich anerkannten Berufsabschluß, der ein Mindestmaß an Lerninhalten verlangt, ermöglichen. Eine erste Konsequenz ist die Verringerung der Klassengröße, die maximal 12 Auszubildende beträgt. Außerdem ist der Unterrichtsstoff reduziert, doch besteht der Mindestanspruch darin, daß er für eine fortführende Arbeit in einem normalen Betrieb ausreichen muß. Bei unserem kleinen Einblick erlebten wir eine Atmosphäre der Geduld und Aufmerksamkeit. Doch sprachen die Lehrenden auch häufig über die Ziele,

die sie erreichen müssen. Die Herausforderung, beide Pole zu vereinen, trat deutlich zutage. So war es um so überraschender zu erfahren, daß nur wenige Lehrende über eine Qualifizierung für den Sonderschulbereich verfügten, sondern sich mit einer allgemeinen Qualifikation dorthin beworben hatten – teilweise sogar dorthin versetzt worden waren –, ohne genau zu wissen, was auf sie zukam. So ergab sich wahrscheinlich für etliche Lehrende erst dort die Auseinandersetzung mit der besonderen Situation. In welcher Form sich dies nun auf die Schule auswirkt, war durch den kurzen Einblick nicht zu erfahren.

Auffallend war die Disziplin, die in den Klassen herrschte. Mag es Zufall sein oder Kennzeichen der Schule, die SchülerInnen waren bemüht, dem Unterricht zu folgen – und dies bei eher „trockenen“ Fächern, wie Fachrechnen und Deutsch – und akzeptierten die Lehrkräfte. Die SchülerInnen wußten über sich und ihre Erfolge, ihre Defizite auch Bescheid, da mit ihnen und den Lehrern und Erziehern regelmäßig Gespräche geführt werden, die offen alles ansprechen. Vielleicht wußten sie auch genau, daß die Schule ihre letzte Chance ist, eine Ausbildung und damit auch Arbeit zu finden, und waren dementsprechend motiviert.

Insgesamt machte die Einrichtung einen guten Eindruck, was die Förderung der Jugendlichen betrifft, die bis zur Findung einer Arbeitsstelle reicht und somit auch den Übertritt in das reale Berufsleben in ihre Förderung einbezieht. Genau hier liegt aber auch der prekäre Punkt dieser Ausbildungsform. Inwieweit gelingt es, die Jugendlichen wieder in einen Alltag zu integrieren, der sie nicht mehr in besonderer Weise schützt? Verlässliche Informationen erhält das Berufsbildungswerk nach einem halben Jahr vom Arbeitsamt. Danach erfolgt dies nur noch durch individuelle Kontakte mit ErzieherInnen. Die Meinungen gingen hier sehr auseinander: von der Ansicht, es sei notwendig, die Jugendlichen der öffentlichen Situation auszusetzen, in der Ansprechpersonen für sie erreichbar bleiben sollen, bis zu dem Wunsch, ihnen die ersten Berufserfahrungen weiterhin in einem geschützten Umfeld zu gewähren.

Ronald Kahn

## Ein Rehabilitationszentrum der Johannes-Anstalten: Die Werkstätten für Behinderte (WfB)

### *Aufgaben und Zielsetzungen der WfB*

Mit dem im Jahr 1977 errichteten Gebäudekomplex der Werkstätten für Behinderte wurde ein seit langer Zeit anstehendes Desiderat ins Leben gerufen: Eine Einrichtung, die v.a. geistig behinderten Menschen die Möglichkeit gibt, eine systematische Förderung und Integration in handwerklich und arbeits-

technisch ausgerichteten Tätigkeitsfeldern je nach Schwere ihrer Beeinträchtigung zu erfahren. Zugleich eine Förderung, die dem Einzelnen spezifische, auf seine Fähigkeiten und Neigungen zugeschnittene Hilfen zur beruflichen Ersteingliederung gewährleistet.

Der Faktor der Erwerbsfähigkeit und der Produktivität des Behinderten wird aus der Perspektive der Rehabilitation zunächst strikt ausgeklammert. In ihr geht es primär um eine Eingewöhnung in das soziale Klima des gemeinschaftlichen Arbeitslebens und um einen Vermittlungsversuch der Sinnerfüllung durch die Teilnahme am Arbeitsprozeß, einem Aspekt des Lebens, der den Alltag strukturiert und das Selbstwertgefühl stärkt.

Die Behinderten erhalten in den WfB in höchstmöglichem Maße konzentrierte und dosierte pädagogische und persönlichkeitsbildende Unterstützung. So bekommt jeder Behinderte seine Chance, den über seine Entwicklungsfähigkeit bzw. Belastbarkeit determinierten Platz im multidimensionalen Gefüge des gesellschaftlichen Lebens einzunehmen. Der behinderte Mensch findet in den Werkstätten einen Lebensraum vor, in dem er auf natürliche Akzeptanz trifft. Die Aufnahme in die WfB vermag ihn daher aus seiner oftmals gesellschaftlich gewachsenen Isoliertheit ein Stück weit herauszulösen und ihm Chancen sozialer Teilhabe einzuräumen.

Angesichts all dieser Vorteile darf allerdings nicht übersehen werden, daß die beschützenden Werkstätten selbst ein nahezu abgeschottetes System darstellen, aus dem nur relativ wenige Menschen mit hochgradigen Behinderungen auf den allgemeinen Arbeitsmarkt vermittelt werden können. Erst neue Modelle und Initiativen schaffen sichtbare Erfolge. Andererseits sind sie bis jetzt die einzige Einrichtung in der BRD, die schwer und mehrfach behinderten Menschen begründete Hoffnung auf Berufsausübung gibt.

Die WfB sind auch Auffangstation und Refugium für autonom lebende Behinderte, die infolge widriger Umstände ihren Arbeitsplatz außerhalb der Johannes-Anstalten verloren haben. Der administrativ reibungslose Wechsel wird fast immer als berufliche und menschliche Abqualifizierung und endgültiges Zurückgeworfensein in einen Randgruppenstatus erlebt.

Auch behinderte Menschen aus dem unmittelbaren Einzugsgebiet haben als Externe einen Anspruch auf einen Arbeitsplatz in den WfB.

Zur Zeit stehen 455 Behinderten 452 Arbeitsplätze zur Verfügung. Davon sind etwa 70 Plätze von Externen belegt; für sie sind Fahrdienste, die sie täglich zu den WfB bringen, eingerichtet.

#### *Aufnahme in die WfB*

Eine erste Möglichkeit zur Klärung der Aufnahme in einen der in den WfB angebotenen Tätigkeitsbereiche ergibt sich in der Regel nach dem Verlassen

der Sonderschule. Doch ist der Zeitpunkt der Berufsorientierung in den WfB nicht an ein bestimmtes Lebensalter gebunden. Behinderte aller Altersgruppen haben so die Chance, ihre Fähigkeiten unter begleitender Betreuung zu entwickeln, zu entfalten oder wieder zu erwerben.

Die Zuweisung in den sog. Arbeitstrainingsbereich geschieht durch einen Eingliederungsvorschlag der Arbeitsämter aufgrund des Arbeitsförderungsgesetzes und der Anordnung des Verwaltungsrates der Bundesanstalt für Arbeits- und Berufsförderung Behinderter (A-Reha). Gemäß dieser Anordnung sollen behinderte Menschen vollständig und dauerhaft in Arbeit, Beruf und Gesellschaft eingegliedert und damit von der Hilfe anderer weitgehend unabhängig gemacht werden.

Die Förderungsdauer, deren Kosten vom Arbeitsamt übernommen wird beträgt zwei Jahre. Diese stellen eine Art praktische Lehrzeit dar. Die Zeit des Arbeitstrainings gliedert sich in einen einjährigen Grundkurs, in dem die Interessenschwerpunkte eruiert, Grundfertigkeiten im Umgang mit Werkstoffen und Werkzeugen eingeübt und das Arbeitsverhalten vermittelt werden, sowie in einen ebenso langen Aufbaukurs, in dem die Grundkenntnisse gefestigt, die Motivation, Konzentrationsfähigkeit und Sorgfalt intensiviert werden.

#### *Das Betreuungspersonal*

Diese und noch weitergehende arbeitstherapeutische Betreuung wird von ungefähr 40 technischen Fachkräften und Handwerksmeistern geleistet. Alle Betreuer haben eine pädagogische Zusatzausbildung durchlaufen und einen einjährigen Lehrgang in Heilerziehungspflege absolviert. In der Phase des Arbeitstrainings sind nicht mehr als sechs Behinderte einem Betreuer zugeordnet. Nach Beendigung der Lehrzeit beschließt ein Fachausschuß im Einvernehmen mit dem Arbeitsamt über eine Fortsetzung der Arbeitsförderung. Ein wichtiges Kriterium hierbei ist ein Mindestmaß an wirtschaftlich verwertbarer Arbeit des Behinderten im sog. Arbeits- oder Produktionsbereich. Dort werden Gruppen von bis zu zwölf Behinderten von einem Mitarbeiter betreut.

#### *Zusammenwirken der Fachkräfte und des Sozialdienstes der WfB*

Die WfB sind eng mit dem Sozialdienst und dem psychologischen Fachdienst verbunden. Ein Sozialpädagoge der WfB koordiniert die Fachkräfte der diversen Abteilungen. Er führt mit ihnen regelmäßig Beratungsgespräche über Einzelmaßnahmen der Rehabilitation, wertet ihre Berichte aus und steht seinerseits mit dem Arbeitsamt in Verbindung. Daneben nimmt er pädagogische Aufgaben wie das Sozialtraining wahr und ist Ansprechpartner sowohl für die Rehabilitanten als auch für deren Angehörige. Die Fachkräfte und der Sozialdienst erhalten von einem Psychologen vor Ort flankierende Unterstützung.

Sowohl im Arbeitstrainings- als auch im Produktionsbereich werden regelmäßig Beobachtungsbögen ausgefüllt, die verschiedene Aspekte der kognitiven, taktil-sensorischen und motorischen Fähigkeiten der Behinderten erfassen sowie das soziale und situationsbedingte Verhaltenmuster erkennen lassen sollen.

#### *Zur Situation und Struktur der WfB*

Die WfB sind in zunehmendem Maße gezwungen, betriebswirtschaftliche Umstrukturierungen vorzunehmen und rentabilitätsorientierte Prinzipien anzuwenden, wenn der zu Anfang der 90er Jahre erreichte Standard gehalten werden soll. Die marktwirtschaftlichen Schwierigkeiten der BRD wirken sich infolge der staatlichen Mindereinnahmen und der dadurch bedingten restriktiven Gesetzes- bzw. Artikeländerungen – wie der Kündigung der Pflege-satzvereinbarung zum Ende des Jahres 1993 und der damit verbundenen Deckelung der Kostensätze oder der sog. Nettoerlösrückführung bis voraussichtlich Ende 1998 – auf die WfB finanziell entmutigend aus.

Die WfB sind als Zulieferunternehmen an mehr als 50 größere Industrie- und Handelsunternehmen angeschlossen. Darüber hinaus stellen sie Eigenprodukte her. Der Produktionsbereich ist in folgende Einzelbereiche eingeteilt:

- Eigenfertigung: Offsetdruck, Buchdruck und Weiterverarbeitung, Holzspielzeug und Kleinmöbel.
- Metallbereich: Sägen, Bohren, Drehen, Fräsen; Gewindeherstellung, Röhren.
- Montagebereich: Lampen, Kabelbäume, Zuleitungen, Lüftungsklappen für die Autoindustrie, Kosmetikbehälter, Kleiderbügel, Wäscheklammern.
- Verpackungsbereich: Skin- und Blisterfolienverpackungen, Einkochringe, Heftpflaster, Einlegesohlen, Kosmetikartikel.

#### *Die Belegschaft der WfB*

In der Produktion sind 425 Behinderte beschäftigt, während sich im Arbeitstrainingsbereich 30 in Ausbildung befinden. Signifikant ist in beiden Bereichen die Altersstruktur: Im Arbeitstrainingsbereich sind 17 Personen (56%) unter 25 Jahre alt; davon sind drei zwischen 18 und 21 Jahren. Keiner ist jünger als 18 Jahre. 13 Beschäftigte gehören meistens den mittleren Jahrgängen an.

Im Arbeitsbereich sind 419 Beschäftigte (98%) älter als 25 Jahre; die meisten gehören zur Altersstufe zwischen 25 und 40 Jahren. Fünf Personen sind zwischen 21 und 25 Jahren; einer ist jünger als 21 Jahren. Das Eintrittsalter vom Arbeitstrainings- in den Produktionsbereich liegt im Regelfall über 25 Jahre.

Alle Beschäftigten sind sozialversichert, erhalten einen monatlichen Arbeitslohn zwischen 300 und 350 DM sowie 30 Urlaubstage im Jahr. Die Löhne werden aus dem Erlös der Produkte gezahlt. Interne geben von ihrem Arbeitslohn etwa die Hälfte als

Eigenbeitrag für ihre Unterbringung in den Anstalten an den Kostenträger ab.

#### *Kurzer Einblick in den Montage- und Verpackungsbereich*

Ein normaler Arbeitstag umfaßt sechs bis sechseinhalb Stunden Arbeitszeit mit drei längeren Pausen. Im Montage- und Verpackungsbereich sind 42 meist geistig schwer- und damit einhergehend mehrfach behinderte Menschen beschäftigt. Die jüngste Beschäftigte ist 25 Jahre, der älteste 63 Jahre alt. Das Durchschnittsalter beträgt 30 bis 40 Jahre. Der Bereich für Montage und Verpackung ist der hinsichtlich Geschicklichkeit und Leistungserbringung schwächste von allen genannten.

Viele Beschäftigte können wegen ihrer erheblichen geistigen und körperlichen Beeinträchtigung nur eingliedrige Arbeitsgänge, die eines bloß geringen Kraftaufwands bedürfen, ausführen. Daher werden nur leichte Arbeiten, die ohne Einsatz von lärmenden Maschinen verrichtet werden können, bereitgestellt. Hierzu gehört z.B. das Zusammenfügen von meistens nur zwei Kunststoff-Fertigteilen, die mit Hilfe einfacher, ergonomisch gestalteter, am Arbeitstisch fixierter Hebelvorrichtungen, deren Bedienung höchstens nur zwei Bewegungsabläufe erfordert, verbunden werden.

Einige Behinderte sind nur unter wiederholter Anleitung oder Motivierung in der Lage, Arbeiten auszuführen. Auch das Arbeitstempo kann sehr starken Schwankungen unterliegen. Während manche Beschäftigten geradezu hyperaktiv sind, arbeiten andere extrem langsam und bedächtig. Einzelne wiederum sieht man völlig lethargisch oder im Gegensatz dazu mit stereotypen Bewegungssyndromen an ihrem Platz verharren. Nicht so hochgradig Behinderte führen komplexere Arbeitsvorgänge aus. Sie sind auch in der Lage, in mehreren Arbeitsschritten unmittelbar einander zuzuarbeiten und auf gleichmäßigen Arbeitsrhythmus und Genauigkeit zu achten. Dies ist etwa der Fall beim Schneiden und Verschweißen der Verpackungsfolie, beim Abzählen und Bündeln und schließlich beim Etikettieren der Artikel. Unter den ‚Teamworkern‘ ist das Kommunikationsbedürfnis sehr ausgeprägt. Häufig geht es dort auch ziemlich lautstark zu. Obgleich die Mehrheit dieser Beschäftigten beinahe selbständig arbeitet, ist sie andererseits kaum bereit, andere als die gewohnten Arbeitsbewegungen auszuführen.

Einzelne lassen anstelle des Kommunikationsbedürfnisses ein eher stärkeres Zuneigungs- und Kontaktbedürfnis besonders gegenüber den betreuenden Bezugspersonen erkennen, das sie durch Anschmiegen oder andere körperliche Signale zeigen. Allgemein fühlen die Beschäftigten sich sehr schnell überfordert und geraten oftmals in Streßsituationen, die nur durch beschwichtigendes Eingreifen der Betreuer unter Kontrolle gebracht werden können.

Insgesamt waren die Eindrücke in den Werkstätten so vielfältig wie die Lebensäußerungen der Menschen, die dort arbeiten, der behinderten wie der nicht behinderten, wobei die einen den anderen Hilfe zuteil werden lassen, ihr Leben so zu gestalten, daß sie einen möglichst hohes Maß an Sinn-erfüllung und Würde darin erfahren können. Aber gilt dies gewissermaßen nicht auch umgekehrt?

Arne Schipper

### **Ein Tag in einer Wohngruppe schwerstpflegebedürftiger Behinderter**

Im Rahmen der Exkursion habe ich mit zwei Kommilitoninnen eine Wohngruppe für schwer- und schwerstpflegebedürftige Behinderte besucht. Wir waren insgesamt etwa sechs Stunden dort.

In der Wohngruppe wohnen zehn behinderte Menschen, die überwiegend im Alter zwischen 10 und 25 Jahren sind. Als wir in den Wohnbereich kamen, war das Personal gerade mit Aufräum- und Putzarbeiten beschäftigt. Es waren nur drei der BewohnerInnen anwesend. Das Personal setzte aus einer Heilerziehungspflegerin und einem Zivildienstleistenden zusammen, ein zweiter Zivildienstleistender war gerade mit einigen BewohnerInnen unterwegs, um sie zur Schule zu bringen.

Aufgrund dieser recht knappen Besetzung waren wir zunächst uns selbst überlassen und konnten uns ein wenig den Wohnbereich ansehen. Was mir dabei zunächst auffiel, war, daß an jedem Zimmer ein Zettel hing, auf dem verschiedene Öle und Badezusätze verzeichnet waren: etwa Fichtennadel, Ylang Ylang oder Lemongras, welches zum Beispiel antiseptisch und appetitanregend wirkt und zusätzlich Ungeziefer und Stechmücken vertreibt. Als ich die anwesende Heilerziehungspflegerin danach fragte, erzählte sie mir, daß sie einmal einen Aromatherapeuten auf den Wohnbereich geholt hätten, der die entsprechenden Substanzen empfahl. Diese Öle und Badezusätze würden noch immer verwandt. Geachtet werden müsse dabei darauf, daß die Substanzen einen sehr hohen Reinheitsgrad aufwiesen, da es bei unreinen Substanzen leicht zu allergischen Reaktionen bei den BewohnerInnen kommen könne.

Beim Rundgang durch den Wohnbereich fiel auch auf, daß die Zimmer alle mit unterschiedlichen Motiven bemalt waren: einmal war es ein großes Auto, dann ein großer Teddybär, dann wieder etwas anderes. Das war eine Aktion, die die Mitarbeiter vor ungefähr 10 Jahren gemacht hatten und die damals – soweit als möglich – auf die Wünsche der BewohnerInnen abgestimmt war.

Nachdem die anwesenden Mitarbeiter mit ihren Arbeiten – auch das *Putzen* des Wohnbereichs ist Aufgabe des *Pflegepersonals* – fertig waren, war

Gelegenheit, mit ihnen über ihre Arbeit zu reden. Wie schon oben erwähnt, bedrückt die Mitarbeiter die Personalsituation am meisten. Wo vor einigen Jahren noch zehn Mitarbeiter auf einem Wohnbereich arbeiteten, sind nun nur noch sechs Mitarbeiter. Es ist leicht verständlich, verschärft die Lage aber noch zusätzlich, daß die Personalfluktuations relativ groß ist. Das ist zum einen natürlich wieder durch die Personalsituation verursacht, hinzu kommt aber auch, daß die Arbeit an sich relativ anstrengend ist.

Der Kontakt zu den BewohnerInnen – das Personal nennt sie „Kinder“ – funktionierte erst etwa ab mittag. Wir hatten alle drei auch schon vorher versucht, Kontakt zu den BewohnerInnen herzustellen, die nicht in der Schule waren; es war uns jedoch nicht geglückt. Wir hatten zwar jeweils in anderen Bereichen Pflegeerfahrung, es ist aber dann doch etwas ganz anderes, mit schwer geistig behinderten Gleichaltrigen umzugehen, als etwa mit alten Menschen oder Säuglingen. Mit dem Mittagessen, als also auch das Personal sich direkt mit den BewohnerInnen beschäftigte und wir nicht so alleine standen, ergaben sich leichte Kontakte, die sich über die Zwischenmahlzeit etwas verfestigten. Nach der Zwischenmahlzeit machten wir dann den Vorschlag, daß wir doch einmal mit drei BewohnerInnen rausgehen könnten. Der Spaziergang war für uns alle sechs eine sehr schöne Erfahrung. Zum einen hatten wir Gäste nun endlich das Gefühl auch etwas für unsere Gastgeber tun zu können; und für die BewohnerInnen, die mit draußen waren hat es – so glaube ich – auch viel Spaß gebracht.

Abschließend ist noch einmal darauf hinzuweisen, wie sehr uns auch später in der Großgruppe die Personalsituation auf dem Wohnbereich beschäftigt hat. Waren auf dem Wohnbereich nur noch sechs ganze Stellen u.a. mit Zivildienstleistenden besetzt, war für die Zukunft bei Neubesetzungen auch nicht abzusehen, daß – wenn überhaupt – ausgebildetes Personal kommen würde, ganz im Gegenteil. Es war auf der anderen Seite äußerst bemerkenswert, inwieweit offensichtlich trotz aller Schwierigkeiten der Anspruch des Pflegepersonals verwirklicht wurde.

Simone Sinn

### **Schulkindergarten für entwicklungsverzögerte Kinder: „Die Kleckse“**

„Erzählen sie an ihrem Institut und bei Freunden und Bekannten von ihren Eindrücken hier, und sagen sie, daß jeder, der unseren Schulkindergarten selbst erleben möchte, herzlich willkommen ist.“ Mit diesen Worten verabschiedete uns der Leiter des Kindergartens, und nach dem Tag, den wir dort verbracht hatten, wußten wir, daß dies nicht nur

eine Floskel war, sondern für die MitarbeiterInnen wesentlich zu ihrem Selbstverständnis hinzugehört: Öffentlichkeit schaffen!

Dazu gehört zum einen, daß der Leiter Regelkindergärten im Raum Mosbach besucht und vom Schulkindergarten erzählt, oder auch KinderärztInnen informiert und Faltblätter in den Praxen auslegt, zum anderen, daß Interessierte immer eingeladen sind, „die Kleckse“ in Mosbach live mitzuerleben.

Dort kann man 18 Kinder treffen, die montags bis donnerstags von 8:30 Uhr bis 14:45 Uhr durchgehend mit Mittagessen und freitags von 8:30 Uhr bis 11:30 Uhr betreut werden. Aktionen in der Gesamtgruppe und Zeiten in den Kleingruppen, die aus jeweils sechs Kindern bestehen, wechseln dabei ab. Darüber hinaus erhalten die Kinder je nach Bedarf therapeutische Einzelbetreuung wie z. B. durch Krankengymnastik, Wahrnehmungstraining und Sprachtherapie. Für jedes Kind werden nach der Diagnose des Entwicklungsstandes durch Tests und Beobachtungen in der Zusammenarbeit mit Sonderschullehrern jeweils Ziele in folgenden Persönlichkeitsbereichen aufgestellt:

- Wahrnehmung
- Motorik (Grob- und Feinmotorik)
- Kommunikationsfähigkeit und Sprache
- kognitive Entwicklung
- emotionale Entwicklung
- Sozialverhalten
- Spielverhalten
- lebenspraktische Fähigkeiten

„Die pädagogische Arbeit im Schulkindergarten Mosbach zielt darauf ab, in Zusammenarbeit mit den Eltern die Entwicklungsverzögerungen und Beeinträchtigungen der Kinder in den verschiedenen Bereichen zu beheben und die Kinder in der Entwicklung ihrer Gesamtpersönlichkeit zu fördern und zu unterstützen.“ (so das aktuelle Faltblatt)

Zur Zeit lebt eines von den Kindern in den Johannes-Anstalten, die anderen 17 wohnen extern und werden mit Kleinbussen zuhause abgeholt und wieder zurückgebracht. Um in Kontakt mit den Eltern zu bleiben, finden drei Elternabende im Jahr statt, außerdem sind die MitarbeiterInnen immer für Einzelgespräche offen. Der Leiter erzählte uns auch, daß für die Eltern der Elternstammtisch sehr wichtig ist, da sie sich dort austauschen und gegenseitig Hilfestellungen geben können.

Als wir fragten, was es denn bedeute, ein „Schul“-kindergarten zu sein, wurde so manches von den organisatorischen Besonderheiten dieser Einrichtung deutlich: Der Kindergarten ist der Schulbehörde, also dem Oberschulamt Stuttgart unterstellt, d. h. die MitarbeiterInnen sind beamtete SonderschullehrerInnen und ErzieherInnen (Heilerziehungspfleger werden vom Oberschulamt nicht eingestellt!). Die Ferien entsprechen den Schulferien, und die

Eltern müssen nur die Kosten für das Mittagessen bezahlen, da die Betreuungs- und Fahrtkosten vom Land bzw. zuständigen Landkreis getragen werden. Und nicht zuletzt entscheidet das Staatliche Schulamt auch über die Aufnahme eines Kindes in den Kindergarten.

Im Aufnahmeverfahren wird zunächst ein sonderpädagogisches Gutachten über das Kind erstellt und dann eine amtsärztliche Untersuchung gemacht, um schließlich die Genehmigung zu bekommen, daß das Kind den Schulkindergarten besuchen darf. Es sind Kinder ab drei Jahren, die in ihrer Gesamtentwicklung stark beeinträchtigt sind oder deren Entwicklung in den genannten Persönlichkeitsbereichen verzögert ist.

Der Leiter berichtete, daß es früher relativ häufig vorkam, daß erst wenn ein Kind eingeschult werden sollte, festgestellt wurde, daß eine Entwicklungsverzögerung besteht, mit der das Kind in der Schule zu große Schwierigkeiten hätte. Daraufhin wurde dann empfohlen, es noch ein Jahr in den Schulkindergarten gehen zu lassen, um seine Entwicklung zu fördern. In vielen Fällen wäre es aber wichtig, daß das Kind schon früher in den Schulkindergarten kommt, da es dann mehr Zeit hat, die intensive Betreuung zu genießen. Nicht zuletzt wird auch deshalb so viel Wert darauf gelegt, daß den Menschen, die privat oder beruflich mit Kindern zu tun haben, die Funktionen und Möglichkeiten des Schulkindergartens bewußt sind. Die Gründe und Ursachen, warum Kinder viel Aufmerksamkeit und Zuwendung brauchen, sind vielfältig, und wir hatten den Eindruck, daß diese intensive Betreuung den Kindern wirklich gut tut und einen wesentlichen Bestandteil von Entwicklungsförderung darstellt.

Nachdenklich gemacht hat mich, daß ich das Gefühl hatte, daß der Begriff ‚behindert‘ in dieser Einrichtung aus dem Wortschatz fast gänzlich verschwunden ist. Ist das so, weil manche Eltern Schwierigkeiten damit hätten, ihr Kind in einen Kindergarten für behinderte Kinder zu schicken? Oder wird gerade hier deutlich, daß die Grenzen zwischen ‚behindert‘ und ‚nicht-behindert‘ so fließend sind, daß man ins Schwimmen geraten würde, wenn man versuchte, in ‚behindert‘ und ‚nicht-behindert‘ zu kategorisieren? Deshalb ist differenzierteres Benennen wichtig, aber ebenso, das Wort ‚behindert‘ nicht mehr als Stigma anzuwenden. Dennoch finde ich es einsichtig, daß in dieser Einrichtung von entwicklungsverzögerten Kindern gesprochen wird, da auf die gezielte Förderung von Entwicklung viel Wert gelegt wird.

Ja, und wenn die Kinder dann mit sechs oder sieben Jahren „die Kleckse“ verlassen, gehen sie in verschiedene Schulen: Ungefähr je zu einem Drittel werden sie in die Sonderschule, die Förderschule oder die Regelgrundschule eingeschult.

Hoh Woo-Jung

### Besuch im Internat

Vor der Exkursion hatte ich keine Einrichtungen, insbesondere keine für geistig behinderte Menschen, besucht und war sehr aufgeregt. Es ist bei uns in Südkorea üblich, daß man solchen Leuten nicht begegnen möchte. Im Zusammenhang mit einer solchen Einstellung meinerseits war dieser Besuch für mich von großer Bedeutung.

Ich konnte nun mit einem Kommilitonen zusammen das Internat des Berufsbildungswerkes hospitieren. Im Büro haben wir Folgendes erfahren können: Die Gesamtzahl der Schüler des Berufsbildungswerkes betrage 350. Aber in dem Internat wohnten nur ca. 300 Schüler und Schülerinnen unter 23 Jahren und knapp 50 Erziehende, die ihnen als Mitarbeiter zur Verfügung stünden. Alle Schüler und Schülerinnen seien Lernbehinderte. Sie lernten langsamer, weniger und hätten große Schwierigkeiten beim Transfer des Gelernten. Sie wohnten in Gruppen von 12 Personen. Die meisten wohnten bis zum Abschluß der Ausbildung dort. Die Ausbildung dauerte mindestens 3 Monate und höchstens 5 Jahre.

Von Anfang an habe ich nicht verstehen können, was Lernbehinderung ist. Dieser Begriff ist mir einfach ganz unklar. Auch wenn ich eine Erklärung bekommen habe, bin ich schwer von Begriff gewesen. Es schien, als ob ich selbst ein Lernbehinderter gewesen wäre. Ich wollte möglichst persönlich ein paar Schüler und Schülerinnen treffen und mit ihnen reden. Aber leider gingen alle zum Lernen, weil es Vormittag war. Statt dessen konnten wir einige Erzieher treffen. Sie versammelten sich im Rahmen der Pädagogischen Konferenz. Wir waren dabei und haben mitbekommen können, worüber sie diskutiert haben und was sie in diesem Jahr vorhaben. Mir schienen die Erzieher gut gelaunt und voll engagiert zu sein. Danach haben wir mit einer Erzieherin gesprochen. Sie hat Sozialpädagogik studiert und arbeitet seit einigen Jahren. Sie sagte, sie sei mit dieser Arbeit zufrieden. Auf die Frage, was am schwierigsten sei, hat sie geantwortet: Sie machten ein Mal pro Woche einen großen Einkauf. Dabei hätten die Internatsbewohner die meisten Schwierigkeiten. „Wieso?“ Ich war sehr erstaunt und neugierig. Nach ihrer Erklärung war ich schockiert, weil ich es mir nicht vorstellen konnte. Beispielsweise könnten sie kein Fahrticket am Automat kaufen, weil sie nicht verstehen, was es koste, von einem Ort zum anderem zu fahren, oder wo man umsteigen soll, obwohl sie einen Hinweis an sich lesen könnten. Ich dachte „Das ist kaum zu glauben!“

Als wir uns in ihrem Büro unterhielten, kam einer bei uns vorbei und hat uns mitgeteilt, daß jemand eingesperrt worden sei. Sie hat uns später erklärt, was passiert war: Der Eingesperrte besaß zwar

selbst einen richtigen Schlüssel, aber er konnte ihn nicht dazu nutzen, sich zu befreien. Ich wunderte mich sehr, denn er war kein kleines Kind, sondern schon nahezu ein Erwachsener. Uns kam dies sehr ungewöhnlich vor, aber die Erzieherin meinte, so etwas passiere nicht selten.

Einige Stunden später konnten wir endlich mit drei Jungen reden. Obwohl die Zeit begrenzt war, hat es sich doch gelohnt. Sie sind eigentlich völlig normal gewesen wie andere auch, nur daß sie lernbehindert genannt werden müssen. Sie haben uns gefragt, ob wir neue Erzieher seien. Leider nicht. Ein asiatischer Erzieher für sie? Ich denke jetzt, wo ich darüber berichte, daß es eigentlich umgekehrt war. Ich würde heute antworten „Ihr seid unsere Lehrer! Ohne Euch hätte ich Euer Dasein nicht verstehen können.“ Diese Exkursion hat mir eine besondere Begegnung ermöglicht, bei der ich viel Neues erfahren konnte. Was ich schade finde, ist, daß wir keine Zeit hatten, die Erzieher nach der Motivation ihrer Berufswahl zu fragen. Ihre Beziehung zu den Schülern fand ich sehr beeindruckend.

Peter Gumbel

### Der Gottesdienst

Bevor die Schule und der Kindergarten in den Mosbacher Johannes-Anstalten um 8.30 Uhr anfangen, sind die Kinder, Jugendlichen, Erzieher und Lehrer zu einer Morgenandacht eingeladen. Auch unsere Exkursionsgruppe hat sich von den lebendigen Schilderungen dieser besonderen Gottesdienste durch Herrn Pfarrdiakon D. Denz gerne einladen lassen, so daß wir unseren dritten Exkursionstag, Freitag morgen um 8.00 Uhr, in der Kirche der Johannes-Anstalten begannen. Im Anschluß an den Gottesdienst blieben wir mit Herrn D. Denz im Kirchenschiff und hatten Gelegenheit, Eindrücke und Fragen zu äußern. Herr Denz nahm unsere Beobachtungen und Rückfragen zum Anlaß, in ausführlicher Weise den Teil der gottesdienstlichen Arbeit in den Anstalten vorzustellen und gab uns damit Grundsätzliches der Praktischen Theologie zu bedenken.

Zum Beispiel den Kirchenbau: 1980 bekamen die Mosbacher Johannes-Anstalten anläßlich ihres 100jährigen Bestehens eine neue Kirche. Der Mittelpunkt des geräumigen Kirchenschiffs bietet Platz zum Tanzen und Spielen; Elemente, die in den Gottesdiensten mit behinderten Menschen von großer Bedeutung sind. Die Sitzplätze sind in einem Halbmond um diesen Mittelpunkt angeordnet, offen zum Altar hin, über dem ein großer, von den Schülern selbst angefertigter, Wandbehang mit Darstellungen der Passionsgeschichte angebracht ist. Gegenüber der Südseite, die durch eine breite Fensterfront Tageslicht in den Raum läßt, leuchten

im Nordosten drei bunte Glasfenster, die von einem Mitarbeiter gestaltet wurden. Das mittlere Fenster zeigt einen Kreis in einer gespaltenen Schale, ein Symbol für den kranken Menschen, wie uns Herr Denz erklärte. Das Fenster war Anlaß, dieses Symbol seither neben dem Namen „Johannes-Anstalten“ als Logo zu verwenden.

Die Kirche strahlt Offenheit aus. Sie ist offen für besondere Formen gottesdienstlicher Wahrnehmung von Behinderten, offen für das Mitwirken auch der anderen Angestellten, nicht nur des Pfarrers; und sie ist offen für den Besuch von Menschen, die aus Mosbacher Gemeinden hierherkommen, wie Pfarrdiakon D. Denz ausdrücklich betonte.

In den Gottesdiensten spielt Bewegung eine große Rolle. Die Predigt wird nicht von der Kanzel gesprochen, sondern von „unterwegs“; man geht mit dem Mikrofon während des Sprechens durch den Raum. Aber auch Kinder und die Bewohner der Anstalten dürfen sich bewegen, dazwischenrufen, klatschen. Vor allem ist jeder aufgefordert, den Gottesdienst mitzugestalten. So ist das weihnachtliche Krippenspiel einmal von Rollstuhlfahrern aufgeführt worden. Und zum Thema „Gott ist die Quelle des Lebens“ gestaltete die Gärtnerei einen Brunnen mit Landschaft und Pflanzen.

Daß sich durch diese Praxis auch die Form und die Liturgie der Gottesdienste verändern, ist selbstverständlich. Vieles wird individueller. Abendmahls-gottesdienste, die zwei Stunden dauern, sind keine Ausnahme, weil man versucht, bei der Austeilung für jeden einzelnen Zeit zu haben.. Ohne Liturgie kommt allerdings auch hier der Gottesdienst nicht aus. Pfarrdiakon Denz hob hervor, daß Wiederholungen und feste Formen den geistig behinderten Menschen die Möglichkeit bieten, Texte und Lieder langsam in sich aufzunehmen.

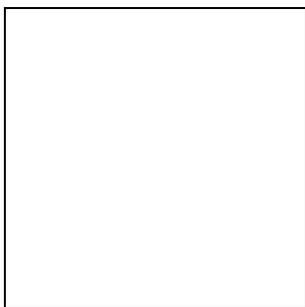
Feste Formen zu haben verstand auch Herr Denz als Hilfe und Schutz für sich als Seelsorger, denn dadurch würde sich der Kontakt der behinderten Menschen zu ihm in einer klaren Ordnung abspielen, die von allen nachvollziehbar sei. Dazu gehört für den Pfarrdiakon auch die Trennung von Beruf und Privatleben, die ihm ermögliche, trotz der zum Teil belastenden Erfahrungen, die er in der seelsorgerischen Begleitung mache, noch Mut und Kraft für die Begegnung mit den Menschen zu haben.

Insgesamt zeugten die Schilderungen seiner Arbeit von viel einfühlsamem Engagement, was diesen Teil der Exkursion zweifellos zu einer Bereicherung auch unserer persönlichen Einstellung machte.

## 2. Exkursion zur Inneren Mission München – Diakonie in München und Oberbayern

Arnd Götzelmann

### Exkursion zur Inneren Mission München – Diakonie in München und Oberbayern e.V. (13.-15. Januar 1999)



Das Logo der Inneren Mission München mit dem über dem senkrecht gestellten Schriftzug schwebenden Kronenkreuz und den rechts darunter angeordneten runden M-Bögen hat die Exkursionsgruppe von Anfang an beeindruckt.

Zum Thema wurde es dann bei der Einführung in die Geschichte und gegenwärtige Aufgaben der Inneren Mission München – Diakonie in München und Oberbayern, die uns der Geschäftsführer, Pfarrer Dr. Günther Bauer, gab. Über diese einführenden Grundlagen berichtet nachfolgend Silke Maier. Das Logo bleibt zwar in gut bayerischer Tradition eigenständig und hebt sich so vom Kronenkreuzlogo und Schriftzug „Diakonie“, wie es im Rahmen-

konzept Öffentlichkeitsarbeit des Diakonischen Werkes der EKD festgelegt ist, ab. Es ist jedoch in blau gehalten und geht so wieder farblich eigene Wege weg vom grün/orange des Diakonischen Werkes Bayern. Das Votum Dr. Bauers, daß der Begriff „Innere Mission“ in München besser eingeführt sei als das Wort „Diakonie“ und daß er den Terminus ‚Mission‘ für wichtig halte im Konzept diakonischer Arbeit, regte die Heidelberger Gruppe nicht nur zu immer wieder interessanten Diskussionen an, sondern zog sich auch wie ein roter Faden durch die drei Tage Begegnung mit diakonischen Mitarbeitenden und Institutionen des Münchener Trägers mit dem komplizierten Namen. Auf welche Weise kommen missionarische und spezifisch evangelisch-christliche Aspekte in der diakonisch-sozialen Praxis zum Tragen? Wie ist das Verhältnis von Diakonie und Mission, oder das von sozialer Praxis und Wortverkündigung zu beschreiben? Und was bietet der diakonische Alltag an Eindrücken für diese uns in Heidelberg akademisch interessierenden Fragen? Zu diesem Fragekomplex gehört natürlich auch das Leitbild der Inneren Mission München, das unter der Überschrift „Hilfe im Leben“ formuliert ist.

Die im Jahre 1884 vom damaligen Münchener Stadtdekan Christian Buchrucker – als „Lokalaus-schuß für Innere Mission“ – gegründete „Innere Mission München – Diakonie in München und Oberbayern e.V.“ hat heute allein im Stadtgebiet Münchens fast 700 hauptamtliche Mitarbeitende und einen Jahresumsatz in Höhe von rund 70 Mio. DM. Zu ihr gehört der Diakonieort „Herzogsägmühle“ im oberbayerischen Pfaffenwinkel mit weiteren gut 600 Hauptamtlichen und ebenfalls rund 70 Mio. DM Jahresumsatz. Die Münchener Arbeitsbereiche umfassen arme, obdachlose, arbeitslose oder straf-fällige Menschen, Flüchtlinge und ausländische Mitbürger, Kinder, Jugendliche und Familien, Menschen mit seelischer Erkrankung, Menschen im Alter sowie stadtmisionarische Dienste und andere Angebote in der Großstadt. Die stationäre Altenhilfe mit über 600 Plätzen bildet einen wichtigen Schwerpunkt. Die größte Zahl der Dienststellen machen die ambulanten und gemeinwesenorientierten Dienste aus. Neben der Inneren Mission München existieren 70 weitere Rechtsträger in München – mit zusammen 350 bis 400 Mio. DM Jahresumsatz-, die Mitglied im Diakonischen Werk Bayern sind, davon allein 40 Diakoniestationen.

Basisorgan des Vereins „Innere Mission München – Diakonie in München und Oberbayern“ ist die Mitgliederversammlung, die Vertreter für den Hauptausschuß wählt. Die Verbindung der Inneren Mission München zur verfaßten Kirche wird u.a. durch Kirchenvertreter, wie die Dekane von München und Weilheim, die Amtsmitglieder des „Hauptausschusses“ sind, aber auch durch kirchliche Förderungs-mittel hergestellt. Die vom 21 Personen starken Hauptausschuß gewählten 1. und 2. Vorsitzenden sowie die beiden Geschäftsführer der Bereiche München und Herzogsägmühle bilden den Vorstand. Jeden der beiden Geschäftsführer umgibt je eine Leitungskonferenz, die aus den Leitern der einzelnen Fachbereiche besteht.

Neben dem „Magdalenenhaus“ hatten wir in Kleingruppen Gelegenheit aus den großen Tätigkeitsbereichen einige Dienststellen genauer kennenzulernen, über die von Exkursionsteilnehmenden berichtet wird: das Frauenobdach Karla 51 (Carmen-Ioana Bärsan), die Teestube 'Komm' mit ihrem Streetwork (Hoh Woo-Jung), die Evangelische Bahnhofsmision (Sabine Raspe), die Prostituiertenberatungsstellen Mimikry und Marikas (Vilja Rityte, Thilo Götz), der Sozialdienst für Flüchtlinge und Asylsuchende (Thilo Götz), das Internationale Jugendzentrum Haidhausen (Gerhard Hochhuth) und die Bosnienrückkehr-Beratung „Service of Goodness“. Den Abschluß bildete der Besuch der diakonia gGmbH, einer Tochter der Inneren Mission. Der Geschäftsführer dieser Beschäftigungsgesellschaft, Herr Dieter Sommer, führte uns in die Arbeit ein und zeigte uns auch die Räumlichkeiten inklusive des bald zu eröffnenden Gebrauchtwarenhauses. Darüber berichtet Zoltan Steinbächer.

Unsere Unterbringung im internationalen, ökologischen Jugendgästehaus 4you München hat uns einen weiteren Aspekt urbaner Existenz eröffnet: Begegnungen mit den Globetrottern und Touristen, die München als ein Highlight Deutschlands besuchen.

Dankbar für viele Begegnungen mit Diakoniemitarbeitenden und -beanspruchenden, für interessante Gespräche und Erfahrungen, für den diakoniewissenschaftlichen Austausch und die gute Organisation durch Herrn Dr. Bauer und andere Verantwortliche kehrten wir nach Heidelberg zurück.

Viele Anregungen und Fragen sind geblieben, wie etwa die eingangs genannte nach dem Verhältnis von Diakonie und Mission, von Kirche und Diakonie. Aber auch Fragen der diakonischen Öffentlichkeitsarbeit, des kirchlichen bzw. diakonischen Arbeits- und Vergütungsrechts, der marktwirtschaftlichen Bedingungen sozialer Arbeit, der Europäisierung diakonischer Dienste, z.B. im Bereich der Altenhilfe und Flüchtlingsarbeit, der Leitbildgestaltung und christlichen – oder sollte man in der bayerischen Diaspora lieber sagen: evangelischen? – Profilierung. München ist allemal eine Reise wert – auch für Diakoniker/innen.

Silke Maier

### **Aktuelle Fragen diakonischer Arbeit in München**

Nach der Ankunft in München war unser erster Anlaufpunkt das Magdalenenhaus. Hier wurden wir sehr herzlich von Dr. Günther Bauer, Geschäftsführer der Inneren Mission München (IMM) und Diakonie in München und Oberbayern, begrüßt. Bei einer freundlichen Bewirtung mit Kaffee, Tee und Kuchen gab Dr. Bauer uns eine Einführung in die Geschichte, Struktur, Arbeitsgebiete und aktuelle Fragestellungen der Inneren Mission und Diakonie in München. Dr. Bauer ist seit 1994 Geschäftsführer der Inneren Mission München und Vorstandsmitglied im bayrischen Dienstgeberverband.

In München leben ca. 1,3 Mio Menschen, davon sind 20% Nichtdeutsche. Diese Zahlen sind rückläufig, da viele Deutsche aus der Stadt aufs Land ziehen, und unter den Nichtdeutschen viele wieder in ihr Heimatland zurückkehren (Bosnienrückläufer). Im Großraum München (2,5 Mio) sind etwa 750.000 Menschen katholischen, 250.000 protestantischen Bekenntnisses. Ca. 300.000 Menschen sind Muslime oder griechisch-orthodoxen Bekenntnisses. Die Innere Mission München arbeitet zusammen mit der Caritas, der Israelischen Kultusgemeinde (Charlotte Knobloch) und der Wohlfahrtspflege (Arbeiterwohlfahrt, Bayerisches Rotes Kreuz, u.a.).

Die kirchliche Situation: In München gibt es 67 Kirchengemeinden. In der Stadt sind das Landes-

kirchenamt und die Kreiskirchenverwaltung stationiert. Die Innere Mission und Diakonie in München und Oberbayern wurde 1884 von Christian Buchrucker gegründet. Seit 1946 wurde Herzogsägmühle eingegliedert, wo 700 Menschen beschäftigt sind.

In der Öffentlichkeitsarbeit sind die diakonischen Rechtsträger an einem jeweils eigenen Logo sehr interessiert, was nicht ganz unproblematisch ist. Einerseits möchte natürlich jeder Rechtsträger seine Identität bewahren, nach außen aber entsteht eine verwirrende Vielfalt, die für die Öffentlichkeit nicht leicht zu durchschauen ist. Im vergangenen Jahr hat die Innere Mission für München ein neues Logo erstellt, das nun allmählich Verbreitung findet. Außerdem hat sie ein Leitbild für ihre Mitarbeiter/Innen entwickelt, in dessen Zentrum „Hilfe im Leben“ steht. Die Priorität der Arbeit soll beim Menschen liegen, der Hilfe braucht. Um das Leitbild mit Leben zu füllen, wurde es in die einzelnen Dienststellen gegeben. „Das Leitbild ist für die Mitarbeiter/Innen wichtiger als die Satzung des Vereins!“ meinte Dr. Bauer. An ihm soll sich messen, was die Arbeit in einer diakonischen Einrichtung bedeutet.

Ein Schwerpunkt der Arbeit liegt in der Altenarbeit. Ziel kann es nicht sein, eine „satt und sauber“ – Politik zu betreiben, sondern dem Einzelnen eine ihm gemäße Zuwendung zu geben. Das aber ist auch ein finanzielles Problem, die Pflegesätze müßten von 5.000 auf 6.000 DM steigen. Ein großes Problem ist auch die Anzahl des Fachpersonals in den Krankenhäusern, das momentan unter 50% liegt. Hier wird sehr gesucht! Um die Kosten geringer zu halten, wird, wo es unwirtschaftlich ist, nun an Fusionen gedacht. (Eine wirtschaftliche Größe umfaßt ca. 100 Pflegebedürftige.) In diesem Zusammenhang erörterte uns Dr. Bauer auch Fragen des Arbeitsrechts und Vergütungssystems: Aus dem öffentlichen Dienst kommen Alimentationen. Neu durchdacht wird jetzt ein Entgeldsystem, das sich nicht nur an beruflicher Qualifikation orientiert, sondern auch am Betriebsergebnis. Die Gehalte sollen weiter gestaffelt werden in neun Stufen. Das Grundentgelt würde 70-75% betragen, die als Grundversorgung ausreichend hoch sein sollen. 25-30% jedoch sollen am Betriebsergebnis hängen, hier kann verhaltensbedingt Einfluß genommen werden (z.B. mit Übernahmen von Wochenenddiensten, Vertretungen, u.a.). Der BAT muß zeitgemäß verändert werden. Deshalb ist die Richtung auch arbeitsrechtlich nötig, die mit dem „Dritten Weg“ beschrieben wird. Hier sollen Ziele gemeinsam gesucht und verantwortlich getragen werden. So wird auch über eine neue juristische Form nachgedacht, die hier sinnvoll wäre.

Nach dem anregenden, etwa vierstündigen Gespräch mit Dr. Bauer, in das wir auch unsere Fragen einbrachten, konnten wir uns für den nächsten Tag in Gruppen einteilen, um verschiedene Einrichtungen der IM München zu besuchen. Für den dritten Tag der Exkursion stellte sich Dr. Bauer

nochmals zur Verfügung, um unsere Eindrücke und Rückmeldungen zu erfahren. Das rundete den Besuch in der IM München hervorragend ab.

Carmen-Ioana Bărsan

### KARLA 51

KARLA 51 wurde im Dezember 1996 (in München) eröffnet. Es handelt sich hierbei um eine Komplexeinrichtung für die Arbeit mit wohnungslosen Frauen. Den Frauen werden hier Hilfe und Aufnahme, Beratung nach Wunsch, 20 Einzelzimmer zur Notaufnahme, 20 Einzelzimmer für vorübergehendes Wohnen, ärztliche Sprechstunden, Beratung nach § 72 BSHG, Begleitung zu Ämtern, gelegentliche Kleider- und Lebensmittelpenden und eine wöchentliche Beratung im Sozialamt angeboten.

„Wer sind die Frauen, die bei KARLA 51 eine Wohnung suchen, und woher kommen sie?“ lautete die Frage, die wir Frau Carol Wandt, der Leiterin, gestellt haben. Jede kann zu KARLA 51 kommen. Die Frauen, die das Haus aufsuchen, sind solche, die Hilfe brauchen. Meistens sind es obdachlose Frauen, die in ihrem Leben viel Gewalt erlebt oder Suchtprobleme haben.

Im Laufe des Jahres 1997 wurden im Haus fast 700 Frauen mit etwa 200 Kindern aufgenommen. Jede kann 4 Wochen im Haus bleiben, und in begründeten Einzelfällen ist es möglich, eine Wohnzeitverlängerung zu bekommen. Diese Zahlen zeigen, daß KARLA 51 gut besucht ist, aber auch daß die sozialen Probleme von Frauen zunehmen.

Wie diese sozialen Probleme der Frauen bei KARLA 51 gelöst werden, hat Frau Carol Wandt uns deutlich gemacht. Jede Frau hat hier viele Chancen, wenn sie diese Chancen akzeptiert. Zusammenarbeit und gegenseitiges Vertrauen spielen in jeder Beziehung eine wichtige Rolle. Hier versucht man gemeinsam, folgende Ziele zu erreichen: eine Wohnungsmöglichkeit zu finden, drohenden Wohnungsverlust abzuwenden, eine stabile Lebenssituation zu schaffen, die materielle Existenz zu sichern und ein würdevolles Frau-Sein in der sozialen Gemeinschaft wiederzufinden.

Die Frauen sind nicht zu einer Beratung verpflichtet, es gab aber bisher keinen Fall, in dem diese Möglichkeit nicht in Anspruch genommen wurde.

Kundenorientierung? Steht hier nicht zur Debatte. Die Frauen, die zu KARLA 51 kommen, sind keine Kunden. Sie sind Gäste, und das ist sehr wichtig. Hier werden die Frauen mit Würde und Respekt betrachtet. Den Hotelcharakter des Hauses können die Frauen gut akzeptieren, er ermöglicht ihnen eine normale Integration. Man kann hier „das Wohnen“ wieder lernen. Die Frau in der Gesellschaft wird als „home maker“ betrachtet. Sie bekommt durch die weiblichen Weltbezüge wie Ehe, Schwan-

gerschaft u.a. ihre eigene Identität. Deswegen kann man sagen, daß Frauen „das Wohnen“ leichter wieder lernen können als die Männer.

Die Kaffeestube ist ein Attraktionspunkt für die Frauen, die im Haus Karla 51 wohnen und auch für solche, die Einsamkeit abwenden und ein Stück normales gesellschaftliches Leben genießen möchten. Sie ist ein Treffpunkt, wo man zum Selbstkostenpreis essen und trinken kann, wo Wäschewaschen, Duschen, ambulante Beratung in allen Lebensbereichen möglich ist. Zur Sprechstunde der Ärztin kann jede kommen, ebenso, um Jahresfeste und Geburtstage zu feiern. Außerdem gibt es einen Kleiderflohmarkt für Kinder. Die Kaffeestube ist ein Ort, wo die Frauen mit ihrer Problematik akzeptiert sind, Schutz und den Weg zur Selbsthilfe finden können. Hier können sie Solidarität und Gemeinschaft wieder erleben.

Es ist traurig, daß in der Gegenwart immer mehr Gewalt unter den Menschen aller Schichten ausgeübt wird. Die Folgen der tragischen Erlebnisse kann man nur sehr schwer heilen. Der Mensch lebt in Einsamkeit unter seinen Mitmenschen. Oft können wir in unserer Seele sagen: „Herr, ich habe keinen Menschen“ (Joh 5,7), der mir helfen möchte. Hoffnungslos erschafft der Mensch eine eigene Welt, wo er ungestört leben, aber die Gemeinschaft mit seinen Mitmenschen nicht haben kann. Er sucht einen Ersatz, der ihm das Gefühl geben kann, daß die Einsamkeit überwunden ist. Diesen Ersatz bilden häufig der Alkohol und die Drogen. Daher ist es gut, daß es immer wieder Menschen gibt, die den Nächsten helfen. „Das Helfen“ wird dann nicht mehr als Beruf betrachtet, sondern als Lebensart. Wer waren die Nächsten für Frau Carol Wandt und alle Mitarbeiter von KARLA 51? Die Antwort lautet: jede Frau, die Hilfe braucht, um die Schwierigkeiten des Lebens zu überwinden. Jede Frau, die Hilfe braucht, kann bei KARLA 51 den Menschen finden, der ihr helfen kann und will.

Hoh Woo-Jung

### **Teestube „Komm“/Streetwork**

Mit der Linie U3 bis Station Poccistraße – von dort konnten wir einfach die Teestube erreichen, die sich in der Zenettistraße 32 befindet. Unser Ansprechpartner, der seit 10 Jahren dort arbeitet, war Herr Glashof. Nach seiner Erklärung ist die Teestube „Komm“ / Streetwork ein ambulanter Dienst für obdachlose Menschen. Die Teestube ist täglich, außer montags, von 14 bis 21 Uhr geöffnet. Hier können die Besucher kochen, waschen und duschen. Tee, Kaffee und andere alkoholfreie Getränke gibt es zum Selbstkostenpreis (z.B. Kaffee 50 Pfennig, Tee 20 Pfennig). Dem Jahresbericht 1997 nach halten sich im Sommer täglich ca. 40 bis 50

Personen in der Teestube auf. Im Winter sind es ca. 50 bis 80 Personen.

Während Streetwork aufsuchende und nachgehende Sozialarbeit bedeutet, bietet die Teestube als Tagesaufenthaltsstätte in erster Linie einen geschützten Aufenthalt, dient aber auch als Beratungsstelle. Angeboten werden Informationen über Sozial- und Arbeitslosenhilfe, Anspruch auf Sozialwohnungen etc., Hilfe zur Durchsetzung sozialer Rechtsansprüche oder beim Ausfüllen von Formularen, Begleitung zu Ämtern und Behörden, Unterstützung bei der Vermittlung einer Sozialwohnung, Hilfe bei kurzfristiger Unterbringung, Vermittlung an Facheinrichtungen und Bereitstellung einer Postadresse.

Nachmittags bin ich nochmals in die Teestube gegangen, um die „lebhafteste“ Teestube zu sehen. Wie die anderen habe ich einen Krug Saft mit 2 Scheiben Brot bestellt. Genau zu dieser Zeit war die Kaffeemaschine kaputt. In der Teestube herrschte Stille, obwohl dort rund 30-35 Leute waren. Ich sah keine einzige Frau. Als ich einen Platz suchte, habe ich hier und da geguckt, um mir einen allgemeinen Eindruck zu verschaffen. Währenddessen konnte ich spüren, daß die Leute ihren Blick auf den ungewohnten Gast richteten. Der Raum war voller Menschen. Einige blieben im Waschraum und Fernsehraum. Da ich vormittags dagewesen war, kannte ich diese Räumlichkeiten schon. Es gab keinen freien Tisch. Neben einem Mann, der Zeitung las, nahm ich Platz. Ein anderer, der mir gegenüber saß, fragte mit freundlicher Stimme, „Japaner?“ „Nein!“ „Koreaner?“ „Ja!“ Dann las er auch seine Zeitung weiter. Alle anderen machten irgendwas: Kartenspiel, Schach spielen, Lesen oder Essen.

Mein erster und bleibender Eindruck war die Stille, in der sie ihre Ruhe genossen. Niemand störte einen anderen und zugleich wurde keiner von anderen gestört. Sie wollten ihre Ruhe haben. Sie ließen andere in Ruhe. Herr Glashof meinte, daß Wohnungslose die ganze Zeit in der Öffentlichkeit „nackt“ seien und daß sie jede Sekunde beobachtet würden. Die Obdachlosen haben weder ein Obdach für ihren Körper noch ein Obdach für ihre Psyche. Sie sind im Grunde psychisch obdachlos. Damit wollte ich aber nicht sagen, daß die psychische Dimension in dieser Problematik vorrangig ist. Die beiden hängen immer zusammen. Die Teestube bietet diesen Menschen einen gewissen Schutz, an dem es ihnen in der Öffentlichkeit absolut mangelt. Ich frage mich, was das für eine Stille war. Es war eine solche, die notwendige Ruhe gibt, in der sich diese Menschen geschützt fühlen können. Es war eine lebenspendende Stille. In diesem Sinne möchte ich die Teestube hochschätzen.

Sabine Raspe

### Die Evangelische Bahnhofsmision München

Die Evangelische und Katholische Bahnhofsmision feierte im letzten Juni ihren 100. Geburtstag. Auf evangelischer Seite ist die Innere Mission München – Diakonie in München und Oberbayern e.V. Träger, auf katholischer Seite wird die Bahnhofsmision von der Organisation IN VIA – Katholische Mädchensozialarbeit getragen. Es gibt eine getrennte Aktenführung, getrennte Telefone und unterschiedliche Konzepte. Aber die doppelte Trägerschaft über die beiden Dienststellen ermöglicht, daß die Bahnhofsmision an allen Tagen des Jahres rund um die Uhr geöffnet ist.

Die Bahnhofsmision ist grundsätzlich für jeden Menschen da, der sie nutzen will. Meist sind es aber Wohnungslose oder von Wohnungslosigkeit bedrohte Menschen, die dort vorbeikommen. Sie wird aber auch von Menschen in Krisensituationen, kranken Menschen, Suchtmittelabhängigen, Heimausreisern sowie Kunden der Deutschen Bahn AG (Behinderten oder alten Menschen) aufgesucht. Die Hilfe der Bahnhofsmision besteht zu einem Teil aus den sogenannten Umsteigegehilfen für alleinreisende Kinder, alte, kranke und behinderte Menschen. Desweiteren hilft man dort Menschen in sozialen Schwierigkeiten und Notlagen. Dabei wird zunächst die Problemsituation erfaßt, dann werden gemeinsam mit dem hilfeschuchenden Menschen Lösungsmöglichkeiten erarbeitet. Ist die Bahnhofsmision nicht zuständig oder nicht in der Lage weiterzuhelfen, wird der/die Hilfesuchende an spezialisierte Einrichtungen und Dienste (z.B.: Wohnheime, Frauenhäuser, Beratungsstellen, Ämter...) verwiesen.

Da das Sozialamt München an mehreren Tagen der Woche nicht geöffnet hat, ist die Bahnhofsmision berechtigt, Tagessätze für Wohnungslose auszuzahlen. Zum anderen zahlt sie Fahrkarten, wenn jemand kein Geld zur Heimreise hat und vermittelt Übernachtungsmöglichkeiten. Morgens, mittags und abends wird an Bedürftige Tee und Schmalz- oder Margarinebrote ausgeteilt.

Die Zweiteilung der Bahnhofsmision schafft natürlich auch Probleme. Die beiden Stellen arbeiten nicht zusammen, sondern tauschen nur Informationen über die Gäste der Einrichtung aus. Es war geplant, daß die Evangelische Bahnhofsmision auszieht und ein anderes Projekt übernimmt. Dieser Plan ist gescheitert. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter entwickeln jetzt eine andere Konzeption, deren Schwerpunkt Streetwork sein soll.

Vilija Riteryte/Thilo Götz

### Mimikry und Marikas

Mimikry und Marikas sind Beratungs-, Betreuungs- und Unterstützungsstellen für Jugendliche und erwachsene Frauen und Männer, die im sexuellen Gewerbe tätig sind. Die Klientel beider Einrichtungen umfaßt etwa 150 Stricher von 13 bis 28 Jahre und etwa 250 Prostituierte von 18 bis 64 Jahre. Für diesen Arbeitsbereich stehen 2,5 Planstellen zur Verfügung. Sie verteilen sich auf zwei Sozialpädagoginnen, einen Sozialpädagogen sowie die Leiterin der beiden Beratungsstellen. Alle Mitarbeiter sind in Teilzeitanstellung beschäftigt.

Seit 1993 erhalten die Beratungsstellen Mimikry und Marikas neben den Eigenmitteln des Vereins Innere Mission München einen Zuschuß des Stadtjugendamtes der Landeshauptstadt München, der ganz überwiegend die Aufrechterhaltung der Beratungs- und Betreuungsangebote für junge Prostituierte und Stricher ermöglicht.

Die Mitarbeiter beraten Männer und Frauen in der Prostitution, sie informieren über die Risiken des Anschaffens, unterstützen bei und nach dem Ausstieg, begleiten zu Ämtern und Behörden, unterstützen bei der Wohnungssuche, informieren über Arbeits- und Ausbildungsmöglichkeiten, geben Gelegenheit zum Duschen, zur Nutzung einer Waschmaschine und eines Wäschetrockners, informieren über „Safer-Sex“ und Gesundheitsvorsorge, über Ansteckungswege und -risiken des HIV-Virus, bieten einen Cafébetrieb, wo sich ehemalige und aktive Prostituierte treffen und ihre Erfahrungen austauschen können, und auch vier Plätze in zwei Zweizimmerwohnungen zum Entspannen und Ausruhen an.

Durch Streetwork, bei der Stricher und Prostituierte an den Orten aufgesucht werden, an denen sie arbeiten, z.B. auf Straßen und in Lokalen, machen die Mitarbeiter das Beratungsangebot bekannt. Sie verteilen Kondome, Spritzen, Information über Marikas und Mimikry und motivieren dazu, die Unterstützung anzunehmen. Bei der Streetwork entsteht eine Situation, in der sehr persönliche Gespräche möglich sind. Häufig ist der Bedarf an Austausch und Auseinandersetzung von Seiten der Prostituierten sehr groß. Dann können die Mitarbeiter die Möglichkeit zur Fortsetzung und Vertiefung der Gespräche im geschützten Rahmen der Beratungsstelle anbieten. Nicht alle wollen das. Viele kommen nie zur Beratung oder in den offenen Betrieb, sondern suchen die Mitarbeiter auf der Straße auf, dann erzählen sie von sich, fragen nach Kondomen und Gleitgel oder holen sich einen Rat.

Präventionsarbeit bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen ist sehr wichtig. Prostitution ist für Jugendliche ein Thema, das sie mit einer Mischung aus Faszination und Abscheu betrachten. Mädchen und Jungen können sich nicht vorstellen, selbst

anschaffen zu gehen und bewerten die Tätigkeit auf dem Strich negativ. Dennoch gehen sie davon aus, daß es den Sexarbeiterinnen in ihrer Arbeit bestimmt gut gehe, daß die Tätigkeit ihnen Spaß mache und vor allem, daß sie damit überdurchschnittlich viel Geld verdienen. Eine Illusion, die sie dazu verleiten kann, bei einem entsprechenden Angebot eine Zukunftsperspektive in der Prostitution zu suchen. Solche Angebote werden Jugendlichen leider überall gemacht. Männer sprechen Jungen und Mädchen im gesamten Innenstadtbereich an, in der U- und S-Bahn und in Kaufhäusern. Sie bieten ihnen Geld, um sich vor ihnen zu befriedigen oder befriedigt zu werden. Der Kontakt eines Freiers, der einen Jungen oder ein Mädchen zur Prostitution auffordert, kann nicht verhindert werden und trifft die Jugendlichen unerwartet und unvorbereitet.

Damit Jungen und Mädchen in dieser Situation bewußt ist, worauf sie sich bei einem solchen Angebot einlassen, bieten die Mitarbeiter in Jugendzentren Informationsveranstaltungen zum Thema Prostitution an. Doch die „Unterstützung kann nicht nur aus Informationsweitergabe und Existenzsicherung bestehen, sondern muß auch einen erheblichen Anteil an Alltagsbegleitung und psychosozialer Beratung umfassen.“ So M. Kindhuber, die Stellvertretende Dienstleiterin.

Wenn Jugendliche auf die Situation vorbereitet sind, in der Freier sie mit Geld zu sexuellen Handlungen verleiten wollen, können sie überlegt und selbstbewußt darauf reagieren. So wird verhindert, daß sie sich unbedacht auf Handlungen einlassen, die auch längerfristig Einfluß auf ihre persönliche und berufliche Entwicklung nehmen können.

Thilo Götz

### **Sozialdienst in der Aufnahmeeinrichtung für Flüchtlinge und Asylsuchende**

Nachmittags besuchten vier Teilnehmer der Exkursion die Aufnahmeeinrichtung des Bundesamtes für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge in der Unterbergstrasse 70.

Die Innere Mission München unterhält hier ihren Sozialdienst für Flüchtlinge und Asylsuchende (gegründet 1985), der auch für die Einrichtungen in der Leopold- und der Schleißheimer Straße zuständig ist, insgesamt für etwa 1.300 Personen. Das im typischen Bürohaus-Stil der siebziger Jahre gebaute Haus in der Unterbergstrasse bietet Platz für 650 Personen. Der Inneren Mission stehen fast das ganze Erdgeschoß und mehrere Räume im Untergeschoß zur Verfügung.

Momentan stammen die meisten Bewohner aus dem Irak, dem kurdischen Teil der Türkei und aus dem Kosovo. Auf vier Familien kommen etwa zehn

Alleinstehende. Sie wohnen in Sechs-Bett-Zimmern, Familien und Paare werden beieinander gelassen. Frauen mit Neugeborenen erhalten ein eigenes Zimmer. Sie bekommen im Monat 80.- DM Taschengeld und dürfen als einzige Arbeit nur Sozialhilfe-Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (z.B. im hiesigen Kindergarten) ausführen. Die Unterbergstrasse 70 ist eine Erstaufnahmeeinrichtung, in der die ersten Formalitäten für den Asylantrag erledigt werden. Daher sind die BewohnerInnen zumeist ca. drei Wochen hier, bis es dann weiter in eines der Asylheime geht, von denen es 60 staatliche und städtische in München gibt. Für die Verwaltung dieses Hauses ist die Bezirksregierung von Oberbayern zuständig. Der Sozialdienst unterhält mit ihr eine gute Zusammenarbeit.

Eine Sozialpädagogin des Sozialdienstes zeigte uns die Räumlichkeiten. Zuerst den Kindergarten: gewöhnlich schließt er um 13.00 Uhr, für uns ließ man ihn zwei Stunden länger geöffnet. „Wir wollen, daß Sie etwas von unserer Arbeit sehen. Ein leerer Kindergarten sieht doch so trostlos aus“. Im Raum etwa waren 15 Kinder in vier verschiedenen Gruppen. Die einen spielten, andere malten und die etwas älteren lernten an einem eigenen Tisch Deutsch.

Insgesamt gehören zu den Personen, die der Sozialdienst betreut, 150 bis 170 Kinder und Jugendliche. Die Erzieherin des Kindergartens, die extra für uns Überstunden machte, erzählte uns von den spezifischen Schwierigkeiten ihrer Arbeit. Die hohe Fluktuation im Haus bedeute, daß die Kinder nur bis zu drei Wochen in der Gruppe seien. Die verschiedenen gesprochenen Sprachen erschwerten die Kommunikation. Viele Kinder seien noch gezeichnet von der Flucht und dem Schrecken aus ihrer Heimat. Am effektivsten sei es, mit den Kindern zu malen, erklärte sie, Basteln sei schwieriger, da die meisten kein Gefühl dafür hätten, mit Schere oder Kleber umzugehen. Die Kinder der verschiedenen Nationen blieben lieber unter sich, auf einer Seite die kurdischen, auf der anderen die albanischen Kinder. Auf die hier angestellten Asylbewerber könne man sich auch oft nicht verlassen.

Außer dem Kindergarten und den Büros seiner MitarbeiterInnen unterhält der Sozialdienst eine Cafeteria mit günstigen Angeboten zum Aldi-Selbstkostenpreis, ein Fernsehzimmer (in dem die längst gekaufte Satellitenschüssel wegen fehlendem Know-How und Geld unangeschlossen bleibt), einen Tischtennisraum und im Keller mehrere Räume mit Kleidung zur kostenlosen Ausgabe an die BewohnerInnen. Wenn es etwas zum Flickern gibt, steht auch eine alte Nähmaschine bereit. Ein weiterer Raum im Erdgeschoß bietet die Möglichkeit zu Videovorführungen. Hier sahen wir einen Film, den die großen Wohlfahrtsverbände erstellt haben, um neuangekommene AsylbewerberInnen über ihre Rechte, Pflichten und anstehende Behördengänge zu informieren.

George Maharib, der Leiter des Sozialdienstes, gab uns Einblick in die Arbeit. Das Verhältnis zum Bundesamt für Asyl bestehe in einer freundschaftlichen Auseinandersetzung. Seine Dienststelle sehe ihre Aufgabe vor allem in der Beratung der BewohnerInnen des Hauses und versuche, durch soziale Hilfestellung Not zu lindern. Die Beratung umfasse unter anderem Hilfestellungen im Umgang mit Behörden und Ämtern, Beratung und Information über den Ablauf des Asylverfahrens, Anerkennungschancen, den Status von Flüchtlingen und Rückkehr- oder Weiterwanderungsmöglichkeiten. Desweiteren bestehe eine Zusammenarbeit mit dem Flüchtlingsamt und anderen Organisationen und das Angebot der Verfahrensberatung, der Vermittlung von Rechtsanwälten bei Schwierigkeiten im Asylverfahren und von Orientierungshilfen bezogen auf die Organisation des Hauses. Außerdem wolle man die Interessen der Asylsuchenden in der Öffentlichkeit und bei Behörden vertreten. Da weithin bekannt sei, daß in der Dienststelle sehr viel für AsylbewerberInnen gemacht wird, wollten auch viele, die sich außerhalb des Hauses aufhielten, hier beraten werden. Dies decke inzwischen schon ein Drittel der Dienste ab und übersteige die Kapazität der Dienststelle. Politische Betätigung ist den BewohnerInnen des Hauses untersagt; auch Gottesdienste abzuhalten ist schwierig. Es leben einfach zu viele verschiedene Religionen und Konfessionen hier zusammen.

Seit zwölf Jahren gibt es zur Unterstützung der Arbeit des Sozialdienstes einen ökumenischen Arbeitskreis der benachbarten evangelischen und katholischen Kirchengemeinden. Sie helfen mit Geldern, unterstützen durch ehrenamtliche Mitarbeit und gestalten Feste, wie z.B. die Weihnachtsfeier. Bei anderen, die sich für ehrenamtliche Arbeit anboten, scheiterte es leider an der Kontinuität ihres Engagements.

Für problematisch halten es die MitarbeiterInnen des Sozialdienstes, daß viele Flüchtlinge einen Asylantrag stellen wollen, obwohl sie wissen, daß die Kriterien nicht auf sie zutreffen. Sie geben dann falsche Auskünfte über ihr Heimatland oder ihre Einreiseart. Da sich bestimmte Geschichten auffällig oft wiederholen und die Leute sich in Widersprüche verwickeln lassen, leidet die Glaubwürdigkeit aller darunter. Ungerecht ist dies dann vor allem gegenüber denen, die wirklich aus politischen, religiösen oder rassistischen Gründen aus ihrem Lande fliehen mußten.

Gerhard Hochhuth

### **Internationales Jugendzentrum Haidhausen**

Das Internationale Jugendzentrum Haidhausen (IJH) in der Einsteinstraße 90 ist eine der ca. 90 Jugendfreizeitstätten in der Stadt München. Sie hat

sich vor 10 Jahren aus der Arbeit des Griechenzentrums entwickelt. In dem großzügig eingerichteten Gebäudekomplex (Eingangshalle mit Theke, großer Saal / Sporthalle mit Indoor-Kletterwand, zwei Fitnessräume für Kraftsport, Fotolabor, zahlreiche Club- und Nebenräume, Außenanlage) ist ein vielfältiges Angebot möglich, das von sieben hauptamtlichen Mitarbeitern, Zivi und Honorarkräften betrieben wird. Dienststellenleiter ist Olaf Rau, der auch unser Gesprächspartner war. Leider war für unseren Besuch der einzige Abend in der Woche eingeplant worden, an dem das Jugendzentrum nicht geöffnet ist.

Für die Arbeit stehen im Jahr 775.000 DM zur Verfügung (davon allein 500.000 Personalkosten), die vollständig von der Stadt München gezahlt werden (3-Jahres-Budgetierung). Trotzdem versteht sich das IJH als kirchliche Einrichtung, in der eine gesellschaftlich wichtige und in sofern auch genuin christliche Aufgabe wahrgenommen wird, auch wenn auf explizit kirchlich-christliche „Erkennungszeichen“ verzichtet wird.

Die Arbeit im Jugendzentrum hat zwei Schwerpunkte: Die offene Jugendarbeit für 14- bis 21-jährige und – seit Ende 1997 – ein Betreuungsprogramm für 10- bis 12-jährige. Die offene Jugendarbeit wird überwiegend (ca. 90%) von türkischen, griechischen und in der letzten Zeit auch albanischen Jugendlichen besucht. Deutsche Jugendliche sind vor allem Mädchen, die mit türkischen Jungen befreundet sind. An fünf Tagen in der Woche nutzen täglich 40 bis 70 Jugendliche die verschiedenen Freizeitangebote. Alkohol und Rauchen sind gestattet. Der Konsum oder Handel mit illegalen Drogen wird mit Hausverbot (auf Dauer!) geahndet.

Die Mitarbeiter/innen sind sich aber bewußt, daß in diesem Bereich eine wesentliche Bedrohung für die Jugendlichen liegt, und verstehen ihre pädagogische Arbeit entsprechend als Präventionsarbeit, die Alternativen zum Streß (mit Drogen, Schule Eltern) bietet. In diesem Zusammenhang sind erlebnispädagogische Ansätze (Indoor-Kletterwand!) von besonderer Bedeutung.

Etwa einmal im Monat wird eine größere Veranstaltung unter aktiver Beteiligung der Jugendlichen durchgeführt, zu der mitunter 300 bis 450 Besucher kommen. Bei diesen Veranstaltungen sind aber auch möglichst viele hauptamtliche Mitarbeiter/innen anwesend.

Das neue Angebot für die 10- bis 12-jährigen umfaßt Mittagstisch, Hausaufgabenbetreuung und altersspezifische Spiel- und Beschäftigungsangebote. Es hat eine wesentlich größere Verbindlichkeit (Anmeldung, Zusammenarbeit mit Eltern, Kostenbeitrag) und wird (auch von deutschen Familien) sehr gut angenommen.

Seit Mai 1997 findet jeden Sonntag von 10 bis 15 Uhr rund um das IJH ein Flohmarkt statt, der sehr großen Anklang findet und zu einem wesentlich

besseren Verhältnis mit der Nachbarschaft (die intensiv mitmacht) geführt hat.

Zoltan Steinbächer

### **Diakonia gGmbH – Beschäftigungsgesellschaft München**

Bei der 1996 gegründeten gemeinnützigen Beschäftigungsgesellschaft „diakonia gGmbH“ stehen im laufenden Jahr fünfzig ehemals arbeitslose Menschen in Lohn und Brot. Sie haben ein an die Tarife der Arbeitsvertragsrichtlinien (AVR) des diakonischen Werks angelehntes sozialversicherungspflichtiges Dienstverhältnis und sind dabei in drei Arbeitsbereichen tätig:

- 1) den Hausdiensten (Kantine, Reinigungsarbeiten, hauswirtschaftliche Dienstleistungen)
- 2) der mobilen Hausmeisterei mit Einbauküchen-Umzugsservice (Gas-/Wasser- und Elektroarbeiten aus einer Hand), sowie
- 3) dem Recyclingbetrieb „Tip-Top-Box“, bei dem Tonerkartuschen von Laser- und Tintenstrahldruckern abgeholt, sortiert und an Wiederbefüller verkauft werden.

Alle drei Bereiche werden als Meisterbetriebe von je einem Meister und einem Sozialpädagogen geleitet – auch hier wurde auf ehemals arbeitslose, erfahrene Fachleute gesetzt, die Geduld und pädagogisches Geschick mitbringen, auf dem Ersten Arbeitsmarkt jedoch aufgrund ihres Alters chancenlos waren. Als Modell für Teilzeitarbeit bei Führungskräften bekleiden die betreuenden Sozialpädagogen halbe Stellen.

Spätestens im März '99 öffnet als viertes Tätigkeitsfeld ein Gebrauchtwarenhaus in den großzügigen Räumen der Landshuter Allee 38 seine Tore. Zu normalen Ladenöffnungszeiten sollen Elektrogeräte, Weißwaren und Möbel günstig feilgeboten werden. Dazu werden alle bisherigen Arbeitsbereiche integriert: Fahrer des Recyclingbetriebs holen Altwaren ab, die Hausdienste reinigen sie und die Hausmeisterei kann sie, falls erforderlich, reparieren; Elektrogeräte erhalten sogar ein neues VDE-Zertifikat.

„Wir müssen uns als Anbieter auf dem Zweiten Arbeitsmarkt eben immer wieder eine neue Nische suchen“, erklärte Dieter Sommer, der Sozialpädagoge, der das Unternehmen seit Januar 1996 konzipiert und seit März desselben Jahres als Geschäftsführer leitet. Dabei kommen ihm seine Erfahrungen vom Aufbau eines Beschäftigungsbetriebs in Rosenheim zugute. Zweiter Geschäftsführer ist Dr. Günther Bauer, Leiter der Inneren Mission München, welche mit DM 105.000 Mehrheitsgesellschafterin ist; weitere DM 45.000 Stammkapital wurden vom Dekanatsbezirk aufgebracht. Aufgrund der dargestellten engen finanziellen und personellen

Verknüpfung der „diakonia gGmbH“ mit der Inneren Mission München ergibt sich, daß diese für ihre „Tochter“ in jeder Hinsicht – ideell wie geschäftlich – voll einsteht.

Um das Volumen des noch jungen Betriebes deutlich zu machen, lohnt sich ein Blick auf den Jahreshaushalt 1999: 3,2 Millionen Mark sind insgesamt veranschlagt. Zuschüsse von Arbeits- und Sozialamt gleichen die ökonomischen Nachteile aus, die sich aus dem laufend wechselnden Arbeitnehmerbestand ergeben (allein im vergangenen Jahr wurden 24 Arbeitsverträge neu geschlossen), sowie aus erhöhten Freistellungszeiten für den Besuch von Bildungsmaßnahmen. „Außerdem“, charakterisiert Sommer eine weitere Besonderheit des Zweiten Arbeitsmarkts, „wirft ein normaler Chef die schlechteren Leute raus und arbeitet mit den besseren weiter, wir aber vermitteln die besseren und behalten alle anderen noch eine Weile.“ Deshalb eignen sich für Beschäftigungsunternehmen nur Produktionsbereiche und -abläufe, die erhöht fehlerverträglich sind.

Dennoch strebt die „diakonia gGmbH“ DM 800.000 Einnahmen an, möchte also ein Fünftel des Etats selbst erwirtschaften. Das zwingt den Betrieb zu einer Leistungsorientierung, durch die, obgleich auch Schutz- und Lernraum geboten werden, eine Nähe zu „echten“ Arbeitssituationen entsteht, die bei Arbeitsbeschaffungsstellen selten ist. Es wird mit anderen Worten auch der Erfolgsdruck mitgelehrt und mitgelernt, was möglicherweise zu der überdurchschnittlich hohen Integration der Abgänger in den Ersten Arbeitsmarkt beiträgt. Über 60% gehen ein Jahr nach Ende des Arbeitsverhältnisses bei der „diakonia gGmbH“ einer geregelten Beschäftigung nach, 20% sind in Rente oder dauerhaft krank, nur 20% arbeitslos.

Damit setzen die Protestanten Münchens ein deutliches und kreatives Zeichen gegen Perspektivlosigkeit und Ideenarmut bei der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit.

N.B.: Wen der Bericht zur Nachahmung anregt, den mag eine Auflistung der Finanzierung des Haushalts 1999 interessieren: DM 1,7 Mio zahlt das Arbeitsamt, davon DM 1,1 Mio als ABM-Gelder, DM 600.000 zur Betriebskostenfinanzierung. DM 700.000 kommen vom Sozialamt, davon DM 600.000 als Lohnkostenzuschuß und DM 100.000 für Rahmenkosten. Durch den Betrieb sollen DM 800.000 erwirtschaftet werden. Das ergibt zusammen einen Haushalt von DM 3,2 Mio. An regelmäßigen Ausgaben ist neben den Personalkosten für acht festangestellte Mitarbeiter (AVR) und 42 „Klienten“ (90% des AVR-Lohns) die Monatsmiete für 1.600 qm Geschäfts-, Lager- und Büroräume in Höhe von rund DM 16.000 zu berücksichtigen.

## IV. Aus der Arbeit am Institut

### 1. Festakt am 17. Januar 1998 – Dokumentation ausgewählter Beiträge

*Vorbemerkung:* Anlässlich der Vollendung des 65. Lebensjahres von Prof. Dr. Theodor Strohm fand auf Einladung des Beirates des Diakoniewissenschaftlichen Instituts am 17. Januar 1998 im Großen Sitzungssaal des Rathauses der Stadt Heidelberg ein Festakt statt. Einige Beiträge dieser insgesamt dreistündigen Veranstaltung werden im folgenden dokumentiert. Die beiden Vorträge von Herrn Prof. Dr. Klaus Engelhardt, dem damaligen badischen Landesbischof und Vorsitzenden des Beirates des Diakoniewissenschaftlichen Instituts, zum Thema „Perspektiven für eine diakonische Kirche“ und von Herrn Staatssekretär Dr. Werner Tegtmeier aus dem Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung in Bonn zum Thema „Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit – Reflexionen zum gemeinsamen Wort der Kirchen zur wirtschaftlichen und sozialen Lage“ standen im Mittelpunkt der Veranstaltung und werden hier vollständig wiedergegeben.

Von den übrigen 18 Wortbeiträgen folgt nur eine kleine Auswahl, wobei die einzelnen Beiträge wiederum nur in Auszügen abgedruckt sind. In ihnen spiegeln sich jedoch zwei weitere Höhepunkte des Festakts: die Verleihung des Verdienstkreuzes am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland durch die Heidelberger Oberbürgermeisterin, Frau Beate Weber, und die Überreichung der Festschrift „Diakonie der Versöhnung“ durch Herausgeber und Verlag an den Jubilar. Mit beidem konnte dieser überrascht werden, da er hier – anders als bei der Auswahl der beiden Hauptreferate und ihrer Themenstellungen – nicht in die Vorbereitung des Festaktes durch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Diakoniewissenschaftlichen Instituts einbezogen worden war.

Im Anschluß werden in Auszügen insbesondere die Grußworte von Vertreterinnen und Vertretern der europäischen Diakonie und Diakoniewissenschaft wiedergegeben. Zu Person und Funktion der Festredner gibt die Begrüßung von Frau Dr. Britta von Schubert nähere Auskünfte. Es bleibt zu hoffen, daß diese stark gekürzte Dokumentation dennoch einen Eindruck von der rund 300 Gäste zählenden Festveranstaltung geben kann.

Volker Herrmann

sprechen werden – allein diese Zusammenstellung ist ungewöhnlich –, und ich freue mich, daß so viele Gäste von so weit hergekommen sind.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, ich habe den Wunsch des Diakoniewissenschaftlichen Instituts der Universität Heidelberg wirklich gerne aufgenommen, diesen Festakt zu Ihrer Würdigung, Herr Prof. Dr. Strohm, hier im Rathaus, im Sitzungssaal des Gemeinderats durchzuführen, denn die Arbeit, für die Sie geehrt werden, ist für uns alle von unglaublicher Wichtigkeit. Es ist eine Arbeit, die zwar auch den Elfenbeinturm der Wissenschaft bereichert, aber das Institut und seine Arbeit haben eine wichtige Bindungsfunktion zwischen der praktischen diakonischen Arbeit in den Gemeinden, in sozialen Einrichtungen der Evangelischen Kirche und der Theologie und anderen Wissenschaften. Ich bin froh, daß wir in einer Stadt wie Heidelberg so viele Zeichen dieser sehr glücklichen und sehr fruchtbaren Verbindung kennenlernen, die ganz konkret zur Erleichterung des Miteinanders in der Gesellschaft beitragen.

Sie können sich vorstellen, daß wir alle – ich spreche auch im Namen des Gemeinderates, der Stadtverwaltung und der Bürger und Bürgerinnen dieser Stadt – daß wir alle froh sind darüber, daß

Beate Weber

#### **Begrüßung und Verleihung des Bundesverdienstkreuzes**

Es ist eine so ungewöhnliche Zusammenstellung in diesem Rathaussaal, daß ich doch einige von Ihnen auch besonders begrüßen möchte. Da ist fast der gesamte Beirat des Diakoniewissenschaftlichen Instituts, die Vertreter der Universität, u.a. der Kanzler, die Mitglieder der Sozialkammer der EKD. Ich grüße alle die Damen und Herren, die ein Grußwort

Oberbürgermeisterin Beate Weber

Foto: Volker Herrmann

v.l.n.r.: Oberkirchenrat Tilman Winkler (Kirchenamt der EKD), Prof. Heimo Hofmeister (Dekan der Theologischen Fakultät),  
Hanna Strohm, Prof. Theodor Strohm

Foto: Dirk Jonas

Heidelberg der Sitz des Diakoniewissenschaftlichen Instituts ist. Und daß Sie nun als eingefleischter Franke seit mehr als zehn Jahren in Heidelberg seßhaft sind, freut uns natürlich auch, und ich weiß, wie stark Sie sich auch hier engagieren. Das Institut hat unter Ihrer Führung einen weit über die Grenzen Deutschlands hinaus reichenden Ruf bekommen. Zahllose Filiationen, die Sie angeregt und begleitet haben, zeugen davon, daß das Konzept stimmig ist, dieses Konzept einer wissenschaftlich fundierten und gesellschaftlich verankerten und auch immer wieder geprüften diakonischen Lehre. Ich denke, daß Sie mit Ihrem beruflichen Werdegang, dem Studium von Theologie, Nationalökonomie und Soziologie, mit der Habilitation über die Ausformung des sozialen Rechtsstaates in der protestantischen Überlieferung, mit Ihrer Arbeit als Sozialethiker in Berlin, als Nachfolger von Arthur Rich in Zürich und auch jetzt in Heidelberg eigentlich immer ganz nah an dem geblieben sind, was Sie ursprünglich als Berufswunsch hatten, nämlich Arbeiter- und Sozialpfarrer zu werden. Sie haben sich nur formal davon getrennt, innerlich und inhaltlich sind Sie

immer noch dabei. Es ist Ihr großes persönliches Verdienst, zahllose Menschen für eben diese Arbeit gewonnen, motiviert und geschult zu haben. Sie sind aber nicht nur ein Wissenschaftler und Lehrer von hoher Reputation. Immer haben Sie auch den Weg in die Kirche, in die Gesellschaft gesucht, manchmal auch bahnen müssen. Das gilt für die Zeit in Berlin und in den bewegten Jahren nicht nur da, sondern auch dann später als Vorsitzender der Kammer der Evangelischen Kirche Deutschlands für soziale Ordnung seit 1981.

Ich erlaube mir, auch als Politikerin etwas dazu zu sagen, denn die Politik leidet ja oft darunter, daß sie sehr kurzatmig entscheiden muß und die großen Linien leicht verloren gehen. Für mich als Politikerin ist es immer eine wertvolle Anregung und Unterstützung, was unter Ihrer Führung in den Denkschriften der EKD zur Arbeitslosigkeit, zur Alterssicherung, zur europäischen Einigung oder auch zur menschengerechten Stadt geschrieben wurde. Ich hoffe, daß von Zeit zu Zeit meine Politik als Stadtoberhaupt an den guten Maßstäben, die Sie

für ein soziales und gerechtes Miteinander gesetzt haben, bestehen kann.

Der Festakt heute will aber eben nicht nur die Arbeit hervorheben, sondern aus Anlaß Ihres heutigen 65. Geburtstages, zu dem ich natürlich ganz herzlich gratuliere, eben auch die Person herausstellen. Diesen Mann, der sonst immer hinter der Sache zurücksteht und dem jeder Personenkult fern ist. Aber die Zuneigung, die Sie in diesem Saal gespürt haben eben bei der Begrüßung, ich glaube, die gibt uns das Recht, Sie auch dafür zu ehren. Ich habe nun eine Überraschung für Sie. Ich glaube, Sie haben schon angedeutet bekommen, daß es heute eine Überraschung geben wird. Ich habe von Herrn Bundespräsident Prof. Dr. Roman Herzog die ehrenvolle Aufgabe übertragen bekommen, Ihnen für Ihr Verdienst um die soziale Gestaltung unserer Gesellschaft, für die internationale und überkonfessionelle Verständigung und für Ihre herausragende wissenschaftliche Arbeit das Bundesverdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland zu überreichen. Ich möchte die dazugehörige Urkunde auch noch verlesen: „Verleihungsurkunde. In Anerkennung der um Volk und Staat erworbenen besonderen Verdienste verleihe ich Herrn Prof. Dr. Theodor Strohm, Heidelberg, das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. Berlin, den 16. Januar 1998. Der Bundespräsident.“

Unser Staat, unsere Städte und unsere Gesellschaft wären andere ohne diesen Beitrag für ein humanes, an christlichen Werten ausgerichtetes modernes Sozialwesen. Sie haben mit Mitteln unserer Zeit die große Tradition beispielsweise eines Johann Hinrich Wichern fortgeführt und die Verankerung des diakonischen Auftrags der Kirche in den Gemeinden und für die ganze Gesellschaft neu begründet. Ich bin sicher, daß die Diakonie-Denkschrift 150 Jahre nach der Begründung der Inneren Mission durch Wichern für die Kirche, die Gesellschaft und die Politik wieder wichtige Orientierung geben wird. Dauerarbeitslosigkeit, Suchtkrankheit und Vereinzelungen sind Merkmale unserer Wohlstands- und Konsumgesellschaft, denen sich die Kirche, aber auch die Kommunalpolitik stellen müssen. Verarmung und Heimatlosigkeit eines Teils der Bevölkerung durch wachsende strukturelle Arbeitslosigkeit, Vereinzelung durch den Verlust sozialer Bindung und Krankheiten auch als Folge sozialer und ökologischer Belastungen sind negative Optionen, denen sich die Gesellschaft stellen muß. In 82,6% der Haushalte in Heidelberg leben heute keine Kinder. Von den Haushalten mit Kindern werden 25% von nur einer – meistens – oder einem Erziehungsberechtigten geführt. Das veränderte Generationenverhältnis drückt sich auch in Heidelberg mit einer Zunahme der Älteren sehr deutlich aus – seit 1970 sind um 57,7% über 75 Jahre alt. Ich bin sicher, daß die in Wort und Tat auf den Menschen zentrierte diakonische Arbeit, die auch viele

von Ihnen täglich praktisch leisten, für die Bewältigung der kommenden sozialen Herausforderung in unserem Staat und in unseren Städten einen zentralen Beitrag liefert. Solidarität, soziale Gerechtigkeit und ein tolerantes Miteinander sind Ziele, mit denen für die Menschen in Heidelberg wie anderswo eine gute Zukunft zu gewinnen ist. Die Ressource Solidarität ist dabei nicht so knapp wie manche meinen, wir müssen aber auch Werte entwickeln und sie praktisch leben. Eine zukunftstaugliche, eine humane und eine solidarische Stadt wird dann als gemeinsame kulturelle Anstrengung möglich. Bestandteile sind das soziale Engagement, eine offene Dialogkultur mit breiter Beteiligung und transparenten Entscheidungen, der Schutz unserer natürlichen Lebensgrundlagen und immer wieder die Aufarbeitung des Ist-Zustandes und die Zielvorstellung, die Entwicklung der Zielvorstellung, wie es denn eigentlich sein sollte. Der Beitrag der christlichen Kirchen für solidarisches Zusammenleben war in der Vergangenheit sehr groß. Er ist es bis heute geblieben. Und wenn wir heute Ihr Wirken einmal in das öffentliche Licht rücken können, so verstehe ich das als lange verdiente persönliche Würdigung wie als Beitrag zur Bestärkung des sozialen Engagements für den Nächsten in unserer Gesellschaft. Ich möchte allen Beteiligten, die diese Ehrung möglich gemacht haben, die sie initiiert haben, ganz herzlich danken. Der oft gescholtene öffentliche Dienst von Städten, Ländern, Ministerien und dem Bundespräsidialamt hat hier einiges geleistet, damit diese Urkunde auch heute Ihnen übergeben werden kann.

Britta von Schubert

### **Begrüßung im Namen des Beirates des Diakoniewissenschaftlichen Instituts**

Im Namen des Beirates des Diakoniewissenschaftlichen Instituts der Universität Heidelberg habe ich die große Ehre und Freude, Sie in diesem würdigen Saal der Stadt Heidelberg begrüßen zu dürfen. Der Ihnen widerfahrenen Ehrung, verehrter Herr Strohm, haben wir es zu verdanken, daß der vom Beirat seit langem geplante Festakt heute in diesem beeindruckenden Saal des Rathauses stattfinden darf. Ihnen, verehrte liebe Frau Oberbürgermeisterin Weber, möchte der Beirat von Herzen danken, daß dem Festakt ein solcher Rahmen zuteil wird und daß Sie die Ehrung von Herrn Strohm zu einer Angelegenheit der Stadt erklärt haben. Damit ist eins der zentralen wissenschaftlichen und praktischen Anliegen von Herrn Strohm, Theologie und Kirche, Diakonie und Sozialwissenschaft mögen zum Wohl der Bürger und ihrer Kommunen national und international zusammenwirken, auf symbolische Weise getroffen.

v.l.n.r.: Landesbischof (i.R.) Prof. Dr. Klaus Engelhardt, Dr. Britta von Schubert, Staatssekretär Dr. Werner Tegtmeier,  
Präsident Jürgen Gohde, Walter Waldbauer, Wolfgang Stammler

Foto: Dagmar Welker

Daß der Einladung durch den Beirat eine so große Anzahl von Menschen gefolgt ist, sehen wir als eine Bestätigung dafür an, daß einem sehr großen Kreis sowohl an der Arbeit des Instituts, dem der Beirat vorsteht, als auch am Wirken und der Leistung von Herrn Strohm in hohem Maße gelegen ist.

Ich darf als erste mit besonderem Dank für ihre Mitwirkung heute die beiden Hauptreferenten begrüßen: den Vorsitzenden des Beirats des Diakoniewissenschaftlichen Instituts, Herrn Landesbischof Prof. Dr. Klaus Engelhardt, und Herrn Staatssekretär Dr. Werner Tegtmeier aus dem Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung in Bonn. Sie, verehrter Herr Landesbischof, haben trotz Ihrer hohen zeitlichen Belastung in der Verantwortung als Vorsitzender des Rates der EKD ausnahmslos jede Sitzung des Beirats mit höchster Konzentration, Kenntnis der Aufgaben und warmherzigem Einfühlungsvermögen geleitet. Sie, verehrter Herr Staatssekretär, sind als langjähriger Mitstreiter um kompetente Aussagen zu Fragen deutscher Sozialpolitik, zu einem besonders geschätzten Kollegen und Freund von Herrn Strohm in der Sozialkammer der EKD geworden.

Des weiteren begrüße ich mit Dank für vielfältige Unterstützung der Arbeit des Diakoniewissenschaftlichen Instituts den Präsidenten des Diakonischen Werks, Herrn Pfarrer Jürgen Gohde, den stellvertretenden Vorsitzenden des Beirats. Meine besondere Begrüßung gilt auch den Vertretern der Universität Heidelberg, insbesondere dem Kanzler, Herrn Siegfried Kraft, sowie den Mitgliedern der Theologischen Fakultät und ihrem Dekan Herrn Prof. Dr. Heimo Hofmeister. Ich begrüße in besonderer Weise die Mitglieder der Sozialkammer der EKD als eines Kreises von Personen, die durch das Bohren dicker Bretter der Sozialpolitik die deutsche und internationale Debatte immer wieder in Bewegung gebracht haben und die für Herrn Strohm zu einem Kreis von Freunden geworden sind. Schließlich darf ich pauschal den großen Kreis von Freunden des Diakoniewissenschaftlichen Instituts und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter begrüßen. Zu Freunden besonderer Art, die ich ausdrücklich begrüßen möchte, gehören die Musikfreunde von Herrn Strohm. Ein Festakt ohne Musik wäre für Herrn Strohm kein solcher! Ebenso bedarf einer besonderen Begrüßung die anwesende große Familie.

Stellvertretend für viele Freunde aus dem europäischen Ausland darf ich namentlich diejenigen begrüßen, die heute hierher kommen konnten: Als erstes hätte ich gern die Präsidentin des Europäischen Verbandes für Diakonie – EURODIACONIA, Frau Pfarrerin Sylvia Michel aus Bern in der Schweiz, begrüßt. Sie mußte leider kurzfristig wegen eines Unfalls absagen. An der Stelle ihres Grußwortes wird der stellvertretende Präsident von EURODIACONIA, der Generalsekretär der Niederländisch-Reformierten Kirche, Dr. Gisbert Boer sprechen. Frau Michels Grußwort werde ich am Schluß verlesen. Weiterhin begrüße ich den Dozenten Pfarrer Kai Henttonen vom Diakonischen Institut Lahti/Finnland, aus Norwegen Herrn Prof. Trygve Wyller vom Diakoniewissenschaftlichen Institut der Universität Oslo, ebenfalls aus Oslo Herrn Prof. Kai Ingolf Johannessen, Prof. Øyvind Foss von der Universität Stavanger in Norwegen, aus Rumänien Herrn Prof. Dr. Paul Philippi, den Vorgänger von Herrn Strohm in der Leitung des Diakoniewissenschaftlichen Instituts, aus Belgien in freundschaftlicher Verbundenheit den Generaldirektor Dr. Heinrich v. Moltke (Brüssel), den Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf, Herrn Prof. Dr. Konrad Raiser.

Der Beirat des Diakoniewissenschaftlichen Instituts vertritt in seiner Zusammensetzung vor allem einen großen Teil der Landeskirchen und Diakonischen Werke. Es ist die Aufgabe des Beirats, die wissenschaftliche Arbeit des Hauses zu begleiten, zu diskutieren, wenn möglich anzuregen und nach außen zu vertreten. Sie, verehrter Herr Prof. Strohm, haben nicht nur dem Beirat seine Arbeit erleichtert, sie haben ihn vielmehr auf äußerst spannende Weise teilhaben lassen an der hohen wissenschaftlichen Produktivität des Hauses, die sich u.a. in den mittlerweile auf 20 Bände angewachsenen beiden Publikationsreihen niederschlägt, der erste Band aus der Reihe der Heidelberger Verlagsanstalt ist gerade in 3. Auflage erschienen. Vielfach waren mehrjährige internationale wissenschaftliche Kongresse oder mehrsemestrige Seminarveranstaltungen Entstehungsorte derartiger Publikationen. Gründungen weiterer diakoniewissenschaftlicher Institute im In- oder Ausland geschehen grundsätzlich nicht ohne Ihren hohen beratenden Sachverstand. Ökumenische Versammlungen und Symposien erhalten ihr diakoniewissenschaftliches Fundament von Ihnen. Sie liefern als Person ein eindrucksvolles Beispiel für eine Praxis der Wissenschaft, die ihre Stärke bezieht aus dem Bewußtsein zugleich christlicher und politischer Verantwortung für das Wohl und Wehe des Gemeinwesens.

Klaus Engelhardt

## Perspektiven für eine diakonische Kirche

### 1. Bibel und Diakonie

Perspektiven für eine diakonische Kirche gewinnen wir aus der Bibel. Im letzten Buch der Bibel wird eine große Vision vor uns hingestellt. Der Seher sieht einen neuen Himmel und eine neue Erde. Er schaut, wie das neue Jerusalem vom Himmel herabkommt, und er hört die Stimme:-

Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen!... Und Gott wird abwischen alle Tränen von Ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. Und der auf dem Thron saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu!

Diese Vision hat die Menschen immer wieder gepackt. Am Anfang dieses Jahrhunderts hat die Kirche der Böhmisches Brüder in Prag ein Haus für Prostituierte geschaffen und im Anschluß an Offenbarung 21 Neues Jerusalem genannt. Das Haus für Prostituierte – „Neues Jerusalem“ – welche Kühnheit! Aus diesen Wurzeln heraus müssen wir leben und Diakonie treiben. Diejenigen haben die Welt oft am meisten verändert, die in einer anderen Welt

leben. Sie waren damit gerade nicht von der realen Welt abgehoben und von ihren Nöten abgelenkt.

Diakonie ist ein Gütezeichen der Kirche, aber nicht ihr soziales Alibi. Sie darf nicht zum Aushängeschild verkommen, das eine Kirche braucht, um zu beweisen, daß sie auch noch etwas Soziales tut und damit attraktiv bleibt.

In Psalm 82 werden wir in eine sehr alte, orientalisches-biblische Vorstellung hineingeführt, die uns zunächst fremd ist. Von der Versammlung der Götter ist die Rede. Da stellt sich die Frage: Welches ist unter den versammelten Göttern der wahre Gott? Die Antwort ist eindeutig: Der ist der wahre Gott, der den Armen und den Waisen Recht verschafft, der den Elenden, Bedürftigen zum Recht verhilft. Daran wird gemessen, wer der wahre Gott ist und wer nicht. Es geht im Ringen um die Armen und Elenden in einer diakonischen Kirche um nichts Geringeres, als um das Erkennen, wer Gott wirklich ist und was es mit dem biblischen Gott tatsächlich auf sich hat. Kirche braucht Diakonie, um zu begreifen, daß Gottes rettende Zuwendung zur Welt seine große Leidenschaft ist.

Die Theologische Fakultät der Universität Heidelberg hat den Vorzug, daß ein Diakonie-wissenschaftliches Institut zu ihr gehört. Ich komme gerne zu den Beiratssitzungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts, weil im Mittelpunkt Berichte stehen, wie Studierende in ihren exegetischen, kirchenhistorischen und dogmatischen Studien Kirche begreifen lernen. Und diese Kirche treibt Diakonie nicht als eine nützliche Zusatzbeschäftigung, sondern von ihrem innersten Kern her. John Wesley hat einmal erklärt: „Das Christentum ist wesentlich eine soziale Religion.“ Er meinte damit nicht, daß die Kirche ihre Qualität dadurch erhält, daß sie zu einer Sozialagentur wird. Mit seiner Aussage zielte er auf den Kern des Christentums. Die christliche Kirche bezeugt den Glauben an Jesus Christus. Der Gegensatz zum Glauben ist nicht einfach Unglaube, sondern Angst – die Angst nämlich, zu kurz zu kommen. Solche Angst packt Menschen in Situationen, da das Leben für sie aufgrund der Umstände und Verhältnisse unsicher geworden ist. Diakonische Kirche ist Kirche, die den Glauben für Menschen in beelender Situation erfahrbar und erlebbar macht und die zum Leben ermutigt werden.

Wir brauchen diese Perspektive für unsere Gemeinden. Sie können Gemeinde Jesu nur dann sein, wenn sie vom Glauben her diakonische Entschlossenheit gewinnen und spüren, daß um des Glaubens willen Diakonie und Kirche untrennbar zusammengehören.

## 2. Kultur des Erbarmens

Diakonische Kirche tritt für die Kultur des Erbarmens ein. Das ist ein Stichwort, das in den zurückliegenden Monaten eine Rolle spielte. Viele winken ab, wenn sie die Stichworte 'Erbarmen, Barmherzigkeit' hören. Die beiden Stichworte haben für sie einen Beigeschmack. Sie erklären: Wichtig und unerlässlich ist Gerechtigkeit, aber Barmherzigkeit? Diese Entgegensetzung führt auf die falsche Spur. Erbarmen im Sinne der Bibel ist keine gönnerhafte Geste von oben herab, die sich huldvoll eines anderen annimmt. Erbarmen bedeutet in der Bibel, daß die Armen und Elenden nicht nur ein paar Brosamen erhalten, – die neben her abfallen, sondern mit Verlässlichkeit ein Mindestmaß an Lebensqualität gewährleistet bekommen. Für das rechte Verständnis des Sozialstaates bedeutet dies, daß er nicht erst dann in Aktion treten darf, wenn es Ökonomie und die Einnahmen erlauben, so daß einiges für soziale Hilfe abfällt.

Zu den Perspektiven einer diakonischen Kirche gehört daher die Verantwortung für den Sozialstaat. Wie eine Gesellschaft mit alten Menschen, Jugendlichen, Kranken umgeht, das ist nicht nur eine sozialpolitische und finanzielle Frage, sondern vor allem eine Frage des Menschenbildes. Diakonische Kirche hat deutlich zu machen, daß alte und kranke Menschen keine Kostenfaktoren, daß Jugendliche

keine Manövriermasse auf dem Markt sind. Bedingt durch den Sparkurs im Gesundheitswesen breiten sich medizinische, juristische, philosophisch argumentierende Überlegungen aus, wann menschliches Leben noch einen Wert hat. Haben Schwerbehinderte, Embryonen und Säuglinge, verwirrte alte Menschen, Koma-Patienten den gleichen Lebenswert wie Gesunde, Vitale, Leistungsfähige?

Die Kosten-Nutzen-Mentalität ist eine gefährliche Grundstimmung, die uns allen viel näher ist, als wir manchmal zugeben möchten. Zu den Perspektiven einer diakonischen Kirche gehört die Einsicht, daß wir die Würde des Menschen auch in dessen Bruchstückhaftigkeit uneingeschränkt gelten lassen und verteidigen. Die Rede von ihrer unantastbaren Würde ist keine philanthropische Lyrik.

Wenn die Kirche ihren Auftrag ernst nimmt, den Menschen Gottes Heil zu verkündigen, dann darf sie sich angesichts zunehmender sozialer Kälte in unserer Gesellschaft nicht in die warme Stube der eigenen Gemeinde zurückziehen. Der kalte Wind, der durch unsere Gesellschaft weht, zieht auch durch die Ritzen dieser warmen Stube. Arbeitslose, Verschuldete, alte Menschen, Aids-Kranke, heimatlos und obdachlos Gewordene sind nicht nur die da draußen, sondern sie sind – ob sie davon Gebrauch machen oder nicht – in vielen Fällen Glieder unserer Gemeinden. Aber sie bleiben oft unbeachtet links liegen. Diakonie ist der Seismograph, der ausschlägt und zeigt, wo Menschen unserer Gemeinden und in dieser Gesellschaft unter die Räder kommen. Kirche muß diakonische Kirche sein, um Sensibilität für solche Menschen zu gewinnen. Gemeinden sollen begreifen, daß es zur Kultur des Erbarmens gehört, das Leben und das Miteinanderleben auch von unten, aus der Perspektive der Ausgeschalteten, der Schlechtbehandelten, der Machtlosen, der Leidenden zu sehen. Mitten im Lehrbetrieb einer Theologischen Fakultät hat das Diakoniewissenschaftliche Institut diese seismographische Funktion für das Begreifen von Theologie.

## 3. Die großen diakonisch-sozialpolitischen Themen der Kirche

Verehrter, lieber Herr Strohm, bis hierher habe ich mich strikt an Ihren Geburtstagswunsch gehalten. Kurz vor Weihnachten haben Sie mir im Blick auf den heutigen Festakt geschrieben: „Meine Person sollte überhaupt nicht im Mittelpunkt stehen.“ Das ist ein frommer Wunsch. Er ehrt Sie, und er führt uns gerade in dieser Bestimmtheit unaufhaltsam zu Ihrer Person und zu meinem Thema. Perspektiven für eine diakonische Kirche sind nicht nur an Prinzipien festzumachen, sondern vor allem auch an Menschen, die dafür eintreten.

Als Vorsitzender des Rates der EKD hatte ich in den zurückliegenden sechs Jahren Gelegenheit, Sie bei Beratungen im Rat zu erleben. Sie waren einer unserer häufigsten sachverständigen Gäste. Sie kamen mit neuen Ausarbeitungen der Kammer

der EKD für Soziale Ordnung (Sozialkammer). Wir haben manchmal heftig darüber diskutiert. Sie haben Zustimmung und Kritik erfahren und haben sich danach mit der Kammer aufs neue an die Überarbeitung gemacht. Ich habe erlebt, wie Sie mit Ihrem hohen Sachverstand, mit Ihrem theologischen Urteil entscheidend die Aussprache bestimmt haben, ohne Eitelkeit oder Verletztheit, wo widersprochen wurde. Ihre Person trat hinter den Sachfragen zurück. Und doch waren Sie es, der am Ball blieb, und es war Ihre persönliche Beharrlichkeit, daß die EKD im sozialpolitischen Diskurs unserer Gesellschaft kompetenter wurde. Sie haben sich große Verdienste erworben um die sachkundige Dialogfähigkeit unserer Kirche in der politischen Öffentlichkeit.

Ich müßte eine ganze Menge von Ausarbeitungen, Studien und Denkschriften nennen. Ich bin selbst ins Staunen geraten, als ich mir jetzt einen Überblick verschafft habe. Ich kann sie gar nicht alle aufzählen und mache aus der Not eine Tugend: Wenn ich nur einige wenige nenne, dann soll es in Entsprechung zu Ihrer Bitte geschehen, Ihre Person nicht in den Mittelpunkt zu stellen.

Nie losgelassen hat Sie in den zurückliegenden Jahren die Herausforderung der Arbeitslosigkeit. 1982 haben Sie maßgeblich die Studie der Kammer „Solidargemeinschaft von Arbeitenden und Arbeitslosen“ gestaltet. Sie haben die Idee eines Zweiten Arbeitsmarktes eingeführt, die zu einem der vielleicht größten sozialpolitischen Erfolge der EKD beigetragen hat. Norbert Blüm und Klaus von Dohnanyi haben sie aufgegriffen. Später wurde sie auch in den neuen Bundesländern umgesetzt.

1994 erregte die Studie „Gezielte Hilfe für Langzeitarbeitslose“ Aufsehen. Einmalig in der Geschichte des Bundestages wurde sie dort zum Antrag erhoben und eine Stunde lang diskutiert. Das sind keine Erfolgsmeldungen für die Kirche, sondern das nimmt unsere Evangelische Kirche in Deutschland in Pflicht, dieser Herausforderung nicht müde zu werden, wenn sie diakonische Kirche sein will.

Mich beeindruckt, wie vielfältig die Themen sind, denen Sie sich in der Kammer gestellt haben und die Sie sich höchstpersönlich zu eigen gemacht haben. „Arbeit, Leben und Gesundheit“ – so eine Studie zum Gesundheitsschutz am Arbeitsplatz (1991); „Landwirtschaft im Spannungsfeld“ (1984), eine der meist gelesenen Denkschriften; „Handwerk als Chance“ (1997) – eine ganz wichtige Denkschrift für das Gespräch zwischen Kirche und Handwerk. Diakonische Kirche muß nicht nur Gespür für das haben, was fällig ist, sondern auch die Entschlossenheit, sich selbst in diesen Fragen sachkundig zu machen, um der Kirche zu helfen, sprachfähig zu werden.

1992 erschien aus Ihrer Kammer die Denkschrift „Verantwortung für ein soziales Europa“. Ich habe bei einem Besuch bei den europäischen Institutionen und bei Begegnungen mit Europaparlamentariern in Brüssel festgestellt, wie sehr viele daran interessiert sind, daß „Europa eine Seele braucht“, wie es der ehemalige Präsident der Europäischen Kommission Jacques Delors immer wieder gefordert hat. Die Denkschrift der Kammer hat wichtige Impulse gegeben zum Thema „Soziale Gestaltung Europas“.

#### **4. Vom Kammerton in der Kammer für Soziale Ordnung**

Die Kammer und damit die EKD haben davon profitiert, daß Sie als Professor der Theologie Ihre Verwurzelung im Diakoniewissenschaftlichen Institut haben. Kirche darf gerade dort, wo sie sich sozialpolitisch und diakonisch äußert, nicht belanglos daherkommen. Sie darf intellektuell nicht unter Niveau reden und leben. Darauf haben Sie als Kammervorsitzender Wert gelegt. Sie kennen die Kirche von innen und haben sich mit der kirchlichen Arbeit als Universitätsprofessor in hohem Maße identifiziert. Mit Ihrer privaten Zeit sind Sie zugunsten der EKD verschwenderisch umgegangen.

Daß Sie in der Kammer eine dialogische Atmosphäre geschaffen haben, bedeutet schon viel, aber ist noch zuwenig anschaulich gesagt. Sie haben die Kammer so geprägt, daß man von außen manchmal den Eindruck haben konnte, da sei fast ein Freundeskreis beisammen. Anhänglichkeit, Freundlichkeit, Treue zur Sache und Humor haben das Klima, den „Kammerton“ bestimmt. Wir sind Ihnen für diesen Kammerton dankbar.

Lieber Herr Strohm, Ihre Person sollte nicht im Mittelpunkt stehen. Darum habe ich von diesen persönlichen Eindrücken erst zum Schluß gesprochen. Aber es mußte gesagt werden. Unsere Kirche hat Ihnen viel zu danken. Zur Freiheit eines Christenmenschen, die wir Protestanten so gerne beschwören, gehört auch dies, sich un-verschämt danke sagen lassen zu können und sich darüber zu freuen.

Werner Tegtmeier

## **Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit –**

Reflexionen zum gemeinsamen Wort der Kirchen zur wirtschaftlichen und sozialen Lage

Das gemeinsame Wort der Kirchen zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland ist vor elf Monaten, im Februar 1997, vom Rat der EKD und von der Deutschen Bischofskonferenz verabschiedet worden. Das Wort der Kirchen trägt den Titel „Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit“. Sowohl das Leitmotiv als auch der Inhalt dieser Schrift könnten gar nicht besser wiedergeben, wie Sie, lieber Herr Strohm, als langjähriger Vorsitzender der Kammer für soziale Ordnung der EKD unsere gemeinsame Arbeit beseelt und motiviert sowie zahlreiche und fundierte Veröffentlichungen der Sozialkammer bewirkt haben. Nicht wenige Formulierungen und Denkfiguren dieses gemeinsamen Wortes lassen im übrigen vermuten, daß entweder Sie oder Mitglieder der Kammer für soziale Ordnung an der Textabfassung beteiligt gewesen sein müssen. Ich verhehle gar nicht mein Empfinden, daß das dem Papier gutgetan hat.

Die Kirchen leisten mit ihrem gemeinsamen Wort einen ganz wesentlichen Beitrag zur Analyse und Aufarbeitung der derzeitigen wirtschaftlichen und sozialen Probleme in Deutschland und in Europa. In den großen Zielen sind sich die Kirchen mit der Politik einig. Es geht um die Vollendung der inneren Einheit Deutschlands, weitere Integrationsfortschritte in Europa, die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, die Erneuerung der sozialen Marktwirtschaft, die Sicherung des Sozialstaates, die Stärkung der Familie und die Bewahrung der Schöpfung. Deutschland durchmißt, wie im gemeinsamen Wort der Kirchen diagnostiziert wird, eine Zeit beträchtlichen sozialen Wandels mit entsprechend großen Herausforderungen für unser Gemeinwesen. Ich glaube, uns allen sind dieser Umbruch sowie der Prozeß der Veränderung bewußt. Es ist vergleichbar dem, was seinerzeit bei der Industriellen Revolution stattgefunden hat. Es ist gewaltig und es muß genauso klar festgestellt werden, daß die Politik allein diese Herausforderung gar nicht meistern kann. Es ist eine Gestaltungsaufgabe, die uns gemeinsam angeht.

Die Fortentwicklung unserer wirtschaftlichen und sozialen Systeme ist auf konzeptionelle Lösungsansätze sowie Leistungsbereitschaft und Leistungsfähigkeit vieler Institutionen und gesellschaftlicher Gruppen angewiesen. Nur so ist ein erfolgreiches Ergebnis vorstellbar. Der auch in diesen Tagen zu vernehmende, hoffentlich singulär bleibende Ratschlag, doch auch die kantige Entscheidung zu suchen, Probleme durch Ignorieren gesetzter Regeln zu lösen und deren Durchbrechung nachträglich zu legitimieren, ist mit der Erkenntnis des gemeinsamen Wortes nicht zu vereinbaren. Ich formuliere die

Wertung abstrakt, aber mahne mit allem Ernst. Deshalb bin ich wirklich dankbar, daß ich auf das gemeinsame Wort der Kirchen verweisen darf, wenn davon gesprochen wird, daß wir zur Lösung der Probleme einen „Runden Tisch“ befürworten und daß die Kirchen selbst bereit sind, sich inhaltlich mit einem wichtigen Beitrag zur Erneuerung und Fortentwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft einzubringen. Das gemeinsame Wort ist kunstvoll auch dort formuliert, wo die Positionen bei näherer Betrachtung sich durchaus auch als gegensätzlich erweisen und die intellektuelle Auseinandersetzung erfordern.

Das gemeinsame Wort der Kirchen gibt eine wirklich umfassende Beschreibung der sozialen und wirtschaftlichen Lage in unserem Land mit all ihren Vorzügen und all ihren Verwerfungen wieder. Die Kirchen bestätigen den großen Wohlstand und den hohen Lebensstandard in Deutschland, aber sie nennen auch Armut und Benachteiligung beim Namen. Die Kirchen lenken das Augenmerk auf die Schwachen in unserer Gesellschaft, was auch Kritik an bestehenden Verhältnissen in Wirtschaft und Politik notwendigerweise einschließt. Und die Kirchen begründen ihre Vorschläge und ihre Kritik eindrucksvoll mit Ableitungen aus dem christlichen Glauben und biblischen Kontexten, so daß sie nach meinem Verstehen – und nicht nur nach meinem Verständnis allein – mit diesem gemeinsamen Wort einen der besten Texte in der politischen Diskussion der letzten Jahre vorgelegt haben.

Aber lassen Sie mich bitte die grundlegenden Ausführungen der Kirche zur sozialen Marktwirtschaft und zu unserer Wirtschafts- und Sozialordnung hervorheben: Es ist ein Grundbekenntnis und enthält den Willen zur Reform. Die Kirchen anerkennen die große Bedeutung des Sozialstaates für die Integration und Identität unseres Gemeinwesens in Vergangenheit und Zukunft. Und ebenso wie weite Teile von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft sehen auch die Kirchen die Reform des Sozialstaates als wichtige Herausforderung an. In ihrer weltlichen Ausprägung sind sie selber Akteure, die den gesetzten Rahmenbedingungen unterliegen bzw. auf die Gestaltung dieser Rahmenbedingungen Einfluß nehmen müssen.

Die Verwirklichung der deutschen Einheit und die mit der Globalisierung der Märkte zunehmende internationale Verflechtung haben die Handlungsspielräume für die nationale Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik ganz erheblich verändert. Angesichts der demographischen Entwicklungen müssen Weichen neu gestellt werden, um zukunftsgerechte

Antworten zu finden, die die Generationensolidarität nicht überfordern.

Zu Recht vertreten die Kirchen die Auffassung, daß die erforderliche Reform des Sozialstaates nicht mit Sozialabbau gleichzusetzen ist. Umbau bedeutet auch Weiterentwicklung des Sozialsystems durch das Setzen neuer Akzente. Wir haben dafür positive Beispiele zu benennen, deren Durchsetzung gar nicht ganz einfach war. Erinnern Sie sich beispielsweise an die gesetzliche Pflegeversicherung mit all ihren Ausstrahlungen und die kontroversen Diskussionen hierzu - auch im kirchlichen Bereich.

Der Abbau der Arbeitslosigkeit ist unsere wichtigste Aufgabe; und ich will Zahlen nennen, was dies in unserem Lande bedeutet. Wir geben in diesem Jahr zur Finanzierung von Arbeitslosigkeit und zur Finanzierung von Arbeitslosenhilfe nahezu 90 Milliarden DM aus, denen keine Wertschöpfung gegenübersteht. Die Frage an uns alle ist, warum es denn nicht möglich ist, die eingesetzten finanziellen Mittel so in Konzepte einzubauen, daß Menschen in Beschäftigung und Gesellschaft integriert und damit Ausgrenzungen vermieden werden können. Es gibt zwar keinen Königsweg, aber wir müssen darum ringen, beim Abbau der Arbeitslosigkeit voranzukommen.

Die Vermögensbildung in Arbeitnehmerhand ist ein zentrales Thema des gemeinsamen Wortes der Kirchen. Gemeinsam mit vielen Kammermitgliedern und anderen Engagierten hat Professor Strohm 1993 ein Buch hierzu veröffentlicht. Wenn Sie nun betrachten, was in der Zwischenzeit geschehen ist, werden Sie feststellen müssen, daß wir nicht nur kaum weiter gekommen sind, sondern sich die Situation eher verschärft hat. Die untere Hälfte der privaten Haushalte hatte 1993 einen Anteil von lediglich 4% am gesamten Privatvermögen. Sie besaßen durchschnittlich 20.000 DM gegenüber 230.000 DM im Durchschnitt aller Haushalte. 10% der Bevölkerung besitzen mehr als die Hälfte des Vermögens, auf weitere 25% entfällt etwas mehr als ein Drittel des Vermögens. Ich bringe es noch einmal in einer anderen Formulierung zum Ausdruck: Nur etwas mehr als 10% des Vermögens entfallen auf die restlichen 65% der Bevölkerung. Ich sage das mit Blick auf die konzeptionelle Seite, verehrter Herr Prof. Strohm, und ich sage es auch mit dem Hinweis auf den Bewegungsspielraum für Initiativen in dieser Angelegenheit.

In der gemeinsamen Denkschrift benennen Sie das Thema „Armutsbekämpfung“. Sie haben dazu eine übergreifende Thematik vorangestellt, die mir besonders wichtig ist. Das Thema Gerechtigkeit zieht sich wie ein roter Faden durch die hundert Seiten des gemeinsamen Wortes. Ich zitiere es gern wörtlich: „Manche würden der regulativen Idee der Gerechtigkeit gerne den Abschied geben. Sie glauben fälschlich, ein Ausgleich der Interessen stelle sich in der freien Marktwirtschaft von selbst

ein. Für die Kirchen und Christen stellt dieser Befund eine große Herausforderung dar.“ Ich darf hinzufügen, daß dies nicht nur die Kirchen und Christen betrifft, sondern gleichermaßen Ansporn für die Politik, insbesondere für die Sozialpolitiker ist. Ich bin fest davon überzeugt, daß wir ohne die christliche Botschaft die großen Probleme der Zukunft nicht bewältigen können. Sie enthält die Grundwerte, die für unser politisches Handeln, für den Gestaltungsauftrag, den wir haben, wichtig sind.

Nun aber zu drei Aspekten, die ich gerne einmal als Nachdenklichkeiten sichtbar machen würde; Nachdenklichkeiten für uns alle, nicht nur für Politiker:

1. *Jedes ökonomische und finanzwirtschaftliche Handeln hat eine soziale Dimension und umgekehrt.* „Soziale Dimension“ ist nicht im Sinne einer Sozialagentur einzuengen, sondern ist im weitesten Sinne in Bezug auf die Formen unseres zwischenmenschlichen Zusammenlebens zu interpretieren. Wenn dies richtig ist, meine Damen und Herren, hat es für Politiker Konsequenzen und Rückwirkungen. Aber auch Unterlassungen haben Rückwirkungen. Es hat auch Konsequenzen und Rückwirkungen für die Gestaltungsaufgabe, die wir gemeinsam zu bewältigen haben.

Ich glaube, Sie würden mir zustimmen. Jedenfalls bei den Ökonomen bin ich fast sicher, daß sie es tun würden: *Im ökonomischen Prinzip*, mit einem bestimmten Einsatz von Mitteln einen möglichst großen Ertrag zu erwirtschaften, *ist die soziale Dimension*, von der ich gesprochen habe, *nicht a priori intendiert*. Sie bedarf der bewußten Setzung. Deswegen sprechen wir von der *sozialen Marktwirtschaft*, deshalb bedarf es entsprechender Regulierung. Mancher Diskussionsbeitrag zur Deregulierung, den Sie fast täglich in Zeitungen lesen können, erweckt manchmal den Eindruck, daß es gar nicht darum geht, – zu Recht – bürokratische Hemmnisse zu beseitigen, sondern daß hier Verzicht auf eine bestimmte sozialetische Orientierung geleistet werden soll. Ich möchte uns ermutigen, daß wir, wo immer wir diskutieren und uns einbringen können, auf diesen Sachverhalt aufmerksam machen und einer solchen Haltung widerstehen: Wer glaubt, bestimmte, „demokratisch legitimierte Regeln der sozialen Dimension“ beseitigen zu können, muß wissen, daß nicht ein Vakuum entsteht, sondern Freiräume anders aufgefüllt werden. Sie werden aufgefüllt von Institutionen und Einrichtungen, die möglicherweise anderen Orientierungen folgen. Globale Unternehmen agieren weltweit und können sich nationaler Verantwortung entziehen. Sie haben gleichzeitig eine Größenordnung erreicht, bei der sie eben auch ökonomisch und finanziell kein Neutrum mehr darstellen. Veränderte Unternehmensstrategien oder aber ein finanzieller Kollaps sind daher nicht mehr „nur“ von lokaler Bedeutung. Solche Auswirkungen können

Sie in einigen Ländern Südostasiens im Augenblick unmittelbar beobachten.

Ich erwähne dies, weil die Arbeiten in unserer Sozialkammer, die nach wirklich gründlichen Erarbeitungen entstanden sind, heute eine Aktualität zu vielen Themen wie nie zuvor erfahren haben. Sie könnten beispielsweise zum Thema „Alterssicherung“ nachlesen, was unter der Stabführung von Prof. Strohm entstanden ist. Es wurde darüber nachgedacht, wie wir angesichts der demographischen Entwicklung unser Alterssicherungssystem weiterentwickeln können. Unter Abwägung der verschiedensten Aspekte ist dort aus guten Gründen empfohlen worden, in der Standardsicherung beim umlagefinanzierten System zu verbleiben. Die Experten von Regierungen sowie des Internationalen Währungsfonds haben noch vor einem halben Jahr heutige Krisenregionen als dynamischste Wachstumsregion bezeichnet, die es weltweit gibt. Die gleichen Experten haben dagegen wenige Monate später festgestellt, daß eine tiefgreifende Strukturkrise mit dem Ergebnis vorliegt, daß z.B. die Währung eines Landes der Region binnen eines Tages ein Fünftel ihres Wertes, in einem Zeitabschnitt von einem halben Jahr sogar drei Viertel ihres Wertes verloren hat. Können Sie sich vorstellen, daß es der Stabilität eines Systems sozialer Sicherung dienen würde, mit solchen Volatilitäten, wie man im Finanz- und Währungsbereich gerne sagt, verbunden zu werden? Ich glaube, wir sind gut beraten, wenn wir uns auf die Erkenntnisse des gemeinsamen Wortes stützen werden.

**2. Einzel- und gesamtwirtschaftliche Rationalität sowie gesamtgesellschaftliche Erfordernisse können in einem herben Widerspruch zueinander stehen.** Daher bedarf es der gestaltenden Regelung, um diesen Widerspruch aufzulösen.

Es mag einzelwirtschaftlich ein außerordentlich interessanter Vorgang sein – gelegentlich sogar mit dem Etikett ‚sozial verträglich‘ versehen –, sich von seinen Mitarbeitern im Alter von 55 Jahren oder manchmal noch früher zu trennen und sie in den Ruhestand zu schicken. Damit wurden Kosten der Einzelwirtschaften externalisiert und aufgrund der damaligen gesetzlichen Rahmenbedingungen in die staatliche Sozialversicherung transportiert. Diese Kosten kommen dann auf dem Umweg über Beitragssatzsteigerung in der Sozialversicherung auf eben diese Wirtschaft zurück.

Ich habe immer die „Wandlungsfähigkeit“ maßgeblicher Stimmen als einen der oft fragwürdigen „Höhepunkte“ der intellektuellen Auseinandersetzung bestaunt, wenn es diesen Konflikt zwischen einzel- und gesamtwirtschaftlicher Rationalität betraf. Ein solcher Prozeß vollzog sich nicht selten „innerhalb von drei Tagen“. Am Sonntag wurde mit Blick auf die demographische Entwicklung geäußert, daß die Lebensarbeitszeit verlängert werden müsse. Am Montag wurde dann mit Blick auf die Beitragsentwicklung der Sozialversicherung be-

klagt, daß die Sozialversicherung unfinanzierbar werde. Am Dienstag wurde der Belegschaft mitgeteilt, daß die Absatzlage ungünstig sei. Daher werde man sich vorzeitig von einem Teil der Mitarbeiter trennen müssen. Es kommt zu Verhandlungen über einen Sozialplan, der eine finanzielle Vorsorge für die älteren Mitarbeiter trifft. Die Technik: Aufhebungsvertrag, Arbeitslosengeld kombiniert mit einer Sozialplanleistung des Unternehmens, Verpflichtung zum frühestmöglichen Zugang in Rente. Damit wurde der Hauptteil der Kosten wieder auf die Sozialversicherung abgewälzt.

Ich war an den Regelsetzungen (Vorruhestand) zum damaligen Zeitpunkt nicht ganz unbeteiligt, denn diese Regelungen waren hilfreich für einen sehr begrenzten Kreis, für ein sehr begrenztes Strukturproblem. Diese Regelungen duften jedoch nicht zu einem Vorgang gesamtgesellschaftlicher Qualität und Quantität denaturiert werden: Warum erwähne ich das? Ich wollte kritisch verdeutlichen, daß wir den Gestaltungsauftrag unserer Gesellschaft auch dadurch wahrnehmen, daß Fehlentwicklungen erkannt, korrigiert und neue Akzente gesetzt werden.

Als weiteres Beispiel verweise ich auf die Diskussion über sozialversicherungsfreie Beschäftigungsverhältnisse. Unser System der sozialen Sicherung beruht auf der Philosophie, daß wir von der Wertschöpfung der Erwerbstätigen einen Teil abzweigen und auf die nicht mehr Erwerbstätigen verteilen. Wenn diese Wertschöpfung im gewählten System nicht mehr hinreichend erfaßt wird, weil es immer mehr Beschäftigungsverhältnisse gibt, die nicht der Sozialversicherungspflicht unterstehen, dann gibt es Probleme. Die Probleme liegen vor. Wer sich zum Thema „sozialversicherungsfreie Beschäftigung“ mit allen Schattierungen äußert, sollte bitte auch bedenken, was die innere Rationalität dieses Verhaltens angeht, wenn er Vorschläge zur weiteren Differenzierung unterbreitet. Wenn die Rahmenbedingungen unverändert bleiben und es ein Anreiz ist, aus der sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung herauszugehen, ist eine wesentliche Finanzierungsbasis unserer sozialstaatlichen Verfassung in Gefahr ständig stärker zu erodieren.

**3. Der Zeit- und Sachhorizont der Marktkräfte ist begrenzt.** Ich habe das an den Volatilitäten und an den Entwicklungen der Finanzmärkte bereits feststellen dürfen. Ich möchte es mit Hilfe eines anderen Sachverhalts benennen und auf einen konkreten Sachverhalt anwenden. Die demographische Entwicklung, die bei uns im Lande quasi vorprogrammiert ist und die das Gesicht unserer Gesellschaft verändern wird, wird von den Unternehmen in einem sehr kurzen Zeithorizont erfaßt und produziert einzelwirtschaftliche Verhaltensweisen, die im grotesken Kontrast zu dem stehen können, was wir längerfristig brauchen werden. Wir werden in etwa sieben, acht Jahren erleben, daß der Anteil der jungen Menschen, die Ausbildungsstellen suchen,

rapide zurückgehen wird. Wir müßten jetzt eigentlich alle Anstrengungen unternehmen, den derzeitigen Berg an quantitativ starken Ausbildungsjahrgängen zu überwinden und sicherzustellen, daß diese Menschen in das Beschäftigungssystem integriert werden. Es gibt sehr viele Verantwortliche, die bereits daran mitwirken. Aber wenn das reine Kostenkalkül zugrunde gelegt wird, dann gibt es in der gegenwärtigen Situation unserer Gesellschaft keine hinreichende Antwort darauf, wie Menschen, die bestimmte formale Eintrittskriterien nicht mitbringen, in das Beschäftigungssystem hineinkommen. Betroffen sind zum Beispiel gering qualifizierte, denen eine Möglichkeit geboten werden muß, sich in das Beschäftigungssystem zu integrieren. Wir brauchen Kohäsion, nicht Exkursion.

Erlauben Sie abschließend eine Bemerkung zu einem Vorgang, den man noch gar nicht in dem gebotenen Umfang ausleuchten kann: Viele Finanzbewegungen resultieren heute gar nicht aus realwirtschaftlichen Gegebenheiten, sondern aus abgeleiteten, derivativen Vorgängen. Es gibt Fachleute, die sagen, daß der Umsatz an den Börsen nur zu einem Zehntel und weniger auf realwirtschaftlicher Grundlage basiert. Dies geht einher mit gewaltiger Kapitalakkumulation in großen Unternehmen und daraus resultierendem offenen oder verdeckten Einfluß. Ich erinnere an meine Eingangsbemerkung, in der ich gesagt habe, daß die Aufforderung hoffentlich singular bleiben möge, Probleme durch Ignorieren gesetzter Regeln zu lösen und deren Durchbrechung nachträglich zu legitimieren. Stellen Sie sich in diesem Kontext bitte das, was Sie vor wenigen Wochen in den Zeitungen haben lesen

können, in seiner quantitativen und qualitativen Dimension vor: In der Schweiz ist mitgeteilt worden, daß die beiden größten Banken zur „United Bank of Switzerland“ fusionieren wollen. Dahinter stehen, so die Zeitungen, 972 Milliarden Bilanzvolumen und ein verwaltetes Vermögen von 1,7 Billionen Schweizer Franken. Betrachten Sie bitte im Vergleich hierzu das Bruttoinlandsprodukt der Schweiz in Höhe von 350 Mrd. DM. Wir gehen doch alle gemeinsam sicher davon aus, daß ein solches gewaltiges Finanzvolumen in privater Hand kein Neutrum ist. Deshalb ist es von Bedeutung, daß global agierende Institutionen bestimmten, demokratisch gesetzten und legitimierten Regeln folgen!

Ich möchte gern mit einer Konklusion schließen, wozu Sie, sehr geehrter Professor Strohm, beigetragen haben. Ihr Nachdenklich-Sein, Ihr Zuhören-Können sowie Ihre Langmut mit der Kammer für soziale Ordnung sind eine Legende. Den Gestaltungsauftrag annehmen heißt Geduld zu haben. Sie haben eine Geduld bewiesen, die gewaltig ist. Sie haben Impulse gegeben, Sie haben diskutiert, Sie haben neue Ideen aufgenommen und Sie haben Arbeiten zu Ende gebracht. Den Gestaltungsauftrag annehmen heißt in unserem Selbstverständnis, in der Verantwortung für die kommende Generation und in der Verantwortung, Gottes Schöpfung zu bewahren, die Sorge, meine Damen und Herren, für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit zu tragen.

Ich freue mich, heute Ihre Verdienste, verehrter Herr Professor Strohm, zu würdigen und Ihnen von ganzem Herzen zu der Auszeichnung zu gratulieren. Wir danken Ihnen für Ihr Wirken.

### **Überreichung der Festschrift „Diakonie der Versöhnung“**

Arnd Götzelmann (für die Herausgeber)

Eine Festschrift ist so etwas wie eine gut gemeinte Verschwörung. Viele tun geheime Dinge und einer, der nämlich, um den sich alles dreht, weiß von nichts. Das ist freilich der Idealfall. Wir drei Herausgeber, Volker Herrmann, Jürgen Stein und ich, haben zusammen mit 44 weiteren schreibenden Verschwörern und vielen anderen Mitwirkenden versucht, Sie, lieber Herr Strohm, im Status des Nichtwissens bezüglich dieses Vorhabens zu halten. Ob uns das gelungen ist, vermag ich nicht zu sagen. Heute ist jedenfalls der Tag gekommen, den Schleier zu lüften und den zu Ihren Ehren vorbereiteten Studienband mit dem Titel „Diakonie der Versöhnung – Ethische Reflexion und soziale Arbeit in ökumenischer Verantwortung“ ans Licht der Öffent-

lichkeit zu heben. Der Band setzt sich mit Ihrem Werk auseinander, verarbeitet auch von Ihnen gesetzte Impulse und – das ist zumindest unsere Hoffnung – treibt weiter voran, was Sie angeregt haben.

Die Autorinnen und Autoren sind Ihnen begegnet auf Ihrem beruflichen Lebensweg, wie er bereits von Frau Oberbürgermeisterin Weber dargestellt wurde. Die Mitschreibenden haben Sie als anregenden Gesprächspartner in vielen heute schon genannten Kontexten erlebt. So deckt denn die Festschrift auch die Breite Ihres wissenschaftlichen Horizontes von Sozialethik und Diakoniewissenschaft, von Politik und Geschichte, von sozialer Arbeit und Sozial- bzw. Wirtschaftswissenschaft ab.

Als wir vor rund drei Jahren begannen, dieses Projekt zu planen, zielten wir inhaltlich zunächst auf die ökumenischen, das heißt zugleich weltweiten und interkonfessionellen, Perspektiven der Diakonie. „Lehre trennt, Dienst eint“ war unsere Maxime, und wir hatten von Ihnen gelernt, daß man sich

angesichts heutiger sozialer Probleme keine konfessionellen Konkurrenzen leisten kann und daß die Maxime „Denke global, handle lokal“ auch für Diakoniewissenschaft und Sozialethik von grundlegender Bedeutung ist. Diese doppelte ökumenische Perspektivik durchzieht den Band in vielfacher Hinsicht. Von mindestens ebenso hoher Relevanz ist der Aspekt der Versöhnung bezogen auf das soziale und diakonische Handeln und Denken. „Diakonie der Versöhnung“, diese Verdeutschung der bei Paulus im Neuen Testament erscheinenden „*diakonia tes katallages*“, ist eine Art inneres Bild Ihres Diakoniebegriffs, den Sie in sich tragen; keine neue Genitivtheologie, sondern ein ebenso sozialpraktisches wie christologisch fundiertes Konzept, das uns neue Aufgaben diakonalen Reflektierens und Forschens stellt. Hier gilt es weiterzuarbeiten. Allerdings zögerten wir zunächst, Ihren Begriff „Diakonie der Versöhnung“ als Titel der Festschrift zu verwenden. Wir haben uns dann doch dazu entschlossen, weil er geeignet ist, Ihr theologisches Werk zu symbolisieren, und er zugleich mit zahlreichen Beiträgen des Bandes korreliert. Mit der Festschrift zu Ihrem 65. Geburtstag setzen wir diesen, Ihren Leitbegriff voller Dankbarkeit an exponierte Stelle und möchten den Band mit diesem Titel als Würdigung Ihres Werkes verstanden wissen.

Ihre beiden damaligen wissenschaftlichen Mitarbeiter, Gerhard K. Schäfer und Klaus Müller, gaben zu Ihrem 60. Geburtstag eine Sammlung von Aufsätzen aus Ihrer eigenen Feder unter dem Titel „Diakonie und Sozialethik“ heraus. Nachdem dieser Strohsche Sammelband vorlag, hielten es Jürgen Stein, mein früherer, und Volker Herrmann, mein jetziger Assistenten-Kollege am Institut für angemessen, Ihnen zum 65. Geburtstag einen thematisch zentrierten Studienband zu widmen; mit Beiträgen von Autoren, die Ihnen auf die ein oder andere Weise nahestehen. Sicher hätten wir noch viel mehr Autoren werben können oder gar müssen, die Ihnen ebenso nahestehen. Aber die Festschrift herausgeber aller Zeiten scheitern wohl an diesem Problem, wenn sie es zu perfekt lösen wollen.

Wir freuen uns, daß viele der an dem Sechshundert-Seiten-Band Beteiligten heute hier sein können. Den Autorinnen und Autoren gilt unser erster, herzlicher Dank. Des weiteren möchten wir den Institutionen und dahinterstehenden Personen von Herzen danken, die das Projekt durch Druckkostenzuschüsse oder Vorabbestellungen gefördert haben: dem Diakonischen Werk der EKD und dem Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche in Baden, der Evangelischen Kirche in Deutschland, der Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg und der hiesigen Landeskirche sowie vielen kleineren Förderern. Wir bedanken uns bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Diakoniewissenschaftlichen Instituts, die in ihrer Freizeit das Projekt begleiteten und bei vielen Personen, die uns mit Rat und Tat zur Seite standen. Nicht zuletzt bedan-

ken wir uns für die engagierte Übernahme der Verlegerschaft des Bandes beim Quell Verlag, Stuttgart, namentlich bei dem heute auch anwesenden Cheflektor Wolfgang Stammler und insbesondere bei Herrn Geschäftsführer Walter Waldbauer, dem ich nun gerne das Wort übergebe.

Walter Waldbauer (für den Verlag)

Seit vielen Jahren besteht eine kollegiale, aber auch kooperative Partnerschaft zwischen dem Diakoniewissenschaftlichen Institut hier in Heidelberg und dem Stuttgarter Quell Verlag. Verständlicherweise. Quell ist sowohl Teil der Diakonie – wir sind bekanntlich Tochter der Evangelischen Gesellschaft in Stuttgart – als auch Verlag der Diakonie, was deutlich sichtbar wird im Buch- und Zeitschriftenprogramm.

Aus der inhaltlichen Nähe ergab sich die Nähe zur Person. Seit 1990 ist Herr Prof. Strohm Mitglied unseres Aufsichtsrats. In diesem Gremium hat die Begegnung mit ihm immer erfreuliche Wirkung. Seine menschlich-freundliche, annehmende Art und seinen in der Sache bestimmten und weiterführenden Rat schätzen wir sehr. Für alle Begleitung unserer Arbeit sind wir Ihnen, verehrter, lieber Herr Prof. Strohm, sehr dankbar.

Unser Dank soll nun auch einen sichtbaren Ausdruck finden. Wenn ein Verlag ein Geschenk macht, kommt oft – wie könnte es anders sein – ein Buch zum Vorschein. Wenn der Verlagsleiter einen Menschen besonders würdigen will, widmet er ihm ein Buch zum Geburtstag. Wenn dieser Jubilar jedoch Theodor Strohm heißt und Leiter des Diakoniewissenschaftlichen Instituts der Theologischen Fakultät in Heidelberg ist, planen seine Mitarbeiter zusammen mit dem Verlag eine Geburtstagsüberraschung. So haben Arnd Götzelmann, Volker Herrmann und Jürgen Stein unter strengster Geheimhaltung Kollegen, diakonische und kirchliche Stellen zur Mitarbeit und Förderung des Projekts begeistern können. Und wenn dazu alle Angefragten: Bischöfe, Präsidenten, Kollegen und Experten rechtzeitig – oder fast rechtzeitig – ihre Beiträge und ihre Zustimmung liefern; und wenn der Verlag unter der Leitung von Wolfgang Stammler über ein flexibles und motiviertes Team verfügt, dann kann der Geschäftsführer dem Jubilar zum 65. Geburtstag eine Festschrift überreichen. Verbunden mit dem Dank für alles, was Sie, lieber Herr Strohm, für die Diakonie und Kirche geleistet haben.

Wir haben für Sie das erste Exemplar zwar nur in blaues Leder binden lassen, seien Sie aber versichert, dieses Buch ist eigentlich ein großer, bunter mit viel Liebe zusammengestellter Blumenstrauß. Ja, eine Liebeserklärung an Sie und Ihre Arbeit.

## Aus der Reihe der Grußworte

Jürgen Gohde

Es ist für das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland eine große Ehre, Ihnen am heutigen Tag zu danken für Ihre Lebensleistung im Rahmen Ihres wissenschaftlichen und persönlichen Engagements für die Diakonie in Deutschland und in Europa. Es stehen für uns dabei ganz selbstverständlich vor Augen die Tätigkeit hier im Diakoniewissenschaftlichen Institut, Ihre Tätigkeit im Rahmen der Diakonischen Konferenz, vielfältige Aufgaben, die Sie anregend, beratend, gestaltend für das Diakonische Werk auf deutscher und europäischer Ebene wahrgenommen haben. Und nachdem in den beiden Vorträgen soviel Grundsätzliches, Wichtiges gesagt ist, kann ich mich auf ganz profane, selbstverständliche Dinge konzentrieren. Ich fange mit der einen Aussage an, die Sie vielleicht noch von meinem Vorredner mit sich herumtragen: Das Buch ist blau. Aber warum eigentlich? Dieses Blau ist gewaltig im Kommen, meine Damen und Herren, denn das ist HKS 47, das ist das Blau, die Farbe, in der sich die Diakonie in diesem Jubiläumsjahr überall präsentieren wird in Deutschland, und die Farbpsychologen sagen, daß verschiedene andere Farben ausgedient hätten. Dieses Blau symbolisiert Offenheit, Innovationsfähigkeit, Gestaltungsfähigkeit. Man kann natürlich auch noch ganz andere Dinge erwähnen, wie Treue zu den Menschen und zur Sache Gottes und vieles andere mehr. Nur, wir sind nicht in diesem Jahr darauf gekommen; und lange bevor die Farbpsychologen das über dieses Blau sagen. Also, er ist etwas ganz Selbstverständliches, der Einband dieses Buches, und er unterstreicht zugleich, mit welcher wichtigen Perspektiven wir umgehen in diesem Zusammenhang.

Und etwas Zweites: Es ist für das Diakonische Werk eine ganz selbstverständliche Ehre, daß wir die Arbeit des Diakoniewissenschaftlichen Institutes auch weiterhin finanziell fördern werden, denn diese Arbeit ist notwendig für das Diakonische Werk, aber sie ist genauso notwendig für die theologische Ausbildung und für die Arbeit, die Theologen und Theologinnen an anderen Stellen in kirchlichen Aufgabengebieten wahrnehmen. Es gehört nämlich zu den eigentümlichen Erscheinungen in Deutschland, daß man ein theologisches Examen bestehen kann, ohne etwas von Diakoniewissenschaft zu verstehen, und daß man auch von der Kirche reden kann, von ihrer Erscheinung und ihrem Handeln, ohne das Wort Diakonie in den Mund zu nehmen, trotz allem, was Bruder Engelhardt gesagt hat. Und insofern hält dieses Institut etwas ganz Selbstverständliches, etwas Notwendiges fest, das der Waldenser Theologe Paolo Ricca so beschrieben hat: „Die Wirklichkeit der Kirche kommt am deutlichsten zum

Ausdruck, wenn sie die Gestalt einer diakonischen Gemeinde annimmt.“ Die Verkündigung des Wortes, auch die Verkündigung des Sakramentes seien nur insofern „Merkmale der Kirche [...]“, als sie in den Rahmen der Diakonie gestellt werden.“ So ist es zu lesen in einem der Sammelbände, einem der großen Projekte dieses Institutes: „Diakonie in Europa“. Diese Selbstverständlichkeit festzuhalten, ist für den akademischen Lehrbetrieb ebenso notwendig wie für die alltägliche diakonische Arbeit, wenn sie ihrer Verantwortung nachkommen und ihren Herausforderung standhalten will. Die überall diskutierte neue Frage der Rolle der freien Wohlfahrtspflege, die Frage nach dem diakonischen, nach dem wirtschaftlichen Profil unserer Arbeit, das thematisierte Verhältnis von Kirche und Diakonie erfordern eine Beschäftigung mit den Grundlagen und mit unabgeholzten Arbeitsaufträgen. Und wenn Johann Hinrich Wichern in seiner Stegreifrede 1848 davon spricht, daß die Kirche erklären solle, „...die Liebe gehört mir wie der Glaube...“, ist damit der Horizont alltäglicher kirchlicher, diakonischer Praxis in den Kontext der Verheißung Gottes gerückt. Es ist, ich zitiere, legitim festzustellen: „Grund, Hoffnung und Auftrag der Diakonie ist den Christen vorgegeben in Gottes universalem, alle Grenzen übergreifenden Eintreten für seine Welt. Gottes universaler Dienst der Versöhnung an seiner von Zerstörung, Feindschaft und Trennung bedrohten Welt ist die gemeinsame Orientierung und der gemeinsame Auftrag für Diakonie im Zeichen der Versöhnung.“ Das sind Worte, die Sie geschrieben haben, Bruder Strohm, im Vorwort dieser Arbeit. Um dieses Auftrags willen und wegen der Notwendigkeit seiner Entfaltung ist die Ausbildung von Theologinnen und Theologen für diakonische Leitungsaufgaben zunehmend notwendig und unverzichtbar. Um dieses Auftrags willen ist auch die Qualifikation von Führungskräften, die andere berufliche Voraussetzungen mitbringen, in diakoniewissenschaftlichen Grundfragen keineswegs geringer zu veranschlagen. In diesem Sinne ist auch die allgemeine Ausbildung in diakoniewissenschaftlichen Fragen für alle im kirchlichen Bereich Tätigen notwendig und unverzichtbar. Konkret geht es z.B. in einem der Fragenbereiche, der uns im Moment besonders beschäftigt, um die Frage, wie wir definieren, wie Menschen miteinander in der Diakonie arbeiten; es geht z.B. konkret um die Frage der Dienstgemeinschaft. Sie bringt zum Ausdruck, daß jeder und jede in Kirche und Diakonie Beschäftigte dem Auftrag der Kirche verpflichtet ist. Die kirchliche Dienstgemeinschaft beruht auf dem Gedanken, daß alle in den Einrichtungen der Kirche und Diakonie Tätigen durch ihre Arbeit ohne Rücksicht auf ihre arbeitsrechtliche Stellung dazu beitragen, daß die Einrichtungen ihren Teil des Sendungsauftrags der Kirche erfüllen können. Es geht hier um die Gestaltung einer Ordnung der Partizipationen. Und Diakonie versucht diese Ordnungen zu gestalten in der Spannung

eines genuin christlichen und zugleich gesellschaftlichen Auftrags. Anders als die Verkündigung der Kirche muß sie ihren diakonischen Auftrag als soziale Dienstleistung innerhalb des staatlichen Versorgungsauftrages und innerhalb der von der Gesellschaft akzeptierten Kostenstruktur erfüllen. Dabei ist es deutlich, daß die Effizienz, auch markt-gängige Angebote, nicht zu Lasten der Schwachen gehen darf. Der diakonische Dienst begründet sich in einer Dienstgemeinschaft, muß von diesem Gedanken als Partizipationsmodell sein Arbeitsrecht zum Beispiel, vergleichbar mit anderen sozialen Dienstleistungen, als gerechten Lohn für alle gestalten. Als Partizipationsmodell muß Dienstgemeinschaft auch Grundlage der Zusammenarbeit der verschiedenen Ebenen der diakonischen Dienste sein. Um dieser Ziele willen ist die Ausbildung weiterhin unerlässlich, ohne Schaden für die theologische Ausbildung insgesamt kann sie nicht ins zweite Glied gerückt werden. Die Diakonie steht in der Herausforderung, ihre Konfessionalität in Professionalität zu bewahren. Und deswegen danken wir Ihnen für Ihren Beitrag in dieser Fragestellung über viele Jahrzehnte, hoffen auf das weitere Gespräch, sind gerne bereit, unseren Teil dazu zu leisten; und ich denke, daß viele Ihrer Schülerinnen und Schüler Anlaß geben, sich darüber zu freuen, daß die Anregungen nicht ins Leere gegangen sind. Herzlichen Dank.

Gisbert Boer

Der europäische Verband für Diakonie – EURODIACONIA, beschäftigt sich mit der Europäischen Einigung im Rahmen der Union, mit Entwicklungen in der Diakonie im Ganzen Europas, mit allen ihren Verschiedenheiten, die sehr groß sind: von sozial-ökonomischen Umständen und Systemen über kirchlich denominationelle Traditionen bis zu Auffassungen in Bezug auf die Aufgaben der Diakonie in Fürsorge und in Förderung der Lebensqualität aller in einem Sozialstaat, den wir hoffentlich in allen unseren europäischen Ländern haben.

Sie, Herr Strohm, haben uns in der Diakonie in Europa ständig und sehr gut geholfen: durch Beratungen, Konferenzen und Seminare, die Sie von Ihrem Institut aus organisiert haben. Unsere Wege haben sich sehr oft gekreuzt, viele Anregungen haben Sie gegeben, z.B. Texte für eine europäische Charta der Diakonie; und auch wenn dann letztendlich Texte herauskamen, die Sie sich vielleicht lieber ein bißchen anders gewünscht hätten, dann muß dennoch anerkannt werden, daß Ihre Anregungen sehr stark mitbestimmt haben und wichtig für die Ergebnisse gewesen sind, z.B. – ich erwähne das sehr gern hier – in der Bratislava-Erklärung über Diakonie in Europa.

Sie sind, Herr Strohm, ich sagte es schon, bei uns in der europäischen Diakonie ein geliebter Mensch, ein guter Freund, und wir danken Ihnen sehr gerne dafür, daß Sie immer bei uns gewesen sind, nicht immer persönlich, aber durch Ihre ständigen Beiträge, Anregungen. In allen Konferenzen, Seminaren, Zusammenkünften haben Sie immer geduldig zugehört, sehr solidarisch mitgedacht und dennoch nie Ihr eigenes Programm und die Richtung, die Sie wünschten, aus den Augen verloren. Wir sehen auch, daß die Zusammenarbeit zwischen Institutionen, diakoniewissenschaftlichen Institutionen in Europa durch Ihre Förderung weitergebracht worden ist, und daß es auch aus diesen Anregungen neue Initiativen gibt wie neulich an der Universität Utrecht in Holland. Wir hoffen, daß Ihr Engagement weiter zum Nutzen der europäischen Diakonie leiten kann und wir weitere Beiträge von Ihnen erwarten können. Und wir hoffen auch, daß das Diakoniewissenschaftliche Institut in Heidelberg und die deutsche Diakonie weiter wichtige Beiträge liefern werden. Das ist in den europäischen Entwicklungen heute sehr, sehr nötig. Was wir so sehr mögen an Ihnen, an Ihrer Arbeit und weiter nötig haben, ist die auf das Evangelium hin orientierte und deswegen auf die alltägliche Praxis der Diakonie in Geschichte und Gegenwart bezogene Diakoniewissenschaft. Sie haben uns viele gute und hilfreiche Beispiele gegeben, dafür danken wir Ihnen und allen, die Ihnen dabei geholfen haben.

Trygve Wyller

Ich habe die große Ehre und Freude, Sie, Herr Professor Strohm, im Namen der Theologischen Fakultät der Universität Oslo an diesem Tag zu grüßen.

Die Theologische Fakultät in Oslo ist, formal gesehen, wohl einer der jüngsten Freunde des Jubilars. Aber viele norwegische Theologen haben im Laufe der Jahre Heidelberg besucht und hier Erkenntnis, Wissen und Freundschaft gefunden. Trotzdem ist der Kontakt zwischen Oslo und Heidelberg auf Fakultätsniveau erst im letzten Jahr formal geknüpft worden. Nun wurde ein ERASMUS-Programm zwischen unseren beiden Fakultäten zum Austausch von Lehrenden und Studierenden vereinbart, da die Theologische Fakultät in Oslo in Zusammenarbeit mit dem, wie wir es in Norwegen nennen, „Diakonhjemmets Høgskolesenter“ ein zweijähriges Diplomstudium der Diakonie etablieren konnte. Soweit wir wissen, ist Oslo damit die zweite reformatorisch-theologische Fakultät – Heidelberg ist natürlich immer die erste „Mutterinstitution“, die ihren Studierenden ein akademisches Studium der Diakonie auf höchstem Niveau bieten kann. Deshalb freuen wir uns heute mit Ihnen und sind sehr

stolz darauf, zu dieser Feier eingeladen worden zu sein.

Wir alle bei uns kennen Herrn Professor Strohm als einen sehr großzügigen Mann, sowohl fachlich als auch menschlich. Dies zeigt sich einerseits in seinem fachlichen Interesse: Diakonie beginnt in der Kirche. Ihr Wirken bleibt aber nicht auf sie begrenzt. Gott und die Armen dieser Welt sind mehr an ethischen Qualitäten denn an kirchlichen Mauern interessiert. Diese ethische Qualität steht immer in der Spannung zwischen Gott und Welt. Man muß sagen: Diakonie ist *notwendig*. Gott ist aber, wie Eberhard Jüngel glücklich gesagt hat, *mehr als notwendig*. Die ethische Qualität der Diakonie steht in dieser Spannung und kommt durch diese Spannung weiter.

Großzügigkeit ist andererseits auch ein naheliegendes Wort, um Herrn Professor Strohm zu beschreiben. Er nimmt sich auch in hektischen Zeiten, und diese sind so viele, Zeit für alle, auch für den jungen Verwandten aus dem Norden. Deshalb soll ich Sie, Herr Professor Strohm, auch von der norwegischen Studierendengruppe, die im April 1997 das Diakoniewissenschaftliche Institut besucht hat, herzlich grüßen. Die Studierenden schätzten die Möglichkeit dieses Besuches sehr, nicht zuletzt auch das fachliche Interesse und die menschliche Wärme des Jubilars.

In Oslo sind wir davon überzeugt, daß eine tiefere Reflexion und Forschung im Blick auf die kirchliche Diakonie dem gesamten Fachgebiet der Theologie von Nutzen ist. Die Begegnung zwischen „Armen“ und Christen benötigt *immer* eine umfassende fachliche Reflexion. Deshalb freuen wir uns auf die weitere Zusammenarbeit mit dem Diakoniewissenschaftlichen Institut und sind sehr dankbar für die Offenheit, mit der Sie, Herr Professor Strohm, auf uns eingegangen sind.

Wir werden uns in Oslo immer mit Dankbarkeit an Sie erinnern. Wir gratulieren Ihnen herzlich zu diesem Ehrentag, und wir hoffen, daß Ihr Alltag von etwas weniger Hektik geprägt sein wird in all den Jahren, die *jetzt* kommen.

Kai Henttonen

Als ich im Mai 1991 mit meiner Arbeit am Diakonischen Institut der Fachhochschule Lahti – das es damals noch gar nicht in der heutigen Form gab – anfang, hatte ich an meinem ersten Arbeitstag ein langes, ernstes Gespräch mit der Studienleiterin unseres Instituts, Frau Maija Vehviläinen. Sie hatte ein schwieriges Problem auf dem Herzen. Der Diakonie und dem diakonischen Unterricht in unserem Institut fehlte ihrer Meinung nach die theoretische Grundlage. So bekam ich meine erste Aufgabe etwa in folgender Form: Du sollst klären, wo es so etwas wie eine Theorie der Diakonie gibt. Weil ich

gerade aus Heidelberg, wo ich ein halbes Jahr lang als Stipendiat studiert hatte, zurück nach Finnland gekommen war, konnte ich meiner Chefin gleich antworten: Ich glaube, ich weiß es. Ich bin nämlich in Heidelberg sehr oft an einer Tür vorbeigelaufen, neben der ein Schild mit der Aufschrift „Diakoniewissenschaftliches Institut“ hing. Und so war ich schon nach einem Monat wieder in Heidelberg und ging dieses Mal sogar durch diese Tür des Diakoniewissenschaftlichen Instituts.

Einen Professor der Diakoniewissenschaft hatte ich vorher noch nie gesehen. Ein wenig mit Angst und Beben wollte ich ihn nun besuchen. Denn auch sonst war ich ein totaler Neuling auf dem weiten Feld der Diakonie. Was habe ich damals in dem DWI erlebt? Die sachlichen Inhalte, die wir besprachen, habe ich längst vergessen. Ich weiß nur, daß ich mit einer Unzahl von Fragen ankam.

Eine andere Seite des Besuches habe ich nicht vergessen: die Freundlichkeit, Wärme und Hilfsbereitschaft, mit der ich von Ihnen, „sehr geehrtes Geburtstagskind“, aber auch von Ihrem ganzen damaligen Personal empfangen wurde. Ich kann immer noch behaupten: Ohne die Unterstützung und das persönliche Entgegenkommen, die ich damals bei Ihnen, Herr Prof. Strohm, erlebt habe, hätten wir in Lahti sicher nie den Mut gehabt, die Schritte zu tun, die wir danach getan haben. Nur deswegen sind wir – so glaube ich – die allererste diakonische Ausbildungsstätte auf Fachhochschulebene in der ganzen Welt, in der die Diakoniewissenschaft als Basiswissenschaft der ganzen Ausbildung durchgesetzt worden ist. Ohne ihre Ermutigung und Hilfe, Herr Prof. Strohm, hätten wir das nie erreicht. Oder wir wären vielleicht immernoch unterwegs irgendwo in der weiten Welt und würden inzwischen schon mehr oder weniger verzweifelt nach der Theorie der Diakonie suchen.

Ich möchte Ihnen heute mit einem finnischen Gedicht gratulieren; mit einem Gedicht, das ich auf dem ökumenischen diakoniewissenschaftlichen Forschungsseminar auf Kreta (1996) in meiner Andacht vorgetragen habe. Das Gedicht wurde von Oiva Paloheimo geschrieben und heißt: „Christus und ein Christ“.

Einst ging Jesus Christus,  
Sohn des Herrn,  
auf einem Waldweg spazieren.  
Er ging lächelnd, barfuß  
Und hielt einen kleinen Vogel auf seiner Hand.

Und es kam ihm ein Christ entgegen,  
schwarz gewandet,  
mit düsterer Miene,  
gedankenversunken in die vielen Sünden der anderen.

In der Mitte des Weges  
gingen sie aneinander vorbei,  
ohne einander zu erkennen.

Warum dieses Gedicht? Die Christen können Angst vor der Welt haben. Sie können das Leben verachten und verfluchen. Dann gehen sie am Leben vorbei, ohne seine Schönheit und Würde zu sehen und zu begreifen. Aber wir können das Leben auch auf unserer Hand weitertragen, begleiten und schützen, es also lieben. Es kann sein, daß uns dies nur dann möglich ist, wenn wir bereit sind, barfuß, also ohne künstliche Schutzmauern und Machtstellungen, zu gehen. Es kann sein, daß wir zuerst selbst verwundbar werden müssen, um das Leben weitertragen zu können. Denn nur so können wir das menschliche Miteinander vermitteln – also das vermitteln, was nicht vergessen wird, sondern weiterträgt.

Wir in Lahti haben in diesen Jahren sehr tief gefühlt, daß Sie, Herr Prof. Strohm, lieber Bruder, uns auf Ihrer Hand ein Stück weitergetragen haben. Für uns heißt das Diakonie. Dafür wollen wir Ihnen heute an Ihrem Fest vor allem danken. Mit diesen Erinnerungen und Gedanken darf ich Ihnen im Namen des Diakonischen Instituts der Fachhochschule Lahti ganz herzlich gratulieren.

Sylvia Michel

Der Vorstand des Europäischen Verbandes für Diakonie – EURODIACONIA freut sich, Ihnen zum Geburtstag von Herzen und mit Überzeugung zu gratulieren. Es ist schön, miterleben zu dürfen, in welcher Frische und geistigen Präsenz Sie den heutigen Tag erreicht haben. Und wir wünschen aufrichtig, daß auch die nächsten Jahre erfüllt seien von Fragestellungen, die Sie herausfordern und zutiefst interessieren.

Die Diakonie in Europa hat Ihnen für vieles zu danken. Wenn wir hier nur zwei Punkte nennen, so bedeutet das nicht, daß wir alle anderen Ihrer vielen Arbeitsfelder in der Diakoniewissenschaft geringer achten würden. Aber Ihr Beitrag zu der Neuorientierung der Diakonie in Europa ist von so großer Bedeutung für alle, die nach dem gemeinsamen Auftrag der Kirchen für die Gesellschaft heute fragen, daß wir ihn besonders hervorheben möchten.

Zuerst danken wir Ihnen für alles Vor- und Nachdenken über Diakonie in Europa im Vorfeld der Diakoniekonsultation von Bratislava der KEK. Sie waren bereit, ein Papier mitzufassen, welches der Konferenz vorgelegen und als eine der Grundlagen für die Bratislava-Erklärung gedient hat. Die Erklärung nimmt darauf nicht explizit Bezug, aber sie baut darauf auf. Die Bratislava-Erklärung von 1994 ist für unzählige Menschen in der Diakonie Europas ein Zeichen der Hoffnung und des Neubeginns. Wir danken Ihnen für Ihren unverzichtbaren Beitrag.

Zum zweiten möchten wir danken für den Beitrag des Diakoniewissenschaftlichen Instituts zur Vor-

bereitung der 2. Europäischen Ökumenischen Versammlung in Graz. „Diakonie der Versöhnung“ war das Thema des Internationalen Seminars in der Orthodoxen Akademie auf Kreta im Sommer 1996. Hier bekamen Verantwortliche in der Diakonie Gelegenheit, sich im Vorfeld der Konferenz einzustimmen auf den dringend notwendigen Dialog mit der Orthodoxie über die Theologie der Diakonie. Auch das Spannungsfeld Diakonie – Kirche fand den notwendigen Raum und die nötige Beachtung. Vieles aus der Kreta-Konferenz ist in die Präsenz der Diakonie in Graz eingeflossen.

Weder die Bratislava-Erklärung noch die Texte von Graz nennen Ihren Namen, lieber Herr Strohm. Wer Sie gut kennt, wundert sich darüber nicht. Es ist dies der Ausdruck Ihrer großen persönlichen Bescheidenheit, die wohl ein Markenzeichen Ihrer Arbeit ist. Wir können es nur staunend und dankbar entgegennehmen als Gabe einer Persönlichkeit, die aus Quellen schöpft, die andern so nicht zugänglich sind.

Der Europäische Verband für Diakonie – EURODIACONIA entbietet Ihnen seinen Respekt und aufrichtigen Dank. Wir bitten Gott für Sie und für uns um weitere Zeichen der Verbundenheit und der Zusammenarbeit.

Theodor Strohm

### Dankesworte

Angesichts der fortgeschrittenen Zeit beschränke ich mich auf wenige wichtige Bemerkungen, die natürlich im Zeichen des Dankes stehen. Beginnen möchte ich damit, – was ich zwar für fast undenkbar halte, aber dieses Undenkbare ist geschehen – daß man drei Jahre lang konspirativ Dinge vorbereitet in meiner unmittelbaren Umgebung, von denen ich überhaupt keine Ahnung habe. Aber Sie sehen, wir haben eine Mitarbeiterschaft, die ohne Rücksicht auf ihre festgelegten Arbeitszeiten wirklich mit Unermüdlichkeit diese Arbeit begleitet. Damit wird zugleich deutlich, daß ich eigentlich heute stellvertretend geehrt worden bin, stellvertretend für alle diejenigen, die die Arbeit getragen haben im Inland und im Ausland. Und damit darf ich Ihnen ganz herzlich danken, Frau Oberbürgermeisterin, daß Sie hier diesen Rahmen geschaffen und auch noch die entscheidenden Schritte zu dieser Ehrung selbst getan haben.

Ich möchte mich dann wiederum bei dem Beirat des Diakoniewissenschaftlichen Instituts ganz herzlich bedanken, insbesondere und stellvertretend bei dem Vorsitzenden des Beirates. Lieber Herr Landesbischof Engelhardt, ich habe in den Jahren, in denen wir zusammengearbeitet haben, Sie in wachsendem Maße für die Belange der Diakonie und der sozialen Arbeit engagiert gefunden. Sie haben ein

kirchengeschichtliches Ereignis in diesen Jahren zustande gebracht, das bleibend auch mit Ihrem Namen verbunden sein wird. Seit Menschengedenken haben die beiden großen christlichen Kirchen in Deutschland noch nie so intensiv einen gemeinsamen Konsultationsprozeß durchlaufen mit dem Ziel, ein gemeinsames Wort zu dieser wirtschaftlichen und sozialen Lage herauszubringen. Durch Ihre Unermüdlichkeit und durch Ihre freundschaftliche Beziehung mit dem leitenden Bischof der katholischen Kirche und durch zahllose Kontakte, die Sie gepflegt haben, durch die Expertengremien, die Sie ins Leben gerufen haben, ist etwas Wirklichkeit geworden, was es in Deutschland in den letzten 150 Jahren nach meiner Erinnerung nicht gegeben hat.

Lassen Sie mich eine andere Bemerkung zu diesen 150 Jahren machen. Diese Zeit vor 150 Jahren war der Beginn einer großen Polarisierung in Deutschland sowie in ganz Europa. Doch ich habe die Hoffnung, daß wir am Ende dieses Jahrhunderts durch die Kraft und die Mitarbeit der Kirchen in Europa, in Deutschland, in eine Phase der Kooperation gegen alle Polarisierungen eintreten können. Die Möglichkeiten der Kooperation, die Möglichkeiten der Verständigung und der Versöhnung sind enorm gewachsen. Und diese Chance zu nutzen, ist das große Anliegen, das ich auch in Ihren Initiativen, lieber Herr Präsident Gohde, deutlich erkennen kann. Für die überaus fruchtbare Zusammenarbeit mit Ihnen und dem Diakonischen Werk der EKD schulde ich Ihnen unseren besonderen Dank.

Und nun möchte ich den Dank noch erweitern. Hier ist eine ganze Reihe von Mitgliedern der Sozialkammer anwesend, ich würde sie gerne beim Namen nennen. Ihnen allen danke ich für Ihre langjährige Zusammenarbeit und Ihnen, lieber Herr

Staatssekretär Tegtmeier, danke ich ganz besonders für Ihren interessanten Beitrag. Ich unterstreiche, was gesagt wurde, daß diese Arbeit dadurch gekennzeichnet war, daß wir Kräfte, die aus den unterschiedlichsten politischen Lagern kamen, aber auch Kräfte aus dem Arbeitgeber- und aus dem Gewerkschaftslager, in diesen Jahren auf ihr Gewissen hin ansprechen und zu gemeinsamer Arbeit führen konnten und dabei sehr beachtliche Ergebnisse erzielt haben.

Bedanken möchte ich mich bei der Theologischen Fakultät, die die Arbeit des Diakoniewissenschaftlichen Instituts in diesen Jahren getragen hat. Wir haben uns mitten hineingesetzt in die Theologische Fakultät und kooperiert mit allen Disziplinen. Sie haben dies mit Geduld und großer Kooperationsbereitschaft mitgetragen, und dadurch ist etwas Besonderes aus der Arbeit entstanden. Das gilt für die Historiker, die biblischen Wissenschaften ebenso wie für die Systematik und die Ethik.

Zu danken habe ich nicht zuletzt den europäischen Partnern, von denen einige hervorragende Vertreterinnen und Vertreter hier anwesend sind. Da steht noch viel Arbeit bevor. Wir sind heute am Anfang einer Entwicklung auch der Kooperation. Wenn es mir geschenkt ist, möchte ich in den kommenden Jahren noch daran mitarbeiten, daß an anderen Stellen in Europa, vor allem in Osteuropa die Wurzeln treiben können, die an der einen oder anderen Stelle bereits angelegt sind.

Zu danken habe ich der Familie, die heute auch teilweise unter uns ist und die mich bis hierher getragen hat, nicht zuletzt meiner Frau. Sie hat mit beigetragen, daß ich gesund und munter bin. Und zuletzt möchte ich den Musikfreunden ein herzliches Wort des Dankes sagen. Es war wunderbar, was wir heute gehört haben, und ich freue mich schon auf die nächste Gelegenheit, wo wir wieder miteinander musizieren können.

## 2. Neuere Initiativen: „Diakonisches Lernen“ und „Integrationsmodell Kunst“

Britta von Schubert

### „Diakonisches Lernen anstoßen – die Bildungsaufgaben wahrnehmen“

Entsprechend der Aufgabenbeschreibung, wie sie in der Denkschrift von 1998 zu „Grundlagen, Aufgaben und Zukunftsperspektiven der Diakonie“ formuliert ist, gehört zu den innovativen Vorhaben des Diakoniewissenschaftlichen Instituts die Erprobung, Auswertung und Einführung von Projekten „Sozialen Lernens in Schule, Gemeinde und Gesellschaft“. Dahinter steht die Erkenntnis, daß heute – wie vermutlich auch schon in der Vergangenheit – die lebendigen sozialen Beziehungen, die Solidari-

tät der Generationen sowie die empathische Zuwendung zum nahen und fernen Nächsten keineswegs selbstverständliche Erfahrungen im Sozialisationsprozeß darstellen. Die Einübung in soziale Kompetenz soll nicht länger zufälligen, naturwüchsigen Ereignissen überlassen bleiben, sondern gezielt als Aufgabe wahrgenommen werden.

Im Zuge der Veränderungen, die sich im Gefolge gesellschaftlicher Modernisierung in nahezu allen Lebensbereichen beobachten lassen, haben sich auch die Gelegenheiten verändert, soziale Erfahrungen zu machen. Auch die Bedingungen für Soziales Lernen haben sich gewandelt. Im Bereich der Schule werden im Zusammenhang der „Inneren Schulreform“ und der Prozesse der „Schulentwick-

lung“ unter den neuen Formen und Methoden der Unterrichtsgestaltung dem Sozialen Lernen neue Chancen zugesprochen. Im Bereich der Wirtschaft gehören zunehmend soziale Kompetenzen zu den geforderten Schlüsselqualifikationen. Initiativen zur Förderung des sozialen Engagements berühren sich mit Modellen zur Öffnung von Schule. Die Förderung sozialen Lernens, sozialer Kompetenzen und sozialen Engagements ist zu einer Herausforderung für die Zukunft der modernen demokratischen Gesellschaft geworden. In diesen Zusammenhang gehören Initiativen diakonischen Lernens bzw. Caritas-Lernens, wie sie vor allem im Bereich freier Schulen in christlicher Trägerschaft seit Jahren erprobt werden. Von drei Ereignissen aus den vergangenen Monaten soll hier kurz berichtet werden.

1. Zu einem Gedanken- und Erfahrungsaustausch zum Thema „soziales Lernen“ waren am 13. März 1998 in der E.v.Thadden-Schule Vertreter von evangelischen und katholischen Gymnasien aus dem Südwesten der Bundesrepublik zusammengekommen. Sie alle haben z.T. langjährige Erfahrungen mit sozialem Lernen auf Grund mehrwöchiger Diakonie-Praktika ihrer Schülerinnen und Schüler. Diese Erfahrungen gemeinsam auszuwerten, das Schulprofil deutlicher zu zeichnen und über weitere Schritte zur Verbesserung unterrichtlicher Begleitung nachzudenken trafen sich über 50 Lehrerinnen und Lehrer, Schulleiter und Verantwortliche in Diakonischen Werken, der Präsident des Oberschulamtes und Vertreter des Oberkirchenrates. In seiner Begrüßung verwies der Direktor der E.v.Thadden-Schule Volker Herion auf die im „Gemeinsamen Wort zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland“ formulierte Verantwortung der Kirchen für die Zukunft. Dies könne aus pädagogischen Überlegungen nicht herausgehalten werden.

Das intensive Gespräch in Arbeitsgruppen – zur Ausgestaltung der Praktika, zur Arbeitsplatzsuche, zur unterrichtlichen Begleitung und Auswertung, zur Veränderung von Schule insgesamt durch ihre Öffnung auf konkrete Erfahrungen und zur Vorbereitung neuer Unterrichtsmethoden – wurde vorbereitet und vertieft durch Referate aus diakoniewissenschaftlicher, aus religionspädagogischer und aus sozialwissenschaftlicher Perspektive. In seinem Referat „Diakonie der Versöhnung – Perspektive sozialer Verantwortung“ verdeutlichte der Direktor des Diakoniewissenschaftlichen Instituts der Universität Heidelberg Professor Strohm, daß die soziale Verantwortung „integrale Verpflichtung der Christenheit“ sei. Die heutige einseitige Orientierung an professioneller Sozialarbeit müßte zugunsten freiwilliger, professionell angeleiteter sozialer Arbeit weiterentwickelt werden, sodaß Handlungsfelder bürgerschaftlichen Engagements entstehen. Mit 'Hilfe' im christlichen Sinn seien normale menschliche Handlungen gemeint. Gelegenheiten dazu als „Ernstfall“ Schülern zu bieten, habe größere päd-

agogische Wirkung als jede Belehrung. Der Religionspädagoge Professor Schmidt erläuterte Aspekte pro-sozialen Lernens und wies auf den gegenwärtigen Trend hin, alles menschliche Handeln auf Problemlösungshandeln, auf das Verbessern von Vorhandenem zu verkürzen. Im Vergleich dazu habe soziales Lernen, das mit dem Nicht-Perfekten, dem Vergänglichen umgehe, z.Zt. einen schwachen Stand. Professor Kuld von der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe stellte die wissenschaftliche Begleitung des Modellversuchs „Compassion“ katholischer Schulen vor und fragte nach den handlungsorientierten Einstellungsänderungen bei Jugendlichen, die derartige Praktika, von der Schule begleitet, durchlaufen haben.

Besonders hervorzuheben an diesem ganztägigen Workshop, der vom Religionspädagogischen Institut Karlsruhe (Direktor Eckhart Marggraf) und der Thadden-Schule Heidelberg (Dr. Britta v.Schubert) gemeinsam veranstaltet worden war, ist das weit über die Region hinausgehende Interesse an dieser Veränderung von Schule in Richtung auf ihr soziales Gewicht und der Versuch, über den Bereich der Privatschulen hinaus Modelle zu entwickeln, die in Zukunft auch staatliche Schulen zur Nachahmung anregen.

2. In der Diakonischen Akademie in Berlin-Pankow fand am 23.-24. Oktober 1998 ein Bildungsforum „Schule – Diakonie – Kirche“ statt, bei dem es darum gehen sollte, wie „Formen der Solidarität gelernt und erfahren werden“. Neben der Familie gehöre die Schule, aber auch die Kirchengemeinde zu Orten des gemeinsamen Lernens. Ausgehend von der Beobachtung, daß in Schule und Jugendbildung in den letzten Jahren zahlreiche Initiativen entstanden sind, um Diakonie in der Schule und der Ausbildung zu verankern, wurden – nach einem Eingangsreferat zum Thema „Soziales Lernen aus christlicher Motivation“ (Prof. Dr. Fulbert Steffensky) – in der Form von Workshops Praxisberichte vorgestellt und diskutiert, die aus den Bereichen Schule, Berufsbildung, Pflegeausbildung ausgewählt waren (Hansjürgen Schmidt-Rhaesa: Karikaturen zum Thema Diakonie; Dr. Christopher Zoekler: Frauen in der Diakonie; Peter Sobetzki-Petzold: Straßenkinder im Unterricht; Kurt Hertweck: das Michelbacher Modell – Diakonie in der Schule; Helga Heitmann: Projekt Soziales Lernen in der Schule; Dr. F. Lang: Diakonische Unterrichtsmaterialien in der pflegerischen Ausbildung; Ursula Hildebrand: Globales Lernen).

Experten aus den genannten Bereichen (Uwe Becker DW Hannover, Christel-Ruth Kaiser Melanchthon-Schule Steinatal, Helmut Weingärtner EOK Stuttgart, Dr. Britta v.Schubert E. v.Thadden-Schule Heidelberg) wurden in einer Podiumsdiskussion mit dem Thema „Schule und Diakonie – Geschwister der Kirche!“ unter der Leitung von Prof. Jörg Thierfelder zu ihren Erfahrungen und Perspektiven hinsichtlich der Aufgabenbereiche von Schule,

Gemeinde und Ökumene befragt und stellten dabei z.T. langjährig erprobte Modelle vor. [Die Dokumentation des Bildungsforums ist kostenlos erhältlich beim Referenten für theologisch-diakonische Bildungsarbeit des Diakonischen Werkes der EKD: Uwe Mletzko, Postfach 10 11 42, 70010 Stuttgart, Fax: 0711/ 2159 512, e-mail: mletzko@diakonie.de]

3. Das Diakoniewissenschaftliche Institut veranstaltete in der Zeit vom 25. bis 27. Februar 1999 in enger Kooperation mit dem Religionspädagogischen Institut Karlsruhe und dem Diakonischen Werk Baden ein wissenschaftliches Kolloquium im Internationalen Wissenschaftsforum der Universität Heidelberg zum Thema „Soziales Lernen – Diakonisches Lernen in Schule und Gemeinde. Erfahrungen und Herausforderungen“. Ziel dieser Veranstaltung war es, Experten aus den Schulämtern, Ministerien und Schulleitungen mit Erziehungswissenschaftlern und Sozialpsychologen einerseits und mit Praktikern mit konkreten Erfahrungen in entsprechenden Projekten andererseits zusammenzuführen. Unter der Moderation des Direktors des RPI Eckhart Marggraf und der Professoren Theodor Strohm und Heinz Schmidt gaben die Sozialpädagogen und Professoren Bruno Hamann und Micha Brumlik (Frankfurt/M. bzw. Heidelberg) sowie Dr. Yvonne Fritzsche vom Psydata-Institut Frankfurt/M detaillierte Analysen zu sozialen Einstellungen und Wertorientierungen heutiger Jugendlicher. Dabei wurde auf die Ausdifferenzierung moderner Jugendkulturen besonderes Gewicht gelegt. Prof. Brumlik arbeitete die Defizite und Aufgaben sozialen Lernens ebenso heraus wie Prof. Joachim Walter die spezifischen Aufgaben diakonischen Lernens. Besonderes Gewicht legten die Veranstalter auf Gespräche mit Schulexperten, von denen Präsident Dr. Hirsch, Karlsruhe, Dr. Konrad Hummel, Stuttgart, sowie Ministerialrat Klaus Happold die Möglichkeiten einer stärkeren curricularen Verankerung sozialen Lernens im allgemeinen Schulsystem reflektierten. Dies geschah auf der Basis sorgfältig ausgewählter Schul- und Jugend – Praxisprojekte wie des Compassion-Projekts katholischer Schulen (Prof. Dr. Kuld), des Franziskaner Gymnasiums Kreuzburg (Prof. Dr. Schmälzle), des Caritas-/Diakonie-Projekts der E. v.Thadden-Schule Heidelberg (Dr. v.Schubert) sowie der Laborschule Bielefeld (Dr. Obst). Besonders hervorzuheben ist die Tatsache, daß inzwischen der Abschlußbericht des Modellprojekts „Soziales Lernen“ vorliegt, das von der Württembergischen Landeskirche (DW und Landesjugendpfarramt) in enger Zusammenarbeit mit Ministerien, aber auch mit dem DGB durchgeführt und vorgestellt wurde.

Damit ist ein wichtiger und bereits von konzeptioneller Perspektive und Erfahrung belegter Einstieg in ein neues Aufgabenfeld von Schul- und Jugendbildung vollzogen. Kirche und Diakonie sollten in enger Fühlungnahme diese z.T. mit beträchtlichem persönlichem Engagement und Kreativität entwick-

elten und umgesetzten Initiativen aufgreifen und mit langem Atem unterstützen und ausbauen. Es ist erfreulich, daß die neue Diakoniedenkschrift ausdrücklich einen Abschnitt zur Thematik „Diakonisches Lernen anstoßen – die Bildungsaufgaben wahrnehmen“ (3,7) enthält.

Britta Hübener

### **Kunst ohne Umwege. Zur Ausstellung „Integrationsmodell Kunst“ in der Heiliggeistkirche/Heidelberg**

Die Ausstellung mit rund 100 Arbeiten intellektuell behinderter Künstlerinnen und Künstler aus den Ateliers der Reutlinger Gustav Werner Stiftung und der Johannes-Anstalten Mosbach vom 20. September 1998 bis zum 18. Oktober 1998 stieß in Heidelberg auf großes Interesse. Eine Podiumsdiskussion am 1. Oktober 1998 mit Fachleuten aus dem künstlerischen, diakonischen und pädagogischen Bereich (Moderation: Professor Theodor Strohm, Diakoniewissenschaftliches Institut der Universität Heidelberg) machte deutlich, welche Konzeption hinter dem Projekt steht.

Daß das Kunstschaffen von Menschen mit Behinderungen nicht nur ästhetische und kulturpolitische, sondern vor allem auch gesellschaftliche Fragen aufwirft, wurde den rund 60 Zuhörerinnen und Zuhörern schnell klar. Auch wenn seit 1994 im Grundgesetz nachzulesen ist, daß niemand wegen einer Behinderung benachteiligt werden darf, müssen sich noch viele gesellschaftliche Denkmuster ändern, bis es „normal ist, verschieden zu sein“. Die Pädagogin Dr. Britta von Schubert stellte dieses Leitbild der Lebenshilfe – einer Vereinigung von Menschen mit Behinderungen – als Voraussetzung gesellschaftlicher Integration vor. Behinderung ist keine Krankheit, sondern „eine besondere Form von Gesundheit“.

Ein Leben in Selbstbestimmung und Teilhabe – dafür wollen die bundesweit schon recht zahlreichen Kunstwerkstätten günstige Rahmenbedingungen schaffen. Joachim Walter, verantwortlich für das Projekt in den Atelierräumen der Gustav Werner Stiftung, schilderte, wie hier eine Kunst entsteht, die ohne „Mitleidsbonus“, ganz nach den üblichen Maßstäben gezeigt und gesehen werden will. „Qualität spricht für sich selbst“, sagt Walter, und so sieht er seine Aufgabe nicht darin, die Künstler zu therapieren, sondern sie intensiv zu begleiten und zu fördern. Wolfgang Hübner, Leiter der Kraichgau-Werkstatt in Sinsheim, berichtete vom Atelier als Interaktionsraum mit lebhaftem Austausch der Künstler untereinander und mit Sammlern und Interessenten, die regelmäßig vorbeischaun.

Ihre ursprüngliche, spontane Kreativität verbindet diese „Kunst ohne Umwege“ mit der Kunst anderer

Völker, etwa der Indianer oder der australischen Aborigines. Wie diese sollte sie als authentischer künstlerischer Ausdruck gesehen werden – gleichrangig mit akademischer Kunst. Darin ist sich Professor Max Kläger, Kunstpädagoge an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, einig mit dem Direktor des Heidelberger Kunstvereins, Hans Gercke: Intellektuell behinderte Künstler verfügen oft über ein beeindruckendes bildnerisches Denken und eine Gestaltungskraft, die die Kunst der Gegenwart mit ihrem eigenen Profil bereichern. Das erklärt möglicherweise auch, daß sie sich zunehmend auf dem Kunstmarkt etablieren können. Gerade vor dem Hintergrund eines wachsenden Überdrusses an der gegenwärtigen akademischen Kunst mit ihren Wiederholungstendenzen – so Gercke – gebe es eine starke Nachfrage nach Ursprünglichkeit, nach spontanem, unverwechselbarem Ausdruck. So kam in jüngster Zeit der zwar mutige, aber durchaus konsequente Gedanke auf, eine Präsentation des Kunstschaffens intellektuell behinderter Menschen im Rahmen der documenta im Jahre 2002 in Kassel anzupfeilen.

„Integrationsmodell Kunst“ – die Ausstellung, die noch bis zum 18. Oktober in der Heiliggeistkirche zu sehen ist, verweist auf eine Aufgabe, die zwar in den beteiligten Institutionen bereits erfüllt wird, deren gesellschaftliche Verwirklichung aber noch aussteht. Joachim Walter: „So selbstverständlich wie ihre Bilder aufgenommen werden, sollten auch die Menschen aufgenommen werden.“

Die folgenden Kurzbeiträge von Prof. Max Kläger, Frau Dr. Britta von Schubert und Prof. Theodor Strohm dienen der Vorbereitung der aus dem Heidelberger Projekt hervorgegangenen Fachtagung „Integrationsmodell Kunst“ vom 15./16. März 1999 in Lobetal bei Berlin. Diese Tagung von Vertreterinnen und Vertretern der Einrichtungen und Initiativen mit Kunst-Schaffenden mit intellektuellen Einschränkungen dient der Vorbereitung einer Kunstausstellung während der documenta 11 im Jahr 2002 in Kassel.

Max Kläger

### **Künstlerisches Tun, Gestaltungsvielfalt und Lebensqualität bei intellektuell behinderten Menschen**

I. In den letzten Jahren haben eine Vielzahl von Ausstellungen und Veröffentlichungen das Bild der „geistig“ behinderten Menschen in neues Licht getaucht. Veranstaltungen aller Art beweisen das zunehmende, differenzierte Interesse einer Öffentlichkeit wie auch bestimmter professioneller Gruppen – z.B. der Pädagogen, der Therapeuten, Psychologen, Kunstwissenschaftler und nicht zuletzt

der Kunsthändler – an den Werken dieser behinderten Menschen.

Die Ausstellungen, die Öffentlichkeitsarbeit von Hilfsorganisationen sowie die Anpassungsfähigkeit von Selbsthilfeeinrichtungen haben zu einem Rückkoppelungseffekt auf die Werkstätten geführt und der Rolle des künstlerischen Tuns einen neuen Stellenwert ermöglicht. So sind in den letzten Jahren Kunstwerkstätten als selbständige Einheiten oder auch als Teil größerer beschützender Werkstätten entstanden. Die organisatorische Einbindung des künstlerischen Tuns wird dabei unterschiedlich gehandhabt. Einmal wird künstlerische Tätigkeit auf freiwilliger Basis – zwei oder mehrere Stunden pro Woche – variabel angeboten, das andere Mal als Werkstattarbeit für besonders Interessierte in längerem zeitlichen Umfang organisiert. Hier wird Einzelförderung mit professionellem künstlerischem Anspruch möglich. Das Ziel all dieser unterschiedlichen Projekte und Institute ist es, den Behinderten eine weitgehende Normalität und erhöhte Lebensqualität mittels des produktiven Umgangs mit Kunst zu sichern sowie die Monotonie industriell ausgerichteter Arbeitsanforderungen zu unterbrechen.

II. Wie kommt es, daß es gerade das künstlerische Tun ist, das die Lebensqualität der behinderten Menschen so sichtbar erhöht? Um den Kunstcharakter der bildnerischen Äußerungen von intellektuell behinderten Menschen zu erkennen und deren ästhetischen Wert positiv einzuschätzen, war ein verändertes Denken während der ersten Dekaden unseres Jahrhunderts – infolge einer radikalen Abkehr vom Kunstkanon der Renaissance und der dramatischen Entdeckung des Kunstgebarens außereuropäischer Völker – notwendig. Gleichzeitig entwickelte sich ein geläutertes Verständnis für die Gestaltzusammenhänge, die in der Kinderkunst und in der Kunst der sogenannten Außenseitergruppen sichtbar werden. Woran liegt es nun, daß „geistig behinderte Menschen“ trotz der Defizite des intellektuellen Überbaus Kunstwerke erschaffen können? Kunstwerke, die hohen ästhetischen Ansprüchen genügen? Künstlerisches und handwerkliches Tun ist nicht nur eine Folge der Handgeschicklichkeit, sondern eine geistige Leistung, in der bildnerisches Denken und motorisches Tun zusammenwirken, Begeisterung, Disziplin und Ausdauer als Katalysatoren fungieren. Die Quelle jeder künstlerischen Tätigkeit ist, wie schon gesagt, das bildnerische oder visuelle Denken, das stark rechts-hemisphärisch, also von den Strukturen der rechten Gehirnhälfte, bestimmt ist und enge Verbindungen zu den Bereichen des Gehirns aufweist, die für Gefühle und Stimmungen zuständig sind. Dieses Denken, das man auch als eine Art künstlerische Intelligenz bezeichnen kann, ist nun bei diesen intellektuell behinderten Menschen kaum geschädigt, es hat sich in seiner phylogenetisch frühen Form erhalten. Symbolische Figurationen und ar-

chetyrische Inhalte können so mittels einer Gestaltlogik ausgedrückt werden, die im allgemeinen einer a-perspektivischen, flächenbezogenen Welt verhaftet bleibt.

III. Die Erkenntnisse der Forschung, die u.a. auch in der von der Gustav Werner Stiftung ausgerichteten Ausstellung ihre Belege finden, mögen in folgenden Thesen zusammengefaßt werden:

1. Trotz der intellektuellen Defizite ist das bildnerische Denken „geistig behinderter Personen“ nicht eingeschränkt. Die sonst bei Nichtbehinderten vorkommende Überlagerung des Denkens durch die zunehmende Dominanz des Sprachlich-Begrifflichen während der Schulzeit hat hier kaum stattgefunden. Deshalb kommen die Erscheinungsformen bildnerischer Intelligenz bei diesen Menschen oft reiner und kraftvoller zum Vorschein als bei Nichtbehinderten.

2. Die künstlerische Gestaltungskraft ist im allgemeinen kontinuierlich wirksam. Insbesondere dann, wenn nicht zusätzlich psychische Probleme auftreten. Diese Kunst ist deshalb nicht identisch mit der sogenannten zustandsgebundenen Kunst psychisch Behinderter.

3. Die Kunst der intellektuell eingeschränkten Menschen umspannt ein weites Feld künstlerischer Gestaltung. Sie ist nicht stereotyp, sondern ehre differenziert.

4. Die in diesen Bildern enthaltene geringere oder größere Metapherndistanz, d.h. die leichtere oder die schwerere Entschlüsselbarkeit der Inhalte, zeigt eine große Variationsbreite. Manch ein Bild läßt sich kaum entschlüsseln, bleibt hermetisch verschlossen. Dies braucht aber der ästhetischen Wirksamkeit, der Gestalthöhe und der Gestaltanmutung keinen Abbruch zu tun. Der sensibilisierte Betrachter kann trotzdem ästhetischen Gewinn ziehen und symbolische Deutungen vornehmen.

5. Diese Kunst hat, ähnlich der frühen Kinderkunst, einen universellen Charakter. Ähnliche Formprinzipien und künstlerische Zugriffsweisen herrschen vor, gleichgültig, wo das Werk entstanden ist, ob in Holland, Südafrika oder Kanada. Denn diese Kunst steht weitgehend außerhalb der jeweiligen Kunsttradition, sie hat sich eine Art archetypischer Lauterkeit bewahrt.

6. Kunstwerke, die hier entstehen, sind weder ein Ergebnis einer Therapie noch gar deren unausweichliche Folgen. Auch für intellektuell behinderte Persönlichkeiten gilt der Satz: alle sind begabt, manche sind begabter.

7. Da diese Arbeiten nicht in Zusammenhang mit einer klinischen Therapie entstanden sind, sich also nicht auf Kranke beziehen, stehen sie auch nicht unter Datenschutz. Mit ihren Werken stellen sich die Urheber der Öffentlichkeit. Die Werke sind kritisierbar und zwar nach Maßstäben, die für alle Kunst gelten, denn Kunst ist unteilbar. Einen Mitleidsbonus gibt es nicht. Diese Bilder können deshalb signiert und verkauft werden.

8. Es muß immer wieder betont werden, daß diese frei entstandenen Werke, sei es in der Werkstatt, sei es im Atelier daheim - immer unter der einfühlsamen Gegenwart von künstlerisch einfühlsamen Bezugspersonen - nicht irgendwelchen Zwecken dienen: sei es der Diagnose, der Therapie, sei es um leichter lesen und schreiben zu lernen, sei es um soziales Verhalten zu üben. Nein, der einzigartige Zweck dieser Kunst ist das gegenwärtige Schaffensglück der Urheber und, erhoffterweise, die Wertschätzung durch die Betrachter. Diese Werke tragen ihren Wert in sich selbst.

Aus allen diesen Untersuchungen und Betrachtungen geht hervor, daß künstlerisches Tun, insbesondere aber das Malen und Zeichnen, sowie das textile Arbeiten und das handwerkliche Drucken eine hervorragende, ja einzigartige Bedeutung für das Leben des behinderten Menschen besitzen. Hier kann er in eine Rolle hineinwachsen, die ihm Selbstwertgefühl verleiht, ihn in den Rang eines Teilhabers von kulturellen Werten erhebt. Aus der Urheberschaft von Farben und Formen, aus der Vermittlung von symbolischen Botschaften ergibt sich eine Identität, die in Lebensqualität mündet und darin sich bewähren kann. In summa: es ist das künstlerisch-handwerkliche Tun, das in besonderer und einzigartiger Weise ein mitmenschlich qualifiziertes und kulturell getragenes Leben ermöglicht.

Britta von Schubert

### **Sechs Thesen zur Integration von Menschen mit geistigen/intellektuellen Behinderungen**

1. International wird schon seit einigen Jahrzehnten, in Deutschland seit einigen Jahren, Weg und Ziel von Integration mit dem Leitgedanken von „Selbstbestimmung“, „Selbstbestimmt Leben“ und „Normalisierung“ beschrieben.

Selbstbestimmung und Menschsein gehören wesentlich zusammen. Wohlbefinden hängt mit Selbstbestimmung zusammen. Dies ist bei Menschen mit geistiger Behinderung ebenso. Auch das Erwachsenwerden eines Menschen mit geistiger Behinderung ist davon gekennzeichnet, daß er mit größeren Freiheitsräumen umgehen kann und will. Das höhere Maß an sozialer Abhängigkeit, das Menschen mit geistiger Behinderung durch notwendige Hilfeleistung haben, bedeutet nicht, daß ihre Wünsche nach Selbstbestimmung dadurch nicht realisiert werden könnten. Auch Menschen mit geistiger Behinderung können und brauchen die Verwirklichung von Selbstbestimmung.

2. Die Lebenshilfe als Vereinigung von Menschen mit geistiger Behinderung und ihren Angehörigen bekennt sich in ihrem Grundsatzprogramm zur

Leitidee der Selbstbestimmung und stellt die These auf: „Es ist normal, verschieden zu sein.“ Dem entspricht der Satz: „Behinderung ist keine Krankheit, sondern eine besondere Form von Gesundheit“.

In ihrem Grundsatzprogramm hebt die Lebenshilfe hervor, daß bei geistig behinderten Menschen in der Regel die Verarbeitung von Wahrnehmungen zu Erfahrungen und Begriffen an konkret Anschauliches, an die unmittelbar erlebte Situation gebunden bleibt. Aber es wäre völlig falsch, den betroffenen Menschen die Fähigkeit zum Denken oder gar Gefühle abzusprechen. Emotionale und soziale Kompetenz geht erheblich weiter als man gemeinhin annimmt. Menschen mit geistiger Behinderung sind kommunikationsfähig, in der Lage am Leben teilzunehmen, ihr Leben mitzugestalten. Der Blick auf die Gesamtpersönlichkeit zeigt das. Die Beschreibung „geistig behindert“ bezieht sich auf intellektuelle Bereiche, nie aber auf die sonstigen Wesenszüge wie die Fähigkeit, Freude zu verbreiten und zu empfinden, sich wohlfühlen, die gleichen Grundbedürfnisse zu haben wie andere Menschen, kreativ zu sein und sich auszudrücken.

3. Die Duisburger Erklärung des Lebenshilfe-Kongresses 1994 stand unter der Überschrift „Ich weiß doch selbst, was ich will - Menschen mit geistiger Behinderung auf dem Weg zu mehr Selbstbestimmung.“

In dieser Erklärung heißt es u.a.:

„Wir möchten mehr als bisher unser Leben selbst bestimmen. Dazu brauchen wir andere Menschen. Wir wollen aber nicht nur sagen, was andere tun sollen. Auch wir können etwas tun.“

„Selbst zu bestimmen heißt, auszuwählen und Entscheidungen zu treffen.“

„Jeder lernt am besten durch eigene Erfahrungen.“

„Wir können mehr als uns zugetraut wird.“

4. Richard v. Weizsäcker nahm die These der Lebenshilfe auf und ergänzte sie: „Es ist normal, verschieden zu sein, aber behindert sein ist immer noch die Art von Verschiedenheit, die benachteiligt wird.“

Die Änderung des Grundgesetz-Artikels 3, wonach niemand wegen seiner Behinderung benachteiligt werden darf, muß in Zukunft in Deutschland schrittweise in die Realität des alltäglichen Lebens umgesetzt werden. Die Lebenshilfe gibt dazu, wie gezeigt, wertvolle Hinweise. Wie das weiterhin auszuwirken hätte, versuchen die EU-Länder im Ideenaustausch des HELIOS-Programms voneinander zu lernen. Vielfach werden Formen institutioneller Aussonderung, aber auch Einschätzungen wie die als „armselige Kreatur“, die Diskussion über Lebensrechte und eine behindernde Umgebung als Benachteiligungen wahrgenommen. Wo Wahl- und Selbstbestimmungsmöglichkeiten vorenthalten werden, werden Menschen benachteiligt und rea-

gieren mit Passivität, Hospitalismus, Apathie oder anderem Problemverhalten.

5. Zwischen Kirche und Rathaus sind Lebensformen zu entwickeln und weiterzuführen, die die Zusammengehörigkeit der Menschen in Schule, Beruf und Gesellschaft verdeutlichen und Rücksicht nehmen auf den Wunsch nach Selbstbestimmung und Teilhabe aller Menschen.

Dazu gehört vor allem die Entwicklung dezentraler Wohnformen und der Verbleib von Menschen mit geistiger Behinderung in der Wohnbevölkerung. Auch Menschen mit schwerer geistiger Behinderung muß gemeinwesenintegriertes Wohnen, Leben und Lernen ermöglicht werden durch ein System offener Hilfen, das ambulante Dienste entwickelt und fortführt, das Assistenz und Unterstützung anbietet. So wird aus dem „Betreuten, Behandelten, Therapierten“ ein normaler Mensch mit individuellem Hilfebedarf.

6. Die besondere Verantwortung in Deutschland nach den brutalen Ermordungen behinderter Menschen im 3. Reich - auch aus den Einrichtungen kirchlicher Wohlfahrtsverbände heraus - verpflichtet für die Zukunft.

Joachim Klieme, der Leiter der Neuerkeröder Anstalten, benennt diese Verantwortung, wenn er schreibt: „Woher wir kommen, das kann man nicht ohne große Beklemmung beantworten. Denn wir kommen aus einem finsternen schrecklichen Land und die Schatten der damaligen Finsternis begleiten unsere Arbeit bis in die Gegenwart hinein.“

Er folgert daraus, als einzig gültiges Kriterium für die Qualität von Behindertenarbeit müsse gelten: „Nur die von unserer Arbeit letztlich Betroffenen, die behinderten Menschen, haben ein Recht dazu, zu sagen, ob und wann der Mensch dem Menschen ein Helfer ist.“

Theodor Strohm

### **Integrationsmodell Kunst – Ein Schritt auf dem Weg zur vollen Integration**

1. Es ist im Blick auf das kommende Jahrhundert höchste Zeit, die Weichen für die volle Integration von Menschen mit Beeinträchtigungen *jetzt* zu stellen. Inzwischen ist ein Schatz von Erfahrungen und Einsichten gesammelt worden, den es nicht nur zu heben gilt, sondern der auch in operative Verfahren umgesetzt werden kann. Die Heidelberger Ausstellung mit Werken von Künstlerinnen und Künstlern aus der Gustav Werner Stiftung (Reutlingen) und dem Schwarzacher Hof (Mosbach) unter dem Motto „Integrationsmodell Kunst“ hat den vielen Beobachtern und teilnehmenden Fachleuten erneut die wichtige Einsicht vermittelt, daß die künstlerischen Ar-

beiten von Personen mit intellektuellen Einschränkungen sich nicht nur sehen lassen können, sondern ein wichtiges Medium auf dem Wege zur vollen Integration darstellen. Es gehört zu den selbstverständlichsten Erfahrungen, daß aus allen Schichten unserer Gesellschaft und also auch aus dem Kreis behinderter Personen immer wieder Künstlerinnen und Künstler hervortreten, deren Werke auch dem Urteil eines anspruchsvollen Publikums standhalten können.

2. Es gibt handhabbare Kriterien, die umschreiben können, was wir unter Kunst verstehen. So hat zum Beispiel der Kunst- und Erziehungswissenschaftler Gunter Otto folgende Formulierung vorgeschlagen: „Ich kann einmal sagen, und hätte dafür den Beifall vieler Kunstwissenschaftler, was Kunst ist, ist eine Frage der Übereinkunft. Jeweils in der Zeit kommen Experten, Sammler und Kunstmarkt überein, was als Kunst gelten soll. Das führt dazu, daß wir den Vorrat dessen, was man Kunst nennen könnte, über Plastiken und Tafelbilder hinaus in den letzten 50 Jahren unglaublich vergrößert haben. Der Film gehört heute dazu, Installationen und Happenings gehören dazu. Ebenso wie man fragt, machen Behinderte Kunst, ließe sich fragen, ob es Kunst ist, wenn sich Josef Beuys mit einem Kojoten 8 Tage lang innerhalb eines Raumes einer New Yorker Galerie aufhält. Ist das Kunst? Da haben wir uns entschieden zu sagen, ja, das ist Kunst.“

Trotzdem will ich genauer werden. Eine griffige Definition sagt: Als Kunst bezeichnen wir das, was in bedeutungsmäßiger Hinsicht besonders verdichtet ist. Und zweitens: Was hinsichtlich der Elemente, die im Bild verwendet werden und die im Bild einander zugeordnet sind, also Farben und Formen, Richtungen und Bewegungen, was auch in dieser Hinsicht besonders verdichtet ist. Also eine doppelte Verdichtung; in der Fachsprache: in semantischer Hinsicht im Hinblick auf die Bildbedeutung, und in syntaktischer Hinsicht, im Hinblick auf die Grammatik des Bildes. Guckt man sich unter diesem Gesichtspunkt Bilder von geistig behinderten Menschen an, ist die Frage nach Kunst in vielen Fällen ohne jeden Zweifel zu bejahen.“

3. Es soll gar nicht geleugnet werden, daß in vielen Ausstellungen und Publikationen von Werken aus Werkstätten für geistig Behinderte, aber auch aus psychiatrischen Einrichtungen die Begriffe ‚Künstler‘ und ‚Kunst‘ freizügig, unreflektiert, manchmal sogar mit programmatischem Impetus vergeben werden. Legt man aber den abwägenden ästhetischen Maßstab an, der sich in der Beschäftigung mit Kunst herausbildet und außerhalb des ‚Schonraums‘ bei sogenannten normalen Künstlern selbstverständlich angesetzt wird, ist dies nur in seltenen Fällen haltbar. Eine solche unbedachte, nicht gerechtfertigte Bezeichnung entspricht einer Mißachtung der Betroffenen in Form einer subtilen Zuschreibung von Minderwertigkeit, indem man einen anderen, einen schonenden Bewertungsmaß-

stab installiert. Es ist zudem eine Mißachtung der Kunst und des ihr immanenten Wertsystems.

4. Wir befinden uns also auf dem Wege, *einerseits* die Förderung von Kunst bei Menschen mit intellektuellen Einschränkungen als die große Aufgabe der kommenden Zeit zu verstehen. Dabei ist *dreierlei* wichtig: *Einmal* muß eine klare Unterscheidung von Kunstförderung und Kunsttherapie vorgenommen werden. Letztere ist immer nur ein pädagogisches Instrument, das nicht die künstlerische Entfaltung als ihr oberstes und einziges Ziel zugrunde legt. Sie hat innerhalb ihres Auftrages und ihrer Methodik durchaus ihr Recht und kann hochprofessionell betrieben werden. *Zum anderen* ist es von großer Bedeutung, die Werke von Personen mit intellektuellen Einschränkungen (wir müssen auch hier neue Begriffe finden) von Werken psychiatrisch erkrankter Personen zu unterscheiden. In der Heidelberger Prinzhorn-Sammlung hat sich die Beobachtung bestätigt, daß die in ihrem Eigen-Sinn überzeugenden Werke nahezu ausschließlich von schizophrenen Personen stammen. Deren Strategie der kompromißlosen Orientierung an den inneren Gegebenheiten ist der einzig verbleibende Weg nach einem psychotischen Zusammenbruch, wenn die Wiederaufnahme des Kontakts mit der Realität nicht möglich ist. Daß dies andererseits gelingen kann, zeigen die Menschen, die eine Psychose durchgemacht und die trotz und mit ihrer tiefen Erfahrung doch den Anschluß an das gemeinsam gelebte Leben und seine Gegebenheiten wiedergefunden haben. Viele anerkannte Künstler, aber auch Philosophen, kreative Wissenschaftler und andere „Zweifler“ sind unter ihnen. Diese seit vielen Jahrzehnten in das offizielle Kunstverständnis integrierten Ausdrucksformen des gefährdeten Lebens repräsentieren eine in jeder Hinsicht andere Gattung künstlerischer Gestaltung.

*Schließlich* müssen die Kriterien abgestimmt werden, die dazu führen können, daß hochqualifizierte Kunst, die immer eher im oberen Drittel einer Pyramide angesiedelt werden muß, intersubjektiv vermittelbar wird und zur Präzisierung unseres Kunstverständnisses beiträgt. Dies bedeutet aber auch, daß die Förderinstrumente und insbesondere die in der Kunstförderung tätigen Menschen sich selbst einem Qualifizierungsprozeß aussetzen sollten.

5. Es ist *ferner* zu hoffen, daß die Gelegenheit ergriffen wird und zwei ganz unterschiedliche Lebensfragen unserer Gesellschaft ins Gespräch und damit auch ins Bewußtsein gebracht werden. Wenn von Integration gesprochen wird, dann wird eine der gravierendsten und unerledigten Aufgaben in Kirche und Gesellschaft ins Blickfeld gerückt. Leider unterscheidet sich die deutsche Gesellschaft von anderen europäischen und außereuropäischen Gesellschaften darin, daß der Satz „Es ist normal, verschieden zu sein.“ nicht unsere Alltagskultur bestimmt. Vielmehr herrscht noch immer die Tendenz

vor, Mitmenschen mit Behinderungen und nicht zuletzt Menschen mit intellektuellen Beeinträchtigungen als Sondergruppe in der Gesellschaft zu behandeln. Sie werden nicht selten isoliert und damit degradiert. Ihre Individualität, ihre oft ganz besonderen Fähigkeiten und ihr aus Leid erwachsenes tiefes Wissen um die menschliche Existenz werden ignoriert.

Allzu häufig ist es die Gesellschaft selbst, die durch den Aufbau von Barrieren Behinderung zur Benachteiligung werden läßt. Umgekehrt wird die Gesellschaft in den Zustand einer nur scheinbaren Normalität versetzt, wenn ein alltäglicher selbstverständlicher Umgang von behinderten und nicht-behinderten Menschen nicht ermöglicht wird. Wer immer Erfahrungen in diesen Bereichen gesammelt hat, weiß, daß behinderte – wie nicht-behinderte – Personen eine tiefe Sehnsucht haben, mit dem was sie sind und tun, vorurteilsfrei und ohne Schonung von ihrer Umwelt angenommen zu werden. Ohne Schonung heißt auch, daß Bereiche nicht tabuisiert werden. Ohne Schonung heißt im kulturellen Kontext, daß die Betroffenen es wert sind, mit den üblichen Maßstäben in ihrem Tun gemessen zu werden.

6. Wenn Experten in dem beschriebenen Sinn über Wege zur Integration nachdenken, so sollten sie Prioritäten setzen sowie ein zeitliches Verfahren über die zu leistenden Schritte intendieren. Zweifellos wäre die Integration von Werken der Kunst im hier beschriebenen Sinne in die repräsentative Gesamtschau der DOKUMENTA 2002 ein wichtiger

nächster Schritt. Weitere Schritte beziehen sich auf gemeinsam mit den Betroffenen ausgehandelte Unterstützungspläne, und zwar sowohl im kommunalen bzw. örtlichen Bereich als auch im Blick auf die Verantwortung der christlichen Gemeinden. Es müssen Modellversuche initiiert werden, deren Ergebnisse evaluiert und in die öffentliche Willensbildung umgesetzt werden. Noch immer müssen wir den Satz von Jürgen Moltmann, den in glaubwürdiger Weise Ulrich Bach vielfach modifiziert hat, nämlich „Eine Gemeinde ohne Behinderte ist eine behinderte Gemeinde.“, als Vorwurf und Herausforderung verstehen. Wir müssen lernen, die ganze von Gott gegebene Fülle menschlichen Lebens im Alltag zur Geltung zu bringen. Fredi Saal, der elf Jahre seiner Kindheit und Jugend in einer Anstalt für ‚geistig Behinderte‘ verbrachte und heute ein wenig als Sprachrohr der Behinderten gelten kann, stellte fest: „Als wirklich schwer behinderter Mensch bin ich ein Teil des Ganzen im menschlichen Kosmos. Ich trage dazu bei, daß niemand vergißt, dieses Ganze zu sehen. Wie ich auch von anderen mit ihrer eigenen Individualität darauf gestoßen werde, in ihnen einen Teil des Ganzen zu sehen ... Ich kann und muß also meinen Platz beanspruchen, mit allen Ansprüchen an ein menschenwürdiges Leben.“

Bei der geplanten Tagung kommt es darauf an, diese hier nur thetisch vorgetragenen Überlegungen zu konkretisieren, auszuführen und anschaulich zu machen.

### 3. Über Ereignisse und Projekte

Jörg Thierfelder

#### **Laudatio bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Pädagogischen Hochschule Heidelberg an Landesbischof i.R. Prof. Dr. Klaus Engelhardt**

Lieber Herr Engelhardt, sehr vereehrte Frau Engelhardt, sehr geehrte Festversammlung, über den Auftrag, bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Sie, Herr Landesbischof Engelhardt, mitzuwirken, habe ich mich sehr gefreut. Als ich vor bald 17 Jahren auf ihre frühere Stelle an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg berufen wurde und von der in Auflösung befindlichen PH Esslingen nach Heidelberg kam, wurde ich hier mit großer Freundlichkeit empfangen. Ich habe dies immer auch auf Ihre intensive Wirksamkeit als Theologe und Religionspädagoge an der PH Heidelberg zurückgeführt.

Ich möchte mit meinen Worten nicht in Konkurrenz treten zu denen, die bei Ihrer Verabschiedung im letzten und in diesem Jahr Ihr Wirken als Landesbischof und als Ratsvorsitzender gewürdigt haben. Ich möchte vom Theologen Engelhardt in Hochschule und Kirche sprechen und dabei vor allem die Heidelberger Perspektive zur Sprache bringen. Heidelberg hat für Sie eine nicht geringe lebensgeschichtliche Bedeutung. Hier sind Sie zur Schule gegangen aufs Kurfürst-Friedrich-Gymnasium. Hier haben Sie Ihr Theologiestudium nach Studiensemestern in Göttingen und Basel zum Abschluß gebracht. Hier haben Sie Ihre liebe Frau kennengelernt. Hier haben Sie bei Hans von Cam-

penhausen promoviert und schließlich haben Sie vierzehn Jahre an unserer Hochschule Evangelische Theologie und Religionspädagogik gelehrt – zusammen mit Ernst Grau, Gerhard Ringshausen, mit Michael Deckwerth und Michael Trensky, und nicht zu vergessen mit dem Theologen und Philosophen Heinz Horst Schrey. 5 Jahre lang waren Sie Rektor unserer Pädagogischen Hochschule Heidelberg.

Als zeitgeschichtlich interessierter Mensch machte ich mich auf die Spurensuche. Ich habe etliches gelesen und habe vor allem das Instrument der Oral History fleißig benutzt. Und da erfährt man, lieber Herr Engelhardt, von Ihrer Verwurzelung in der badischen Landeskirche. Sie stammen aus einem badischen Pfarrhaus. Wichtig waren für Sie Ihre Erfahrungen in der Jugendarbeit in Wiesloch, insbesondere in jenem Jugendkreis, mit dessen Gliedern sie heute noch freundschaftlich verbunden sind. Zentral war dabei die gemeinsame Arbeit an der Bibel.

In Göttingen, wo Sie das Studium der Evangelischen Theologie begonnen haben, trafen Sie auf den vor kurzem im hohen Alter verstorbenen Neutestamentler Ernst Käsemann. Er hielt eine Vorlesung über das Matthäusevangelium. Die Begegnung mit ihm wurde für Sie zum eigentlichen Studierenerlebnis. Warum? Darauf gaben sie viele Jahre später auf einer Sitzung der Landessynode, die sich mit der Bibel beschäftigte, eine Antwort. Sie sagten damals: „Weil mir hier ein Ausleger der Heiligen Schrift begegnet ist, der mit der Eindringlichkeit des Hörens auf die Schrift, wie ich das selten so gefunden habe, die Schrift so erschloß, daß dabei Fremdes, Unbekanntes, Neues mitgeteilt wurde, was mich packte und nicht mehr losließ.“ [Verhandlungen der Landessynode der Evangelischen Landeskirche in Baden 12, April 1990, 49] Es war das leidenschaftliche Ringen um die Texte des Neuen Testaments, das kompromißlose Fragen nach den Konsequenzen des Evangeliums für die Kirche, was Sie und viele Ihrer Theologengeneration an Käsemann faszinierte.

Drei Semester bei Karl Barth in Basel eröffnete Ihnen die Weite seines systematischen Denkens. Sie haben sich damals in die Kirchliche Dogmatik vertieft, vor allem in KD II, 2, in der Barth seine Gnadenlehre explizierte. Den letzten Teil Ihres Studiums absolvierten Sie in Heidelberg. Sie wurden Famulus, heute sagt man dazu wohl eine studentische Hilfskraft, bei Peter Brunner.

Ihre Doktorarbeit schrieben Sie bei dem Kirchenhistoriker Hans von Campenhausen. „Der Ort der Theologie bei den griechischen Vätern um 200“ (Diss. theol. Heidelberg 1960) war Ihr Thema. Drei große Theologen der Alten Kirche, Irenäus von Lyon, Klemens von Alexandrien und Hippolyt von Rom, beschäftigten Sie. Theologen, die sich angesichts der Bedrohung der Kirche im zweiten Jahrhundert durch Gnostizismus und andere Bewegun-

gen in besonderer Weise theologisch herausgefordert sahen. Sie fragten nach dem spezifischen Ort, den Theologie bei eben diesen Theologen gehabt hat. Sie ahnten wohl noch nicht, wie sehr Gedanken von Hippolyt, dem Presbyter und Bischof, in Ihrem späteren Leben von Bedeutung sein würden: „Bischöfliche Gelehrsamkeit und exegetische Erkenntnisvermittlung“ (S. 129), beides, arbeiteten sie als entscheidende Brennpunkte von Hippolyts theologischer Existenz heraus. Der Bischof ist einmal der Lehrer der Kleriker, der Geistlichen. Er kann bei Gemeindegemeinschaften den Gläubigen Rede und Antwort stehen und ihnen selbst Fragen vorlegen. „Daneben kommt“, ich zitiere Sie, „in der Kirchenordnung aber auch ein zweites Motiv zum Ausdruck; Lehre meint vor allen Dingen die Auslegung biblischer Texte. Mehrere Male fordert Hippolyt zum Gottesdienstbesuch auf, damit man sich dort die heilige Schrift erklären lasse.“ (S. 130) Es war Ihnen wichtig, welche große Bedeutung Bischof der Bibelauslegung beimißt.

Das war auch für sie als Bischof wichtig, „bischöfliche Gelehrsamkeit und exegetische Erkenntnisvermittlung“. Auch bei Ihrem späteren Wirken als Landesbischof haben Sie immer wieder auf die Auslegung von biblischen Texten großen Wert gelegt, nicht nur in Predigten, sondern auch in den Lageberichten vor der Landessynode, in denen sie von den Texten Aussagen zu Fragen von Kirche und Gesellschaft gemacht haben. Besonders beeindruckt hat mich, wie Sie 1988 im „Fall Daniela“, im Fall der aktiven Sterbehilfe an einer schwerkranken jungen Frau, der damals vielerorts diskutiert wurde, die biblische Lebensverheißung auf diesen konkreten Fall bezogen haben [vgl. Verhandlungen der Landessynode der Evangelischen Landeskirche in Baden, 8. April 1988, 11]. In unserem Seminar über Bioethik, das der katholische Kollege Andreas Benk und ich in diesem Semester durchführen, wollen wir diesen Text mit heranziehen.

Ich will im folgenden zu sprechen kommen auf Klaus Engelhardt als Bibelausleger in Schule und Hochschule, als in der Tradition der Bekennenden Kirche Verwurzelten und als Hörenden, d. h. zugleich als Dialogpartner, und dann auch als Kooperationspartner.

Zunächst zum *Bibelausleger in Schule und Hochschule*:

In Ihrem Aufsatz „Bibel und Erfahrung“ [in: Verkündigung im Gespräch mit der Gesellschaft. FS Heiland, Karlsruhe 1977, 73-87] stellen sie 1977 fest, daß für viele Theologen und Religionspädagogen die Bibel in den Hintergrund getreten ist, weil sie nicht als Weg angesehen wird, die Erfahrungslosigkeit von Theologie und Frömmigkeit zu überwinden. Sie setzten dagegen unter Bezugnahme auf Karl Barth, daß die Bibel gerade Erfahrungen erschließt. Ich zitiere: „Die Bibel gewinnt dadurch eine unerwartet erfahrungsdichte Dimension, daß sie nicht

nur Antwort gibt und nicht nur Endgültiges im Sinne einer informatorischen Lehrausunft mitteilt, sondern in jene Grundhaltung hineinnimmt, die Barth die ‚Sehnsucht nach dem Zukünftigen‘ nennt. Sehnsucht nach dem Zukünftigen – in der Bibel als Reich-Gottes-Hoffnung festgehalten – mobilisiert Erfahrungen.“ (S. 79)

Dabei unterscheiden Sie Erfahrungen und Erlebnisse, die oft verwechselt werden. Erlebnisse sind auf Vergangenheit rückbezogen, Erfahrungen nach vorn auf Zukunft ausgerichtet. Die Bibel sei dicht gefüllt von Erfahrung. Ich zitiere: „Die uns vermittelte Erfahrung ist die Zusage, daß Leben in begründeter Zuversicht gegen Resignation, in Freude gegen Langeweile, in Freiheit gegen Zwänge gelebt werden kann.“ (S. 81) Es gelte, in biblischen Gesamtzusammenhängen diese Erfahrung zu vermitteln. In diesem Ansatz sehe ich Korrespondenzen mit dem von Ingo Baldermann, der etwa in seinem Buch „Gottes Reich – Hoffnung für Kinder: Entdeckungen mit Kindern in den Evangelien“ (Neukirchen 1991) über neutestamentliche Texte für seine Schüler die Perspektive des Reiches Gottes zum Zuge bringt. Welch verheißungsvoller Ansatz hier vorliegt, haben Gerhard Büttner und ich bei der Arbeit mit Studentinnen und Studenten an Wundergeschichten und Gleichnissen in der Schule erlebt. Sie haben selber mit Religionslehren zusammen in dem Religionsbuch für das 2. Schuljahr „Vieles ist anders“ (Lahr/Frankfurt, 1979) an der Abrahamsgeschichte und an Jesusgeschichten diese befreiende Perspektive biblischer Texte expliziert.

Ihre Studentinnen und Studenten spürten bei Ihnen etwas von dem Versuch, die biblischen Texte so auszulegen, daß neue zuversichtlich machende Erfahrungen mobilisiert werden. Eine Ihrer Studentinnen, die Anfang der 70er Jahre bei Ihnen studierte, schrieb mir: „Schwerpunkthemen seiner Arbeit während meiner Studienzeit waren Bücher des Alten Testaments, z. B. Hiob und die Psalmen, sowie Fragen zu Glauben, Religion und Kirche. [...] Besonders imponiert hat mir bei seinen Vorlesungen und Übungen das Aufzeigen von Querverbindungen, z. B. vom Alten Testament zum Neuen Testament oder von einer theologischen Richtung zu einer anderen. Er machte uns dadurch deutlich, daß es keine einfachen Wahrheiten gibt, daß es sich aber lohnt, der Komplexität nachzuspüren und sie auszuhalten, auch wenn es anders viel bequemer wäre.“ Weiter schrieb jene damalige Studentin: „Eigentlich spielte es bei Professor Engelhardt keine Rolle, welches Thema gerade aktuell war, denn er vermittelte uns bei jedem Thema, sei es biblisch, systematisch oder religionspädagogisch, den Eindruck, daß dieses wie sonst keines die zentralsten Fragestellungen des Lebens enthalte.“ Kann es ein schöneres Urteil über einen Hochschullehrer geben?!

Sie haben in ihren Veranstaltungen an der Pädagogischen Hochschulen gerade auch Studentin-

nen und Studenten angesprochen, die wie die Kirchensoziologen heute sagen, nicht zu den mit der Kirche „Hochverbundenen“ gehörten. Sie konnten sicher dabei zurückgreifen auf Ihre Begegnungen mit Dozenten und Studenten an der Technischen Hochschule Karlsruhe, wo sie von 1962-1966 Studentenpfarrer waren.

Ein zweites Charakteristikum der theologischen Existenz von Klaus Engelhardt, das mir auffiel, ist seine *Verwurzelung in der Tradition der Bekennenden Kirche*, jener Bewegung von Pfarren und Laien im Dritten Reich, die sich zusammenfand angesichts der theologischen und kirchenpolitischen Herausforderung durch die nazihörigen Deutschen Christen und sich in Barmen mit der Theologischen Erklärung ihr Fundament gab. In einem Interview für die religionspädagogische Zeitung „entwurf“ (1-2/84, S. 5-7) erzählten Sie: „Das erste Buch, das ich nach meinem Abitur von einer Tante, einer Diakonissenschwester, zu meinem Studium erhielt, war die Festschrift zum 60. Geburtstag Martin Niemöllers 1952.“ (S. 6) Der erste Aufsatzbeitrag in dieser Festschrift ist von Karl Barth und trägt die Überschrift „Barmen“. Ihre theologischen Lehrer waren erheblich vom Kirchenkampf geprägt. Später wurden Sie Mitglied der badischen Theologischen Sozietät, die das Erbe der Bekennenden Kirche in der badischen Landeskirche lebendig erhalten wollte.

Nicht zufällig haben Sie für die Festschrift für Heinz Horst Schrey einen Beitrag über Dietrich Bonhoeffer geliefert [K. Engelhardt, Glauben, Denken und Erfahrung am Beispiel Dietrich Bonhoeffers, in: Ethik und Lebenswirklichkeit: FS Heinz-Horst Schrey, Darmstadt 1982, 28-36]. Von dieser Verwurzelung in der Tradition der Bekennenden Kirche gehen für Sie Impulse aus. Einmal von der Barmer Theologischen Erklärung! In eben jenem Interview sprachen sie von dem, was die 3. Barmer These von der Kirche sagt: „Die Kirche ist eine Gemeinde von Brüdern“. Wir setzen heute zu Recht hinzu: „und Schwestern“. Kritisch merkten sie in dem erwähnten Interview an, daß die evangelische Kirche in einem sehr starken Maß Pastorenkirche geblieben ist. Sie fragen: „Wie kommen wir miteinander in einen verbindlichen Lernprozeß hinein, einen Prozeß der Urteilsfindung in wichtigen Fragen, die die Kirche und die die Welt angehen, die mehr sind als im Moment ausgleichende Formeln?“ (S. 6). Zum anderen, und das hängt mit dem letzteren zusammen, ist da der Impuls in Richtung Öffentlichkeitsauftrag der Kirche, daß die Kirche danach suchen muß, „wo sie zu Fragen des öffentlichen Lebens, des politischen Lebens, des gesellschaftlichen Lebens Stellung zu beziehen hat“ (S. 6). In Ihrer Zeit als Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland sind wichtige Denkschriften erschienen zum Thema Religionsunterricht und zur Sozialpolitik. Auf eine werde ich nachher noch einmal kurz zu sprechen kommen.

Einen dritten Impuls sehe ich darin, daß Sie der Frage nach der Schuld der Kirche im Dritten Reich, vor allem ihrem weitgehenden Schweigen zu den Menschenrechtsverletzungen gegen Juden und Menschen mit Behinderungen nicht aus dem Weg gehen. Bonhoeffer schrieb ja 1940 in seinem bekannten Schuldbekenntnis: „Sie [die Kirche] war stumm, wo sie hätte schreien müssen, weil das Blut der Unschuldigen zum Himmel schrie ... Die Kirche bekennt, die willkürliche Anwendung brutaler Gewalt, das leibliche und seelische Leiden unzähliger Unschuldiger, Haß und Mord gesehen zu haben, ohne ihre Stimme für sie zu erheben, ohne Wege gefunden zu haben, ihnen zu Hilfe zu eilen. Sie ist schuldig geworden am Leben der schwächsten und wehrlosesten Brüder Jesu Christi.“ [zit. nach M. Greschat (Hg.), *Die Schuld der Kirche*, München 1982, 22 f.]. Sie haben darum auch 1984 mit der badischen Landessynode jene wichtige Erklärung zum Verhältnis von Juden und Christen verabschiedet. Die badische Synode war die zweite Synode nach der rheinischen, die zu diesem Thema Stellung nahm.

Die badische Landessynode bekannte damals, wie es in der Synodalerklärung heißt, „betroffen die Mitverantwortung und Schuld der Christenheit in Deutschland am Holocaust“. Und sie nahm sich vor, ihr „Verhältnis zu den Juden neu zu verstehen und festzuhalten, was uns mit ihnen verbindet.“ Außerdem bat sie Gemeinden und Kirchenbezirke, am Thema weiterzuarbeiten, um „auf diese Weise in der Begegnung mit der Judenheit zu einem erneuerten Verhältnis zueinander zu gelangen“ [Verhandlungen der Landessynode der Evangelischen Landeskirche in Baden 12, April/Mai 1984, Anl. 13.1.]. Eine wichtige Rolle beim Zustandekommen der Erklärung spielte ein Mann, mit dem Sie zehn Jahre zuvor als Rektor der PH zusammengearbeitet hatten, dem damaligen Rektor der Universität Heidelberg Rolf Rendtorff. Dieser mutigen Erklärung gingen lange Gespräche in der Synode voraus, in denen durchaus unterschiedliche Positionen vertreten wurden und in die Sie mit Gesprächsbeiträgen zugunsten der Erklärung eingegriffen haben.

Ich komme jetzt noch auf ein drittes Charakteristikum des Theologen Klaus Engelhardt, seine *Dialog- und Kooperationsfähigkeit*, zu sprechen. Ich möchte dies an drei Beispielen aufzeigen.

Viele Menschen, mit denen ich gesprochen habe, haben Sie als einen Mann des Dialogs, des Gesprächs erlebt, vor allem als einen, der zuhören kann. Dies war vor allem gefragt in Ihrer Zeit als Rektor der Pädagogischen Hochschule Heidelberg in den Jahren 1971 bis 1976. Die Älteren von uns erinnern sich noch genau an diese Jahre. Es waren Jahre, in denen die Folgen der Studentenbewegung von 1968 noch sehr lebendig waren. Schon als Studentenpfarrer hatten Sie in Karlsruhe die Unruhe unter der Studentenschaft wahrgenommen, waren selbst mit Professoren zu einer Demonstration ge-

gangen, bei der es um Fragen der Bildungsreform ging. Sie sind in dieser schwierigen Zeit nach 1968 Rektor gewesen. Auch wenn die Auseinandersetzungen an der PH sicher nicht in der Schärfe ausgetragen wurden wie an der Universität, so waren sie doch aufwühlend genug. Es hat damals auch viele Verletzungen gegeben, gerade bei den Professoren, die liberal eingestellt waren und nun als „Scheißliberale“ attackiert wurden. Was ich in Gesprächen über Ihre Tätigkeit immer wieder gehört habe, ist, daß Sie den Gesprächskontakt mit allen Gruppen an der Hochschule, mit den Professoren, Assistenten und mit den Studenten nie abgebrochen haben. Diese Gespräche waren nicht selten Streitgespräche, gerade wenn durch bestimmte Aktionen Menschen in ihrer Menschenwürde verletzt wurden oder wenn Studenten und Studentinnen überzogene Forderungen stellten. Bei diesen Auseinandersetzungen ging es nicht zimperlich zu. Auch Sie wurden als Rektor das Ziel böser Flugblätter.

Dennoch konnten die Studenten spüren, daß ihr Anliegen von Ihnen nicht einfach als radikal und unausgegoren abqualifiziert wurden. Vor kurzem haben Sie in einem Interview [Standpunkte 5/98, S. 29-31] einmal dargelegt, was für Sie an den Anliegen der Studierenden berechtigt war. Sie sagten: „Das Bestreben etwa, das Hochschulgeschehen transparenter zu machen und mitzubestimmen in Gremien, die wichtige Entscheidungen treffen, war notwendig, ebenso alles, was Partizipation am Hochschulgeschehen ermöglichte.“ (S. 29) Nach Ihrer Ansicht war durchaus auch das wache Interesse der Studenten an den Vorgängen in anderen Ländern wie in Vietnam und im Iran zu begrüßen. Sie sagten: „Berechtigt war, daß die Studenten gesagt haben: Was in Vietnam geschieht, kann uns nicht gleichgültig sein, wir müssen fragen, wo unsere Verflechtung ist. [...] Damals wurde erkannt, daß es globale Zusammenhänge gibt, und nicht nur, daß wir von dem abhängig sind, was in der Welt passiert, sondern auch, daß wir dazu beitragen.“ (Ebd.) Für Sie war wichtig, daß die Studenten sich von jenem Ohne-mich-Standpunkt distanzieren, dem nach dem Zweiten Weltkrieg so viele huldigten. Die Studenten konnten also bei Ihnen spüren, daß sie in ihren Überlegungen ernst genommen wurden. Sie haben sich mit Ihren Bemühungen, auf keinen Fall das Gespräch zwischen den Gruppen abreißen zu lassen, sicher auch in schwierige Situationen gebracht. Hardliner gab es ja schließlich in allen Gruppierungen. Sie haben mit Ihrer Haltung einen wichtigen Beitrag zur Gesprächskultur an unserer Hochschule geleistet. Als man woanders nach der Polizei gerufen hat, haben Sie am Dialog festgehalten.

Ihre Dialog- und Kooperationsfähigkeit zeigte sich auch in der Offenheit für die Zusammenarbeit der beiden, von ihrer Geschichte her so unterschiedlich geprägten Landeskirchen von Baden und Württem-

berg. Dazu möchte ich als in Baden arbeitender Schwabe mal etwas sagen. Immer mal wieder wurde in den letzten Jahrzehnten die Frage erörtert, ob denn nicht die beiden Landeskirchen sich vereinigen sollten.

In einem Protokoll eines Besuchs des württembergischen Landesbischofs Theophil Wurm bei dem damaligen Landesbischof Kühlewein im Juni 1945, das ich zufällig gefunden habe, heißt es, daß zwei badische Oberkirchenräte „in vertraulichem Privatgespräch“ mit ihrem württembergischen Kollegen „die Frage einer Angliederung der badischen Landeskirche an die württembergische Landeskirche als besonderen Sprengel, evtl. mit 2 Pröpsten in Freiburg/Br. und Karlsruhe“ erörterten [J.Thierfelder, Zwischen Tradition und Erneuerung, in: J.Thierfelder/U.Uffelmann (Bearb.), Der Weg zum Südweststaat, Karlsruhe 1991, 201-221: 204]. Von diesem Vorschlag war später nie mehr die Rede. Aber im letzten Jahr kam erneut der Vorschlag auf den Tisch, die Landeskirchen zu vereinigen. Sie haben damals zu Recht gesagt, daß ein solcher Zusammenschluß bei dem unterschiedlichen Profil der beiden Landeskirchen nicht sehr sinnvoll wäre. Aber eine intensive Zusammenarbeit macht sicher Sinn. Sie selber haben auf jeden Fall in Ihrer Zeit in Heidelberg einen Beitrag dazu geleistet. Sie haben mehrere Jahre die Gemeinsame Religionspädagogische Kommission der Landeskirchen geleitet, die noch heute effizient und ohne irgendwelche Berührungsprobleme arbeitet.

Auch den katholischen Mitchristen gegenüber zeigte sich Ihre Kooperationsbereitschaft. Sie haben in ihrer Tätigkeit als Hochschullehrer gerne mit den Fachkollegen der katholischen Theologie zusammengearbeitet. Ich denke etwa an ihre Kooperationsveranstaltungen mit Norbert Scholl. In ihrer Zeit als Hochschullehrer begannen die ökumenischen Gottesdienste und die gemeinsamen Tagun-

gen der beiden Fachschaften in Neckarzimmern. Und als Landesbischof hatten sie ein sehr gutes Verhältnis mit Erzbischof Saier wie auch als Ratsvorsitzender mit Bischof Lehmann. Sie ließen sich in dieser Zusammenarbeit von der grundlegenden Erkenntnis leiten: Die Christen sind es einer zunehmend säkularer werdenden Welt schuldig, die christliche Botschaft weiterzusagen. Das schafft keine Kirche allein, dazu bedarf es der Zusammenarbeit aller Christen.

Als schöne Frucht dieser Zusammenarbeit sehe ich das Sozialwort der beiden Kirchen von 1997, das während Ihrer Zeit als Ratsvorsitzendem zustandekam. Der genaue Titel dieses Worts ist: „Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit.“ Das Besondere dieses Worts ist einmal, daß es von der Evangelischen Kirche in Deutschland und von der katholischen Bischofskonferenz gemeinsam herausgegeben wurde und daß es zum anderen das Ergebnis eines langen Diskussionsprozesses war. Zuerst wurde ein Diskussionspapier erarbeitet. Dies wurde in 4000 Veranstaltungen diskutiert. Es gab 2500 schriftliche Eingaben dazu. Und dieses Wort wird diskutiert, wie man auch an einer Veranstaltungsreihe in Heidelberg studieren kann.

Ich möchte aus diesem Wort zitieren. Die beiden Kirchen erklären: „Die Kirchen sehen es als ihre Aufgabe an, Mitverantwortung für eine menschengerechte und sachgerechte Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten wahrzunehmen und dabei besonders für die Belange der Armen, der Schwachen und Benachteiligten einzutreten.“

Ich komme zum Schluß: Die schon einmal zitierte ehemalige Studentin schließt ihren Brief mit dem Satz: „Es freut mich, daß Herr Engelhardt die Ehrendoktorwürde der PH Heidelberg verliehen bekommt, und es gibt mir das Gefühl, daß auch ein Teil meiner Dankbarkeit in diesen Titel mit hineinfließt.“ Dem möchte ich mich uneingeschränkt anschließen.

Theodor Strohm

## Christozentrische Diakonie. Paul Philippi zum 75. Geburtstag

Am 21. November 1998 vollendete Prof. Dr. Paul Philippi, Ordinarius für Praktische Theologie (Diakonie) und Leiter des Heidelberger Diakoniewissenschaftlichen Instituts von 1971 bis 1986, sein 75. Lebensjahr. Er kehrte 1986 als Wanderer und Vermittler zwischen zwei Welten nach Hermannstadt/Siebenbürgen, in seine alte Heimat zurück, um dort seiner Kirche als akademischer Lehrer, Seelsorger und politischer Repräsentant zur Verfügung zu stehen.

Paul Philippi wurde 1923 in Kronstadt/Siebenbürgen geboren, wo er seine Jugend verbrachte. Nach dem Zweiten Weltkrieg und zweijähriger amerikanischer Kriegsgefangenschaft konnte er sein Studium

der Theologie und Geschichte aufnehmen. In Erlangen erhielt er von den lutherischen Theologen Werner Elert und Paul Althaus, der ihn zur Promotion anregte, seine entscheidende wissenschaftliche Prägung. Schon frühzeitig gestaltete Paul Philippi die Arbeit am 1954 gegründeten Diakoniewissenschaftlichen Institut in Heidelberg mit. Viele Jahre war er zunächst Mitarbeiter von Prof. Dr. Herbert Krimm. Er habilitierte sich 1963 und übernahm 1971 die Leitung des Instituts. Seither entfaltete er eine intensive wissenschaftliche und praktische Wirksamkeit in Bezug auf die Diakonie, die weit über den deutschsprachigen Raum hinaus in die Ökumene ausstrahlte. Mit der Einführung des diakoniewis-

senschaftlichen Zusatzstudiums, das seit Sommersemester 1992 in Heidelberg auch als Diplom-Aufbaustudium angeboten wird, hat Philippi dazu beigetragen, Diakoniewissenschaft ins Zentrum der theologischen Ausbildung zu rücken.

Schon als Student wirkte er im „Arbeitskreis junger Siebenbürger Sachsen“ mit und war maßgeblich an der Gründung des „Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde“ (1962) beteiligt, für dessen Publikationen er lange Jahre als Herausgeber zeichnete. Die kritische Auseinandersetzung mit der Geschichte und Zukunft der Siebenbürger Sachsen nahm er seit 1979 als Gastprofessor und seit 1983 als Professor für Praktische Theologie in Hermannstadt wieder „vor Ort“ vor. Neben dem ehrenamtlichen „full-time-job“ als Vorsitzender des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien (DFDR) unterrichtete er weiterhin die Theologie- wie auch Geschichtsstudenten in Hermannstadt. Darüber hinaus ist er Vorstandsmitglied in einer Reihe von Stiftungen und Vereinen, u.a. im Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien.

Diakonie ist für Philippi Wesenselement christlicher Gemeinde und deshalb auch der kirchlichen

Lehre. Die Abendmahlsfeier wird zur Manifestation der diakonischen Existenz der Gemeinde. Das diakonische Amt der Kirche ist dem Amt der Wortverkündigung konstitutiv zugeordnet. Dieser Gedanke wurde in historischen Untersuchungen hergeleitet und in seinem Hauptwerk „Christozentrische Diakonie“ (1963) systematisch entfaltet.

In seiner Abschiedsvorlesung an der Theologischen Fakultät Heidelberg am 20. Januar 1993 hat Paul Philippi noch einmal betont, worauf es ihm immer ankam: „Als ich 1954 in Heidelberg zu arbeiten begann, beherrschte die Exegese das Interesse der studentischen Generation. So habe ich zuerst meinen Versuch einer biblisch entwickelten christologischen Grundlegung und Integration diakonischer Ekklesiologie vorgelegt. Das immer wieder als Spitzensatz zitierte Ergebnis lautete: Wer von der Diakonie recht reden will, muß von der rechten Gemeinde reden.“

Es ist Anlaß zur Dankbarkeit, daß Paul Philippi sich mit seinen 75 Jahren guter Gesundheit und Schaffenskraft erfreut und eine ganze Reihe seiner Aufgaben noch immer erledigen kann. Für seinen weiteren Lebensweg wünschen wir ihm alles Gute und Gottes Segen!

Arnd Götzelmann

## **Einführung in die Theologie der Diakonie – Heidelberger Ringvorlesung**

Zur Edition der DWI-Info Sonderausgabe 1999

„Diakonie beginnt, ein Thema der Theologie zu werden.“<sup>1</sup> Das formulierte Michael Schibilsky im Jahre 1990 etwas verhalten und doch hoffnungsvoll. Am Ende dieses Jahrzehnts hat sich vieles getan auf dem Gebiet der Diakonietheologie.<sup>2</sup> Zahlreiche Publikationen sind seither auf evangelischer und katholischer Seite erschienen. Über einen Mangel an Forschung muß in diesem Bereich nicht mehr geklagt werden. Dennoch stehen einige Entwicklungen aus. Unter anderem bedarf es der kontinuierlichen Lehre einer Theologie der Diakonie im Bereich der akademischen Theologie. Der soeben erschienene Band dokumentiert einen Beitrag dazu und ist zugleich Exempel diakonietheologischer Lehrtradition am Diakoniewissenschaftlichen Institut, wo seit 1955 zu diesem Themengebiet regelmäßig Vorlesungen und Seminare angeboten werden.

Für das Sommersemester 1998 nun war die Lehrveranstaltung „Theologie der Diakonie“ von Gerhard K. Schäfer angekündigt worden. Kurz nach der Ankündigung jedoch erhielt er einen Ruf an die Evangelische Fachhochschule Bochum, und im Veranstaltungsplan des Instituts klaffte plötzlich

eine Lücke. Es gelang, aus der von Schäfer angekündigten Lehrveranstaltung eine Ringvorlesung im Rahmen der Theologischen Fakultät zum gleichen Thema zu organisieren. Die angefragten Heidelberger Kollegen und der Caritaswissenschaftler Klaus Kießling stimmten fast alle den ihnen vorgeschlagenen Themen zu und waren freundlicherweise bereit, sich für Fragen der Diakonietheologie zu engagieren. Die einzelnen Vorlesungen wurden für die Textfassung nachbearbeitet. Dafür ist neben den Autoren bzw. Referenten den Studierenden der Diakoniewissenschaft Hoh Woo-Jung, Anja Jung, Karl Ludwig Meijer, Rüdiger Popp, Vilija Riteryte und Simone Sinn zu danken. Ein besonderer Dank für Redaktions- und Layoutarbeiten geht an Vikarin Tanja Raack. Die Beiträge haben die Charakteristik gesprochener Vorträge mehr oder weniger stark behalten. Sie liegen jetzt in einer Edition des DWI-Info als Sonderausgabe vor. Der Band hat einen Umfang von 238 Seiten.

Daß die Ringvorlesung nahezu aus dem Stand organisiert werden konnte, liegt auch daran, daß es über viele Jahre Kooperationen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts mit Vertretern der verschie-

denen theologischen Disziplinen (und auch Sozial- bzw. Humanwissenschaften) gegeben hatte. Grundlage dieser Kooperationen in Lehre und Forschung war das Konzept Theodor Strohms: „Diakonie als Dimension aller Theologie“.<sup>3</sup> Es hat sich als unabdingbar erwiesen, Diakoniewissenschaft in speziell dafür ausgerichteten Instituten und Lehrstühlen zu betreiben, wie es in jüngster Zeit auch vielerorts neu in Gang gekommen ist. Ebenso notwendig erscheint es jedoch, die gesamte Theologie mit diakonischen Fragen zu konfrontieren und sie zur theologischen Aufarbeitung der sozialen Verantwortung christlicher Kirchen zu motivieren. Zu dieser Aufgabe kann jede theologische Disziplin ihren Beitrag leisten. Das wird in dem neuen Band deutlich. Diakoniewissenschaft hat also auch eine Aufgabe an der akademischen Theologie. Insofern sind die Theologischen Fakultäten, Seminare, Arbeitsbereiche und die kirchlichen Hochschulen ein bedeutsamer und entwicklungsfähiger Ort der Diakoniethologie. Ein zweiter Ort findet sich in den Evangelischen und Katholischen Fachhochschulen, von denen immer wieder diakoniethologische Impulse ausgehen oder doch ausgehen könnten. Freilich wird Diakoniethologisches auch in den Ausbildungsstätten der Diakonie, allen voran in den Diakonenschulen, vermittelt – ein dritter Ort. Aber auch in diakonischen und theologischen Fort- und Weiterbildungseinrichtungen – ein vierter Ort –, wie z.B. der Diakonischen Akademie Deutschland, werden Aspekte diakonischer Theologie verbreitet. An all diesen – und an weiteren, bislang noch nicht evidenten – Orten hat die Diakoniethologie Zukunft.

Die Chancen und Aufgaben einer Theologie der Diakonie hängen auch mit den gesellschaftlichen und sozialpolitischen Bedingungen zusammen, denen diakonische Praxis unterliegt. Nach einer Phase des Ausbaus diakonischer Arbeit im Sozial- und Gesundheitswesen und der fachlichen Qualifizierung in den verschiedenen diakonischen Praxisfeldern (Stichwort: Professionalisierung), folgte in den 1990er Jahren eine Phase wirtschaftlicher Effizienzsteigerung, Managementorientierung und Umorganisation, die freilich längst nicht abgeschlossen ist (Stichwort: Ökonomisierung). Das kommende Jahrzehnt wird im Sinne einer neuen Wertorientierung deutlicher als bisher die theologischen Fragen genuin christlicher Sozialpraxis in den Vordergrund rücken (Stichwort: Profilierung). Was vor Jahren an theologischer Qualifizierung mit den Leitbildprozessen angefangen hat, wird sich weiter fortsetzen in die Aus- und Fortbildung der Diakonie-Mitarbeitenden, in die Unternehmensphilosophien und -ethiken, bis hinein in die einzelnen Handlungs- und Arbeitsfelder der Diakonie. Theologie wird man nicht mehr allein als Spezialzuständigkeit der Pfarrerinnen und Pfarrer verstehen dürfen, sondern als integrierte Aufgabe eines neuen diakonischen Diskurses, der Auswirkungen zeitigen

wird bis in die grundlegendsten sozialen Arbeitsprozesse. Deshalb muß nicht allein die Diakonie ihr Theologiedefizit überwinden, sondern auch die akademische Theologie sozusagen diakoniefähig werden, kompatibel und kommunizierbar in jeglichen Bereich diakonischer Praxis hinein. Diese theologische Aufgabe wird zukünftig um so wichtiger werden, je mehr sich das volksskirchliche Paradigma von den verfaßten Kirchen in die diakonischen Einrichtungen und Initiativen verlagert. Auch insofern wird sich die „Soziale Arbeit als theologiegenerativer Ort“<sup>4</sup> erweisen. Allerdings wird die institutionalisierte Diakonie, möglichst im Schluß mit den verfaßten Kirchen und den bezeichneten Orten Verantwortung für die Förderung der Diakoniethologie übernehmen müssen.

Es bedarf auf diesem Feld neuer Anstrengungen, stehen wir doch vor einer veränderten Situation. In den Anfängen der Ausbildungen für soziale Berufe zählte Theologie (als Sozialethik, Caritastheologie oder Diakoniegeschichte) noch geradezu selbstverständlich zu den Lehrfächern. Für Alice Salomon, eine der Mütter der modernen sozialen Berufsarbeit, gehörte das Fach Theologie „unbedingt zu einer wissenschaftlichen Wohlfahrtspflege dazu“<sup>5</sup>. Seit der Studentenrevolte von 1968 ist die Theologie selbst an konfessionellen Fachhoch- und Fachschulen für Sozialwesen in den Verdacht geraten, einer überholten kirchlichen Herrschaftsdoktrin zu dienen, die allenfalls in der Pfarrerausbildung selbst noch ihren Ort habe. Für viele wirkt die Theologie deplaziert im Fächerkanon der Ausbildung zu sozialen Berufen: „In den letzten drei Jahrzehnten hat sich die Theologie ... schrittweise in ein ‚Niemandland‘ hineinbegeben bzw. ist dort hineingedrängt worden.“<sup>6</sup> Auch die soziale Berufspraxis wird mehr und mehr theologiedistanziert betrieben. Die komplementäre Seite dieser Entwicklung findet sich in der Spezialisierung der akademischen Theologie auf Fragen des Pfarramtes und der „Pastorenkirche“. Wegen mangelnder Kontextualität hat die akademische Theologie beider Konfessionen in Deutschland das Sozial- und Gesundheitswesen, ja die sozialen Gesellschaftsfragen der Gegenwart und den leidenden Menschen in seinen konkreten Nöten weithin vernachlässigt.<sup>7</sup>

Der Band will die Gegenbewegung zu diesen Entwicklungen dokumentieren und zeigen, daß die Theologie Leitwissenschaft der Diakoniewissenschaft bleibt, auch wenn Human- und Sozialwissenschaften hinzutreten müssen. Die Beiträge entstammen folgenden ausgewählten Dimensionen der Theologie der Diakonie. Die normativen, d.h. wertbildenden *Grundlagen* jeglicher Diakonie finden sich unverrückbar in *der jüdisch-christlichen Tradition* (I.), die von Klaus Müller, Gerd Theißen und Klaus Berger ausgelegt wird. Die historischen Entwicklungen, die ihre Wirkungen auf die heutige Diakonienpraxis und -theologie zeitigen, werden am Beispiel des Verhältnisses von Christentum und Sklaverei in

der Alten Kirche sowie an Person und Werk Johann Hinrich Wicherns im 19. Jahrhundert ausgeführt, Adolf Martin Ritter und Gottfried Seebaß erhellen diese *geschichtlichen Zugänge* (II.) zur Theologie der Diakonie. *Ekklesiologische und ethisch-didaktische Beiträge* (III.) zur Diakonietheologie leisten Gerhard K. Schäfer für das Spannungsverhältnis von Diakonie und Gemeinde sowie Heinz Schmidt für die Beziehung von Ethik und Didaktik der Diakonie. Aus dem Blickwinkel der sozialen Praxis und Theoriebildung formulieren Dieter Dreisbach die Anforderungen der Praxis an die Diakoniewissenschaft und Albert Mühlum die Korrelation von Sozialarbeitswissenschaft und Diakoniewissenschaft. Damit leisten sie eine Art fremdprophetischen Beitrag für *Theologie und Wissenschaft der Diakonie* (IV.). Die *ökumenischen Dimensionen* (V.) einer Diakonie- bzw. Caritas-theologie werden von Klaus Kießling seitens der katholischen Kirche und von Theodor Strohm im Blick auf Europa illustriert.

Mit diesen vielfältigen Beiträgen will der Band eine erste Einführung in die Theologie der Diakonie ermöglichen. Er richtet sich sowohl an die Studierenden der Diakoniewissenschaft und evangelischen Theologie sowie Caritaswissenschaft und katholischen Theologie als auch an Pfarrer/innen,

Diakone/innen und theologisch Interessierte in Kirchen, Diakonie und Caritas, ja in sozialen Berufen und Studiengängen überhaupt. Er wird keine lebendige Lehre an den genannten Orten der Diakonietheologie ersetzen, sie aber – und hier liegt sein eigentliches Ziel – ergänzen können.

#### Anmerkungen:

1. Michael Schibilsky, Vorwort, in: Ders. (Hg.), Kursbuch Diakonie, Neukirchen-Vluyn 1991, VII. Bereits 1989 war der Band erschienen: Paul Philippi/Theodor Strohm (Hg.), Theologie der Diakonie. Ein europäischer Forschungsaustausch (VDWI 1), Heidelberg 1989.
2. Die Aufsatzsammlung zum Thema einer biblischen Theologie der Diakonie: Gerhard K. Schäfer/Theodor Strohm (Hg.), Diakonie – biblische Grundlagen und Orientierungen. Ein Arbeitsbuch (VDWI 2), Heidelberg 1990, beispielsweise ist im Jahre 1998 bereits in dritter Auflage erschienen.
3. Vgl. Theodor Strohm, Ist Diakonie lehrbar? Plädoyer für ein neues Verständnis der theologischen Ausbildung, in: ders., Diakonie und Sozialethik, hg.v. Gerhard K. Schäfer und Klaus Müller (VDWI 6), Heidelberg 1993, 138-154: 148.
4. Rainer Krockauer, Soziale Arbeit als theologiegenerativer Ort, in: Pastoraltheologische Informationen 18 (1998), 69-80.
5. Ernst Engelke, Soziale Arbeit als Wissenschaft, Freiburg/Br. 1993, 8, zit. n. Rainer Krockauer, a.a.O., 70f.
6. Rainer Krockauer, a.a.O., 71.
7. Diese Diagnose wird auf katholischer Seite geteilt: Vgl. Rolf Zerfaß, Lebensnerv Caritas, Freiburg/Br. et al. 1992, 29.

### Anzeigen der diakoniewissenschaftlichen Diplomarbeiten am Diakoniewissenschaftlichen Institut (1997-1999)

Harald Beutel

#### **The Elevation of the Poor. Der sozialreformerische Ansatz Thomas Chalmers (1780-1847)**

SoSe 1998, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 84, 76 Seiten

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden wesentliche Weichen für das Selbstverständnis und die strukturelle Entwicklung der Diakonie in Deutschland gestellt. Bedeutende Impulse kamen hierbei aus der britischen Erweckungsbewegung. Einer ihrer Hauptvertreter war der Pfarrer und Hochschullehrer Thomas Chalmers. Die vorliegende Arbeit geht seinem sozialreformerischen Ansatz nach und macht in ihrem letzten Teil an dem Beispiel Wicherns und des „Elberfelder Armenpflegesystems“ etwas von seinem Einfluß auf Deutschland deutlich.

Angeregt zu dieser Arbeit wurde ich durch die u.a. von Jürgen Moltmann aufgestellte Forderung nach der Diakonischen Gemeinde. Sie ließ mich nach ihrer Konkretion fragen. Bei Thomas Chalmers fand ich ein Konzept, das in besonderer Weise die Gemeinden zum Angelpunkt eines diakonischen Ansatzes macht, der in seiner Vieldimensionalität auch

der gegenwärtigen Diakonie Impulse zu geben vermag. So werden im Hauptteil der Arbeit zwei gemeindediakonische Modellprojekte des britischen Theologen beleuchtet, mit denen Chalmers sein Konzept der Öffentlichkeit vorstellte. Die Arbeit macht deutlich, daß Chalmers sich gegen eine schlichte Versorgung der Armen wandte. Er ging vielmehr davon aus, daß die soziale Arbeit immer eine emanzipatorische Perspektive haben sollte. Den Betroffenen sollten ihre Würde und ihre Möglichkeiten vermittelt werden. Selbsthilfepotentiale sollten bewußt gemacht, Selbsthilfeinitiativen gefördert und begleitet werden. Diese Ziele verfolgte Chalmers insbesondere durch kirchliche Schulen sowie durch eine aufsuchende Sozialarbeit. Die Gemeinden sollten auf diese Weise auf eine Neugestaltung des sozialen Lebens der sie umgebenden Gemeinwesen hinwirken.

Die Arbeit zeigt, daß Chalmers in seinem letzten Lebensabschnitt von einem ökumenischen Netzwerk solchermaßen engagierter Gemeinden die soziale Reform der gesamten Gesellschaft erwartete. Darüber hinaus macht sie deutlich, daß Chalmers trotz des gemeindediakonischen Schwerpunktes auch den Staat in die Pflicht nahm. Ihm maß er die Verantwortung für die größten sozialen Risiken zu.

Lutz Drescher

### **Ökumenisches und diakonisches Lernen – eine Skizze**

WS 1998/99, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 93, 143 Seiten

Die Überlebensfragen der Menschheit und der ganzen Schöpfung, vor denen wir heute stehen, und das neu erwachte Bewußtsein über globale Zusammenhänge verleihen der seit Jahrzehnten geführten Diskussion über ökumenisches Lernen ein neues Gewicht. Es geht darum, daß wir zusammen Leben lernen im Horizont der einen Welt.

Eng verknüpft mit globalen Entwicklungen finden dramatische Veränderungen in unserer Gesellschaft statt. Prognosen über das Ende der Arbeitsgesellschaft und die Krise von Sozialstaat und Kirche haben eine intensive Diskussion über Ehrenamt und bürgerschaftliches Engagement ausgelöst. Auch in diesem Bereich finden Lernprozesse statt und werden verstärkt stattfinden. Es geht darum, immer wieder neu das Zusammenleben zu lernen. Insofern solche Lernprozesse im Kontext der Diakonie der Kirche stattfinden, lassen sie sich, obwohl dieser Begriff bisher kaum benutzt wird, als Prozesse „diakonischen Lernens“ beschreiben.

Es geht in dieser Arbeit überwiegend um das Lernen von Erwachsenen. Im ersten Teil (Kapitel 1) wird das Selbstverständnis der kirchlichen Bildungsarbeit mit Erwachsenen kurz vorgestellt und Lernen im Erwachsenenalter als kommunikativer Prozeß beschrieben. Darauf folgen zwei Hauptteile (Kapitel 2+3/4+5) zur Theorie und mit Praxisbeispielen ökumenischen bzw. diakonischen Lernens.

Kapitel 2 beginnt mit einem Einblick in die Globalisierungsdiskussion. In einem weiteren Schritt wird geklärt, was gemeint ist, wenn wir von Ökumene sprechen. Vertreten wird ein weiter Ökumenebegriff, d.h. es geht weniger um das Verhältnis der Konfessionen zueinander, sondern eher um die Frage, was es bedeutet, als Christ oder Christin in der Einen Welt zu leben. Da die Frage ökumenischen Lernens seit langem diskutiert wird, folgt eine Darstellung der Entwicklung der Theorien seit E. Lange bis hin zu einer breit gefächerten Diskussion heute. Schließlich wird versucht, die unterschiedlichen und sich teilweise überschneidenden Aspekte ökumenischen Lernens den Dimensionen des konziliaren Prozesses, der ja in sich ein Lernprozeß ist, zuzuordnen. Um die Dimension der Gerechtigkeit geht es beim Ökonomie-Lernen, in der entwicklungsbezogene Bildungsarbeit und beim globalen Lernen. Die Frage des Friedens ist ein wichtiger Aspekt interreligiösen und interkulturellen Lernens und das Ziel der Bewahrung der Schöpfung kann nur durch Prozesse ökologischen Lernens erreicht werden.

In Kapitel 3 werden einige Praxisbeispiele ökumenischen Lernens beschrieben. Dabei werden überwiegend eigenen Erfahrungen beschreibend reflektiert. Analog dazu geht es in Kapitel 4 und 5 um das diakonische Lernen. Die Überschrift von Kapitel 4 ist mit einem Fragezeichen versehen, denn es gibt bislang keine Theorie diakonischen Lernens. Nachdem auch hier in ökumenischer Weite versucht wird zu klären, was gemeint ist, wenn wir von Diakonie sprechen, werden einige Hinweise gegeben, wo und wie über Diakonie und Lernen bereits nachgedacht wurde. Einer kurzen Darstellung der Diskussionen über bürgerschaftliches Engagement und soziales Lernen folgen einige kritische Anmerkungen zu den Ausführungen in der Diakonie Denkschrift zu diesem Thema.

Ausgangspunkt von Kapitel 5 ist, daß die Diakonie ein vorzüglicher Lernort nicht nur des Sozialen, sondern auch des Glaubens ist. Es wird beschrieben, wie bei sozialpolitischen Frühschoppen, bei einem Seminar zum Thema „diakonische Gemeinde“ und in einem innovativen Projekt, der Mannheimer Vesperkirche, bereits so etwas wie diakonisches Lernen stattfindet und zugleich darüber nachgedacht, wie solche Lernprozesse intensiviert werden können. Auch dabei stehen eigene Erfahrungen im Mittelpunkt.

Die dieser Arbeit zugrundeliegende These ist, daß es Ähnlichkeiten zwischen den Prozessen ökumenischen und diakonischen Lernens gibt. Einige dieser Ähnlichkeiten festzustellen, dient Kapitel 6. Es beginnt mit biographischen Notizen, die transparent machen, daß diese Arbeit aus Erfahrungen des Lernens im Kontext von Diakonie und Ökumene heraus entstanden ist. Über einige Stationen dieses Lernweges wird Auskunft gegeben.

Abschließend werden einige Berührungspunkte genannt und in 9 Thesen nochmals zusammenfassend dargestellt, wo es Ähnlichkeiten zwischen den Prozessen ökumenischen und diakonischen Lernens gibt:

- Prozesse ökumenischen und diakonischen Lernens werden häufig ausgelöst durch eine Begegnung mit fremder Lebenswelt.
- Der Prozeß ökumenischen und diakonischen Lernens ist ein gemeinsamer Lernprozeß, d.h. alle Beteiligten sind sowohl Lernende, wie Lehrende.
- Im Prozeß ökumenischen und diakonischen Lernens findet ein Wechsel der Perspektive statt.
- Im Prozeß ökumenischen und diakonischen Lernens wird der Horizont erweitert.
- Im Prozeß ökumenischen und diakonischen Lernens werden Bilder, Vorstellungen und Maßstäbe einer Überprüfung unterzogen.
- Im Prozeß ökumenischen und diakonischen Lernens entstehen Widerstände und Konflikte und Identität wird in Frage gestellt.

- Im Prozeß ökumenischen und diakonischen Lernens werden Grenzen geöffnet bzw. überschritten und Gemeinschaft wird ausgeweitet.
- Im Prozeß ökumenisch/diakonischen Lernens wird erfahrbar, daß es auch „anders geht“.
- Im Prozeß ökumenischen und diakonischen Lernens findet „Öffnung“ statt, die zu einer neuen Offenheit für Gott werden kann.

Die Arbeit wurde bewußt als eine Skizze bezeichnet, denn es geht in ihr in einem tieferen Sinn des Wortes um „Gott und die Welt“. Es geht in ihr um die Welt und die Menschen in all ihrer Widersprüchlichkeit und zugleich um die Frage nach der „Wirklichkeit Gottes in der Welt. Gedanken darüber sind „fragmentarisch“. Dargestellt werden können nur Zwischenergebnisse eines lebenslangen Lernprozesses. Vieles ist nur „an-gedacht“ und will „weitergedacht“ werden. Zu solchem Weiterdenken lädt diese Arbeit ein.

Karl-Heinz Frommann

### **Älter werdende und alte Menschen mit geistiger Behinderung. Annäherung an ein diakonisches Aufgabenfeld aus der Sicht der Seelsorge**

SoSe 1998, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 85, 213 Seiten

Es wird in der vorliegenden Arbeit die Ansicht vertreten, daß von einer Ähnlichkeit des Alterns geistigbehinderter und nichtbehinderter Menschen auszugehen ist, auch wenn es eine nicht zu leugnende Verschiedenheit der Lebenslagen und Prägung der Biographien gibt. Der allgemeinen demographischen Entwicklung entspricht eine ähnliche Veränderung der Altersstruktur bei Menschen mit geistiger Behinderung, so daß es gilt, für die betreffenden Menschen ein Maß an Lebensqualität zu sichern, das ihren Bedürfnissen gerecht wird und ihrer Menschenwürde entspricht.

Der Verfasser bearbeitet das Thema aus der Sicht der Seelsorge. Vor allem im Sinne einer „Problemanzeige“ soll ein Beitrag zu einem bewußt diakonisch verstandenen Aufgabenfeld geleistet werden, an dessen Komplexität es sich anzunähern gilt, da es in Zukunft an Brisanz gewinnen wird. Nachdem grundlegend über „das Altern“ als mehrdimensionaler und multifaktorieller Prozeß nachgedacht und die Personengruppe entsprechend näher betrachtet wurde, werden Rahmenbedingungen bzw. Aspekte von Lebensbedingungen und Leitideen bedacht (z.B. Normalisierungsprinzip; Entwicklung der Behindertenhilfe, Regionalisierung usw.). Danach werden theologische Überlegungen zur diakonisch-seelsorgerlichen Orientierung dargelegt. Da bei diesem Thema der partnerschaftliche partizipatorische Aspekt besonders beachtet wer-

den muß, ist es ein wesentliches Anliegen des Verfassers, die betreffenden Menschen schließlich selbst in den Mittelpunkt zu stellen und möglichst auch zu Worte kommen zu lassen. Für die Anfertigung der Arbeit wurden dementsprechend gezielt älter werdende und alte Menschen mit geistiger Behinderung in einer Vollzeiteinrichtung aufgesucht. Auch wenn Wohnheime, im Zusammenhang mit entsprechenden Plätzen in einer WfB, zur Zeit besonders von diesen Fragen betroffen sind und sich entsprechend darauf einstellen müssen, leben alte Menschen mit geistiger Behinderung momentan vor allem in Komplexeinrichtungen. Neben problemorientierten und narrativen Interviews mit den MitarbeiterInnen der Einrichtung, sollen daher einige Einzelfallstudien und entsprechende Auszüge aus Gesprächen mit den betroffenen Menschen selbst deren Lebenssituation erhellen. Zusätzlich wurden einige SeelsorgerInnen befragt, die in den Gemeinden vor Ort, bzw. als Dekanatsbeauftragte für (geistig) behinderte Menschen, tätig sind, so daß sich das Bild von dem Aufgabenfeld hinsichtlich der Seelsorge abrundet. Nach der Auswertung der Gespräche werden die Ergebnisse aus der Theorie und der Praxis nochmals gebündelt und ausgeweitet, wobei sich die Rolle der SeelsorgerIn nicht zuletzt als die einer VermittlerIn darstellt. Desweiteren wird dabei auf die Verantwortung und die Chancen der Gemeinden vor Ort hingewiesen. Zum Schluß werden einige Bausteine einer Begleitung älter werdender und alter Menschen mit geistiger Behinderung benannt, wobei besonders das Selbstbestimmungsrecht und das Normalisierungsprinzip mitschwingen.

Silke Funk

### **Die Ambulante Hospizhilfe als ein neues Aufgabenfeld von Diakonie und Kirche. Erläutert an Ausbildung, Intention und Struktur im ehrenamtlichen Kontext**

SoSe 1998, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 86, 128 Seiten + 3 Seiten Anhang

Ereignisse wie das Zugangsglück in Eschede, das Grubendrama in Lassing, aber auch Natur- und Kriegskatastrophen beweisen immer wieder: die Konfrontation des Menschen mit dem Tod – sei es der eigene oder der des anderen – ist nicht einplanbar, geschieht außerhalb der menschlichen Souveränität und greift doch mitten in unser Leben hinein. „Plötzlich und unerwartet“, „Für uns alle unfaßbar“... und andere Formulierungen versuchen, die eigene Hilf- und Machtlosigkeit in einer solchen Verlustsituation in Worte zu fassen. –

In den vergangenen zehn bis fünfzehn Jahren etablierte sich auch in Deutschland die von England

ausgehende Hospizbewegung, die sich in ihrer Arbeit diesem Tabu um Sterben und Tod angenommen hat. In meiner o.g. Diplomarbeit habe ich es mir zum Ziel gesetzt, eine Zwischenbilanz zu ziehen, die vor allem die strukturellen und inhaltlichen Aspekte in den Vordergrund stellt. Unverkennbar ist die „Betroffenenperspektive“, war es mir doch möglich, in Heidelberg die Ausbildung zur Ambulanten Hospizhelferin wahrnehmen zu können. Aus dieser Innenperspektive habe ich mich mit folgenden Problemkreisen befaßt:

- Der Hospizgedanke als Alternative für den Umgang mit Sterben und Tod heute
- Sterben und Tod im Kontext von Medizin, Ethik und Theologie
- Grundlagen und Handlungsfelder der Hospizarbeit
- Die Ambulante Hospizhilfe in Struktur, Aufbau und ihren Ausbildungsinhalten
- Stiftung, Förderverein, Ehrenamt – Von den Finanzierungsmöglichkeiten ambulanter Hospizarbeit
- Hospizarbeit aus der Sicht der kirchlichen Wohlfahrtsverbände.

Während für die Hospizarbeit selbst immer mehr Finanzierungs- und Organisationsfragen im Vordergrund stehen, fehlt es im Gespräch mit der Öffentlichkeit oft an grundlegenden Informationen. Trotz einer Flut an Hospiz- und Sterbeliteratur sind es doch nur einzelne, die sich mit der Thematik persönlich auseinandersetzen. Diese Unsicherheit bekommen Hospizhelfer/innen immer wieder zu spüren, und werden so zu einem wichtigen Potential umfassender Öffentlichkeits- bzw. Aufklärungsarbeit. Insofern habe ich in meiner Arbeit inhaltliche Aspekte wie Ausbildungsinhalte, Richtlinien ... besonders betont.

Wie in anderen diakonischen Arbeitsfeldern gewinnt auch für die Hospizarbeit das Ehrenamt an immenser Bedeutung. Ähnlich wie im Bereich der Telefonseelsorge wird eine sog. „Ausbildung“ an den Beginn der Tätigkeit gestellt; Supervision gewährt eine dauerhafte Begleitung der Mitarbeiter/innen. Die immer enger werdende finanzielle Situation im Gesundheitsbereich läßt die Notwendigkeit neuer Organisationsformen deutlich werden. Dabei sollte das Ehrenamt nicht als Kostenbremse mißbraucht, sondern vielmehr als individuelles Potential ambulanter, bzw. stationärer Dienste genutzt werden. Insbesondere geht es um die Entdeckung neuer Organisations- und Integrationsformen haupt- und ehrenamtlicher Mitarbeiter/innen, wobei innerhalb dieser Fragestellung das Profil speziell der kirchlichen Träger auf dem Prüfstand steht. Diakonie und Caritas stehen heute vor der Aufgabe, das uralte christliche Erbe des Sterbebeistands und der Sterbeseelsorge in der heutigen Zeit neu begreifbar zu machen, eine Tabugrenze zu überschreiten, um eine Gesellschaft, die nichts so sehr fürchtet wie den Tod, vor die Verantwortung aber auch die Gabe des Lebens zu stellen.

Heike Goebel

### **Bewältigung von Leiden durch seelsorgerliche und therapeutische Begleitung bei Sterbenden und deren Angehörigen im Rahmen der Hospizarbeit**

WS 1998/99, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 95, 103 Seiten

Die Wesensmerkmale der Gesellschaft heute werden gekennzeichnet durch Begriffe wie „Leistungsgesellschaft, Erlebnisgesellschaft, Wissensgesellschaft“ und in überspitzender Weise sogar als „Kühlschrank-Gesellschaft“. Jeder möchte sich in egozentrischer Art eigene Vorteile verschaffen und kann durch „ausströmende Kälte andere Beteiligte lähmen“. Daneben vollzieht sich jedoch der Bewußtseinswandel zu einer „Bürgergesellschaft“, in der eine neue, einander zugewandte Solidarität zu wachsen beginnt. Das Antlitz dieser Gesellschaft wird geprägt durch Menschen, die sich immer weniger vor Leid, Krankheit und Tod verschließen. Ausgrenzung und Abschiebung gerade von Sterbenden in Krankenstationen wird ersetzt durch ambulante oder stationäre Hospizeinrichtungen, in denen professionelle und ehrenamtliche Mitarbeiter sich bemühen, „Leben bis zuletzt – und Sterben als Teil des Lebens“ zu ermöglichen. Eine Kultur des sozialen Engagements kann nicht nur Tabus wie Sterben und Tod auflösen, sie vermag auch ein liebevolles menschliches Klima zu schaffen, in dem Leiden durch Zuwendung verändert wird.

Diese Arbeit hat es sich zum Ziel gesetzt, in einer interdisziplinären Betrachtung die These zu belegen, daß durch nicht-medizinische Behandlungswege psychische und physische Veränderungen im Befinden schwerkranker Menschen erreicht werden können. Im besonderen soll die Hospizarbeit betrachtet werden, der ein wichtiger Stellenwert in der Bewältigung von Leiden in der Finalphase ihres Lebens zugeschrieben werden kann. Vielfältige Zugänge aus dem Bereich der christlichen Seelsorge und therapeutischer Heilungsmethoden werden als Möglichkeiten der Entlastung und Befriedung vorgestellt.

Die Arbeit beginnt mit der Vorstellung von Erkenntnissen aus Physiologie und Psychosomatik. Die Ergebnisse neuerer Forschung erklären, *warum* und *wie* nicht-wissenschaftliche Therapiemethoden wirken. Diese Zusammenhänge bilden die Begründung und Verstehensbasis für die nachfolgenden Wege, auf denen gezeigt wird, wie Menschen in ihrem Leiden Unterstützung erfahren.

Nach Inhalten und Ausbildungsbeispielen der Hospizarbeit nennt die Arbeit Charakteristika von seelsorgerlicher und therapeutischer Begleitung und ihrer Verbindung.

Theologische und sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Krankheiten, Leiden und Tod, die

Sinnsuche und Krisenbewältigungsmodelle werden als Wege der Entlastung im Leid vorgestellt. Gestalttherapeutische Ansätze und Kommunikationstechniken verbaler und nonverbaler Art zeigen, wie Hospizbegleiter durch methodische Schulung Möglichkeiten der Wahrnehmung entwickeln können.

Künstlerische Therapien setzen da ein, wo Sprachlosigkeit Blockaden des inneren Ausdrucks geschaffen hat. Methoden der Musik- und bildenden Kunsttherapie zeigen zum einen auf, wie Selbstfindungsprozesse initiiert werden können und wie zum anderen durch behutsame Anregungen Entspannung und Entlastung ausgelöst werden. Gerade als alternative Behandlungswege und zur Unterstützung der medikamentösen Schmerztherapie eignet sich künstlerisches Tun oder Erleben nachweislich mit gutem Erfolg.

Auch das spezielle Phänomen der Trauer, das bereits im Stadium der Diagnose und Frühbehandlung schwerer Krankheiten auftreten kann, sich aber überwiegend in der Finalphase angesichts des nahenden Todes und bei Angehörigen nach dem Begräbnis einstellt, erfordert Begleitung, Unterstützung und Linderung durch Menschen, die den Prozeß des Trauerns bejahen und durchleben helfen. Wir alle haben die Möglichkeit, zu wählen, ob wir Leid unterdrücken und ausgrenzen oder ob wir ihm standhalten. Wenn wir Menschen helfen, die Ganzheit des Lebens zu erfahren, kann Leid verwandeln – und zwar den Betroffenen *und* den Begleiter.

Martin Heß

### **Der Evangelische Jugend- und Wohlfahrtsdienst in Heidelberg von 1927 bis 1933. Eine diakonisch-geschichtliche Untersuchung zu den Anfängen des Diakonischen Werkes Heidelberg**

Ws 1998/99, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 96, 93 Seiten + 5 Seiten Anhang

Im Jubiläumsjahr der Diakonie 1998 konnte das Diakonische Werk der Evangelischen Kirchengemeinde Heidelberg auf eine Geschichte von 71 Jahren zurückblicken. Seine Anfänge lagen im Evangelischen Jugend- und Wohlfahrtsdienst, der im Jahr 1927 gegründet wurde, 1945 umbenannt wurde in den Evangelischen Gemeindedienst und seit 1986 als Diakonisches Werk Heidelberg für die christliche Liebestätigkeit der Evangelischen Kirchengemeinde Heidelberg zuständig ist.

Die Diplomarbeit soll die Entwicklung und Arbeit des Evangelischen Jugend- und Wohlfahrtsdienstes in Heidelberg zwischen 1927 und 1933 darstellen. Dazu wird auch ein Einblick in die damalige Zeit und in die evangelische Jugendfürsorge in Heidelberg zwischen 1924 und 1926 geliefert.

Im Zusammenhang mit der evangelisch-kirchlichen Wohlfahrtspflege in Heidelberg werden die Rahmenbedingungen (gesetzliche Grundlagen für die Wohlfahrtspflege), die äußeren Umstände (politische und kirchliche Umbrüche sowie die Neuorganisation der Inneren Mission in Baden) und die Situation in Heidelberg nach dem Ersten Weltkrieg geschildert.

Nachdem in der Weimarer Republik die Arbeit der freien Wohlfahrtspflege auf neue rechtliche Grundlagen gestellt wurde, kam es neben der Neuorganisation der Landeskirche auch zu einer Erneuerung der evangelischen Wohlfahrtspflege in Baden. Dies wirkte sich auch auf Heidelberg aus, das sehr unter den Folgen des Krieges zu leiden hatte. Arbeitslosigkeit, Wohnungsmangel und Inflation bedrückten die Menschen. Von dieser Not waren besonders Kinder und Jugendliche betroffen. Für sie setzte sich der im Dezember 1919 gegründete Evangelische Jugendfürsorgeausschuß der evangelischen Kirchengemeinde Heidelberg ein. Dessen Arbeit übernahm 1927 der neu entstandene Evangelische Jugend- und Wohlfahrtsdienst, der zuständig war für die Kirchengemeinden Heidelberg, Neuenheim, Handschuhsheim, Rohrbach, Wieblingen und Kirchheim.

Zwischen 1927 und 1933 war der Evangelische Jugend- und Wohlfahrtsdienst auf vielen Arbeitsgebieten aktiv. Er kümmerte sich um die gefährdete Jugend, erfüllte Schutzaufsicht, vertrat die Jugendlichen vor öffentlichen Ämtern, vermittelte Pflege- und Dienststellen, sorgte sich um Hausgehilfinnen, verschickte Kinder und Mütter zur Erholung, betreute Mädchen und Frauen in Kliniken, versah Gefährdeten- und Wandererfürsorge, beteiligte sich an der Winterhilfe und betrieb ein Kinderheim.

Durch sein diakonisches Handeln entlastete er die evangelischen Pfarrämter und konnte vielen Menschen helfen. Die beiden Personen, die seine Arbeit geprägt haben, waren Frau Dr. Annemarie Fraenkel als Geschäftsführerin des Evangelischen Jugend- und Wohlfahrtsdienstes und Stadtpfarrer Hermann Maas als dessen Vorsitzender. Beide arbeiteten nicht nur bei der Jugendfürsorge zusammen, sondern auch bei der Unterstützung jüdischer Mitbürger zur Zeit des Nationalsozialismus, dessen Repressalien sie selber verspüren mußten.

Zum Schluß wird in der Diplomarbeit die weitere Entwicklung der institutionalisierten diakonischen Arbeit der Evangelischen Kirchengemeinde Heidelberg bis heute beschrieben und mit den Ursprüngen verglichen.

Gabriele Heusel

### **Grundlagen und Gestaltung lebensweltorientierter Beratungsarbeit am Beispiel einer Dienststelle des DWHN, eine Fallstudie**

SoSe 1998, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 88, 109 Seiten/Anhang

Das Diakonische Werk Hessen und Nassau (DWHN) als Wohlfahrtsverband ist ein Unternehmen im Bereich der sozialen Dienstleistungen mit vielen verschiedenen Aufgabenbereichen und vielfältigen Verpflichtungen unterschiedlichen Adressaten gegenüber. Es ist gleichermaßen Träger sozialer Arbeit und Dachverband gemeinnütziger Mitgliedseinrichtungen und eingebunden in eine Vielzahl gesetzlicher Vorgaben, durch welche die Übernahme und Ausführung von Aufgaben im sozialen Bereich ermöglicht wird. Daß das DWHN auf soziale Notlagen reagieren kann, leitet sich aus theologischen Begründungen ebenso her wie aus kirchengesetzlichen Vorgaben. Es wird deshalb zunächst beschrieben, aus welcher historischen Situation heraus das DWHN entstanden ist, welche Vorläufer es gab und wie es zu seiner heutigen Organisationsform gefunden hat.

Die Bedeutung der Sozialstaatlichkeit mit Blick auf die Wohlfahrtsverbände wird in dem entsprechenden Abschnitt aufgezeigt, wobei nicht nur die Vorteile, sondern auch einige der Gefahren benannt werden, denen „die Unabhängigkeit“ der freien Verbände ausgesetzt ist. Der Sozialstaat hat seine Wurzeln bekanntlich in der von christlicher Tradition geprägten deutschen Geschichte, seine Ursprünge in der Kaiserzeit werden ebenso skizziert wie die Ausgestaltung unter Bismarck und die weitere Entwicklung bis zur Weimarer Reichsfürsorgepflichtverordnung im Jahre 1923, die grundlegend für eine selbständige Arbeit der Wohlfahrtsverbände war und den Gedanken des Vorranges freier vor staatlichen Trägern festschrieb. In diesem Kapitel finden sich einige der interessanten Gedanken von Oswald von Nell-Breuning und es wird auf das Bundessozialhilfegesetz (BSHG) Bezug genommen, dessen gesetzlicher Rahmen eine der Grundlage für die Übernahme und Ausgestaltung der sozialen Arbeit der freien Wohlfahrtsverbände bildet. Mit § 1 BSHG erlangt dieses Gesetz in sozialem Hinsicht besonderes Gewicht, denn hier ist festgeschrieben, daß die Sozialhilfe dem Hilfesuchenden ein Leben ermöglichen soll, welches „der Würde des Menschen entspricht“.

Neben der Struktur des DWHN und seiner Finanzierungsgrundlagen wird im zweiten Kapitel auch eine der theologischen Begründungen für diakonisches Handeln vorgestellt und es werden auch die Verdienste Wicherns um die Diakonie benannt, denn seine Gedanken haben Eingang gefunden in die Rahmenkonzeption des Diakonischen Werkes.

Die finanzielle Abhängigkeit der Finanzierung verbandlicher Arbeit durch Dritte, auch von der Evangelischen Kirche Hessen und Nassau (EKHN), macht sich gegenwärtig besonders nachhaltig bemerkbar. Damit wird umgekehrt aber auch das Spannungsfeld sichtbar, in welchem verbandliche Diakonie sich mit ihren verschiedenen Aufgabenstellungen bewegt. Es wird gezeigt, wie sich die Situation des DWHN vor dem Hintergrund schwieriger wirtschaftlicher Verhältnisse gegenwärtig abbildet, und welche Zusammenhänge der Krise des Sozialstaates mit seinen Auswirkungen für Kirche und Diakonie momentan festzustellen sind.

Im dritten Kapitel geht es vornehmlich um die praktische soziale Arbeit mit ihren vielen Verästelungen, wie sie vor dem Hintergrund der Rahmenkonzeption in einer Dienststelle des DWHN angeboten und durchgeführt wird. Zur Verdeutlichung des theoretischen Konzeptes werden verschiedene Aufgabenbereiche und praktische Beispiele skizziert.

In ihrer täglichen Beratungsarbeit sehen sich die Mitarbeiterinnen immer wieder mit den bedrückenden Auswirkungen von Armut auf das persönliche Leben der Menschen konfrontiert, deshalb werden die wichtigsten Gründe für die Verursachung von Armut und die am häufigsten betroffenen Personengruppen benannt. Armut und Arbeitslosigkeit stellen nach wie vor eine zentrale Herausforderung an diakonische Arbeit dar. Exemplarisch wird hier ein Beispiel von Öffentlichkeitsarbeit zu dieser Thematik mit dem Titel „Armut gibt es auch am Sonntag“ bei einem Dekanatskirchentag vorgestellt.

Das vierte Kapitel ist eine Fallstudie zur Beratungsstelle für arbeitslose Jugendliche und junge Erwachsene. Da diese existentiell in ihrem Bestand bedroht ist, soll ihre Bedeutung für diakonische Arbeit anhand einer ausführlichen Beschreibung der praktischen Sozialarbeit, auch der präventiven Arbeit in den Schulen, dargestellt werden. Es werden unterschiedliche gesellschaftliche Aspekte der Jugendarbeitslosigkeit, der fehlenden Möglichkeit zur beruflichen Integration der benachteiligten Klientel, auch im Blick der gegenwärtigen Realität und ihrer Bedeutung für die Zukunft, aufgezeigt. Die gesamt-kirchliche Verantwortung wird anhand der Literatur aufgearbeitet und eine Verbindung zur praktischen Umsetzung des Konzeptes der Allgemeinen Lebensberatung hergestellt. Armut ist nicht nur materielle Armut, sie drückt sich auch in seelischer Not aus und die Beratung auch in diesem Arbeitsgebiet der Dienststelle umfaßt deshalb weit mehr als nur ein Gespräch.

In der Zusammenfassung werden die sozialen Überlegungen, wie sie sich auch in den Überlegungen einer „Diakonie der Versöhnung“ abbilden, in Beziehung zu den vorherigen Darlegungen gesetzt und auf die Praxis bezogen. Die Arbeit mit den um Rat und Hilfe nachsuchenden Menschen und das Eintreten für ihre Belange ist der

Hintergrund, auf dem diese Diplomarbeit aufbaut. Bei der Bearbeitung der Thematik wurde das Augenmerk vornehmlich darauf gerichtet, den diakonischen Auftrag mit den jeweiligen praktischen Gegebenheiten der Sozialarbeit, den theoretischen Forderungen und Folgerungen sowie den theologischen und den sozialetischen Begründungen miteinander in Beziehung zu setzen und soweit als möglich ihre Verbindung und/ oder ihre Problematik aufzuzeigen. Die gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse führen zunehmend mehr um Rat und Hilfe nachsuchende Menschen in die Beratungsstellen des Diakonischen Werkes und lassen den steigenden Bedarf an kirchlicher Sozialarbeit sichtbar werden. Mit dieser sozialpraktischen Arbeit wird der Versuch unternommen aufzuzeigen, warum Kirche und Diakonie sich nicht aus der praktischen diakonischen Arbeit zurückziehen können, ohne nachhaltig an Glaubwürdigkeit zu verlieren.

Katja Kersting

### **Beratung von Flüchtlingen und Asylsuchenden als Herausforderung für Diakonie und Kirche**

SoSe 1998, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 89, 122 Seiten + 157 Seiten Anhang

Die Arbeit ist um einen Gesamteindruck der rechtlichen, politischen und psychosozialen Lebenssituation von Flüchtlingen und Asylbewerbern in der Bundesrepublik Deutschland bemüht. Sie will dem Leser eine Orientierung bieten und die Möglichkeit, anhand des im Anhang beigefügten Materials zu einer persönlichen Einschätzung der Lage zu kommen. Sie selbst kommt zu dem Ergebnis, daß die Flüchtlingsarbeit der Kirchen aufgrund mangelnder finanzieller Mittel und Mitarbeiter, vor allem aber aufgrund der rechtlichen und politischer Rahmenbedingungen, die diese praktisch zerstören, in einer ernsthaften Krise steckt.

Deswegen liegt ihr zweiter Schwerpunkt darin, die Flüchtlingsarbeit der Diakonischen Werke und freiwilligen Arbeitskreise zu den Stellungnahmen der Kirchen, besonders aber jenen der Evangelischen Kirche in Deutschland, zu Flucht und Wanderungsbewegungen in Beziehung zu setzen. Konflikte zwischen Christen als Einzelnen und ihren Gemeinden, Gemeinden und Kirchenleitungen, Gliedkirchen und der EKD, Beratungsstellen der Diakonie und ihren zentralen Vertretungen werden an Beispielen aufgezeigt. Spannungen zwischen verbalen Stellungnahmen und tatsächlichem gesellschaftspolitischem Handeln der Kirchen werden angesprochen. Die Schlußfolgerung beinhaltet, daß die Kirchen nur dann eine glaubwürdige und effiziente Gestalt ihrer diakonischen Hinwendung zu Asylsuchenden aufrechterhalten können, wenn sie auch

als Institutionen und Organisationen verwirklichen, was sie in ernsthaftem Rückbezug auf ihre jüdisch-christlichen Wurzeln einfordern. Dies kommt heute einem entschiedenen gesellschaftspolitischen Engagement zugunsten der entwurzelten Menschen gleich. Dabei ist es Christen als einzelnen wie den christlichen Institutionen als ganzen angemessen, sich immer wieder an dem Mut und der Freiheit des Handelns Jesu zu orientieren.

Kim Han-Ho

### **Die Frühförderung behinderter Menschen in Süd-Korea. Vergleich zur Frühförderung in Deutschland**

WS 1998/99, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 97, 80 Seiten

Die schlimmen, unwürdigen Verhältnisse, unter denen Behinderte in Korea leben müssen, gaben die Veranlassung zu dieser Studie über Früherkennungsmöglichkeiten, Therapien und Betreuung verschiedener Behinderungsformen in Deutschland. In Korea hatte ich als freiwilliger Helfer in Einrichtungen für Blinde und als Seelsorger in einem staatlichen psychiatrischen Krankenhaus gearbeitet und dabei erlebt, wie schwer das Leben für Behinderte dort ist. Als ich dann 1991 nach Deutschland kam, berührte mich vor allem die Fürsorge und soziale Absicherung für Behinderte, die ich in dieser Form aus Korea nicht kannte und welche mich zur Weiterbildung und Studien diesbezüglich antrieben. In dieser Diplomarbeit soll der Vergleich von Deutschland zu Korea deutlich machen, welche Punkte in Korea verbessert werden müssen, um den Behinderten dort ein leichteres und menschenwürdiges Leben zu ermöglichen. Dabei möchte ich mich als Pastor vor allem für ihre Rechte und Interessen in Korea stark machen.

Schwerpunkt dieser Arbeit ist dabei der „Frühbereich“, denn durch verschiedene Studien und Erfahrungen habe ich gesehen, daß sich behinderte Kinder, gerade durch Frühförderung und Früherziehung besser entwickeln und somit auch besser ins gesellschaftliche Leben integriert werden können.

Hierzu gliedert sich meine Diplomarbeit in 7 Kapitel, wobei versucht wird einen Vergleich zwischen beiden Ländern bezüglich der Behindertenpolitik und -pädagogik zu ziehen. Dazu werden in 3 Kapiteln (Kapitel 2 / 4 / 5) die Geschichte und der Aufbau der Behindertenpädagogik und Behindertenpolitik von Korea und Deutschland aufgeführt, um einen Eindruck zu bekommen, wie weit der Weg für Korea noch ist, um dort anzugelangen, wo Deutschland bereits schon seit vielen Jahren ist.

Die Situation behinderter Menschen in Korea, die Reaktion, Wahrnehmung von Pflichten gegenüber Behinderten seitens der Familie, der Gesellschaft,

der Kirche und des Staates werden dann in Kapitel 3 ausführlich dargestellt. Dieses Kapitel ist auch sehr wichtig, um die Lebenssituation behinderter Menschen in Korea verstehen zu können, denn sie führen in Korea meist ein zurückgezogenes, menschenunwürdiges und oftmals isoliertes Leben. Sie werden von der Gesellschaft verachtet, von den Eltern versteckt und haben so meist keinerlei Möglichkeiten einer sinnvollen, pädagogischen Erziehung und somit auch nicht einer Integration in die Gesellschaft.

In Kapitel 6 folgen dann einige Erfahrungsberichte sowohl aus Deutschland, als auch aus Korea. In Deutschland besuchte ich einige Einrichtungen für Behinderte, um Eindrücke zu sammeln und meine Erfahrungen mit nach Korea nehmen zu können. Darunter waren z.B. Wohngemeinschaften und Kindertagesstätten, aber auch Erfahrungen mit behinderten Kindern in meiner Gemeinde kommen zur Sprache.

Ein Vergleich und eine Schlußbeurteilung bilden den abschließenden Teil dieser Studie. Hier werden in kurzen und knappen Gegenüberstellungen die wesentlichen Unterschiede beider Länder bezüglich der Behindertenpolitik und -pädagogik herausgearbeitet und Lösungsvorschläge für Korea gesucht. Vor allem kommen aber Überlegungen in Betracht, wie diese Veränderungen durch christliche Arbeit umsetzbar wären. Hierbei wird klar, daß es in Korea sehr viel zu tun gibt. Das soziale Bewußtsein, Lehrermangel, Einrichtung von Frühförderungsmaßnahmen u.v.m. sind große Probleme, die sich nicht von heute auf morgen lösen und bewältigen lassen. In Deutschland wurde viel Zeit und Mühe investiert, um so weit zu kommen, und auch in Korea wird dies notwendig sein.

Da rund ein Viertel der Bevölkerung Koreas Christen sind, möchte ich zumindest einen kleinen Anfang machen und in verschiedenen Gemeinden als Pastor die Arbeit der Missionare aus dem 19. Jahrhundert fortführen. Ich möchte den Menschen das soziale Bewußtsein näher bringen und ihnen aufzeigen, daß ihr altmodisches Denken falsch ist. Hierzu möchte ich auch an der Arbeit der Kirchengemeinde in Korea anknüpfen, die – als einzige in ganz Korea – Behinderte und Nichtbehinderte zusammenführt, und versuchen zumindest in kirchlichen Kindergärten das Integrationssystem einzuführen, um gerade Kindern eine Chance auf eine frühe, sinnvolle pädagogische Erziehung geben zu können.

Annette Leis

**Diakonie auf lokaler und weltweiter Ebene. Das Samariterhem in Uppsala/Schweden und sein internationales Engagement unter besonderer Berücksichtigung des ersten schwedischen DIAKONIA-Präsidenten Pehr Edwall (1915-1996)**

WS 1997/98, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 78, 93 Seiten

Diakonische Arbeit findet meist auf lokaler Ebene statt: in Gemeinden und diakonischen Einrichtungen. Gleichzeitig wächst die Zahl der internationalen Zusammenschlüsse und Konferenzen im Bereich der Diakonie. Über das Verhältnis dieser beiden Ebenen, der lokalen und der internationalen, gibt es erstaunlich wenig Literatur. Dies wird schon deutlich, wenn man versucht, einen geeigneten Begriff für die internationale Zusammenarbeit der Diakonie zu finden. Die beiden Bezeichnungen „Ökumenische Diakonie“ und „Internationale Diakonie“ werden häufig als Synonyme für die kirchlichen Aktivitäten im Bereich der Entwicklungshilfe verwendet.

Um den Zusammenhang zwischen der diakonischen Arbeit vor Ort einerseits und der Tätigkeit der internationalen Diakonieverbände andererseits exemplarisch zu untersuchen, habe ich das Samariterhem und sein internationales Engagement als Beispiel gewählt. Nicht zuletzt aufgrund der Tatsache, daß drei der Direktoren bzw. Direktorinnen des Samariterhems die Funktion des Präsidenten bzw. der Präsidentin des „Weltbundes DIAKONIA“ einnahmen, eignet die Einrichtung sich für eine solche Forschungsarbeit. Im Rahmen der internationalen Tradition des Samariterhems bildet wiederum der erste schwedische DIAKONIA-Präsidenten, Pehr Edwall, und die Zeit seiner Direktorenschaft den Schwerpunkt der Studie.

Interessant für die Untersuchung erwiesen sich jedoch nicht nur die Dokumente, die das internationale Engagement direkt betrafen. Zum Verständnis der Positionen im internationalen Kontext war es vielmehr nötig, sich einen Überblick über den Gesamtzusammenhang zu verschaffen. Die diakonische Theologie Pehr Edwalls war beispielsweise fast ausschließlich von der gesellschaftlichen und kirchlichen Situation auf der lokalen Ebene, also im Samariterhem, geprägt. Der im Wachstum begriffene schwedische Wohlfahrtsstaat war nicht mehr auf diakonische Einrichtungen angewiesen und drängte diese an den Rand. In der Folge orientierte sich die Diakonie strukturell und theologisch stärker an der Kirche. Pehr Edwall war ein Vertreter dieser Umorientierung. Er definierte diakonia ebenso wie martyria und liturgia als zum Wesen der Kirche gehörig. Entsprechend betonte er die Verwurzelung der Diakonie in Liturgie und Gottesdienst, insbesondere im Abendmahl. Gerade diese lokal geprägte

Theologie – und nicht eine internationale Vision – machte ihn zu einem wertvollen Mittler im „Weltbund DIAKONIA“. Er konnte das kontinentaleuropäische, vor allem deutsche Diakonieverständnis, das auch die schwedische Diakonie stark geprägt hatte, gut ins Gespräch bringen mit der an der Liturgie orientierten Diakonie im anglikanischen Raum.

Damit zeigt die Untersuchung exemplarisch, daß der lokale Kontext die internationale Arbeit wesentlich prägt. Für die internationalen Zusammenschlüsse, Organisationen und Konferenzen der Diakonie bedeutet dies, daß der lokale Kontext auf keinen Fall ausgeklammert werden darf. Vielmehr sind die Bemühungen, diese Ebene zur Sprache zu bringen, noch zu intensivieren. Dabei darf es auf keinen Fall nur um einen Austausch von Positionen gehen, sondern es sollte versucht werden, ein wirkliches gegenseitiges Verständnis zu erreichen.

Charlotte Kurtz-Höfle

### **Schwangerschaft und Geburt zwischen Eigenverantwortlichkeit und medizinischer Einbindung**

WS 1998/99, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 98, 93 Seiten + 10 Seiten Anhang

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit dem Themenkreis Schwangerschaft und Geburt im Hinblick auf die Eigenverantwortlichkeit der schwangeren Frau auf der einen und der medizinischen Einbindung dieser Lebensprozesse auf der anderen Seite. Der Begriff der Eigenverantwortlichkeit meint in diesem Zusammenhang eine Mitgestaltung und Mitbestimmung dieser Ereignisse von seiten der werdenden Mutter und ihres Partners in Abgrenzung zum medizinisch Machbaren unter der Voraussetzung, daß ein komplikationsloser Schwangerschaftsverlauf und eine ebensolche Geburt zu erwarten sind.

Aus der Einschätzung dieser natürlichen Prozesse als medizinischer Risikozustand innerhalb der letzten Jahrzehnte resultiert die Frage, inwieweit elterliche Einflußnahme auf den Verlauf gewährleistet ist. Immer mehr pränatale Diagnostikverfahren können durchgeführt werden und prägen somit den Schwangerschaftsverlauf auf einer medizinisch-technischen Ebene. Dadurch wird den werdenden Eltern suggeriert, durch die Nutzung aller medizinischen Möglichkeiten verantwortungsbewußt und zum Wohle ihres ungeborenen Kindes zu handeln. Durch die Besetzung des immer umfangreicher werdenden Netzes der Vorsorgepraxis mit dem Begriff der Sicherheit fällt es den Eltern schwer, sich der Pränataldiagnostik zu entziehen. Somit wird sowohl die Schwangerschaft als auch die Geburt zu einem Ereignis, das durch medizinische

Hand geleitet wird. Dies ist gleichbedeutend mit einem Kompetenzverlust der Frau, denn nicht sie selbst sondern der Arzt erkennt ihren Zustand und den des Kindes. Objektive, technisch meßbare Daten ersetzen das subjektive Körpergefühl der schwangeren Frau, die dann ihren eigenen Kräften und Fähigkeiten nicht mehr vertraut.

Zu diesem Verlust an Sicherheit in bezug auf das eigene Selbst sieht sich die Schwangere mit Veränderungen konfrontiert, die ihre eigene Person, ihre Partnerschaft und ihre sozioökonomische Lebenssituation umfassen. Parallel vollzieht sich die psychische Auseinandersetzung mit der Schwangerschaft in vier qualitativ unterschiedlichen, zeitlich aufeinanderfolgenden Phasen: der Verunsicherungsphase, der Anpassungsphase, der Konkretisierungsphase und der Phase der Antizipation und Vorbereitung. Die Verunsicherungsphase, die geprägt ist von ambivalenten Gefühlen der Frau bezüglich ihrer Schwangerschaft, wird von medizinischen, partnerschaftlichen und sozialen Faktoren beeinflußt. Die Anpassungsphase ist durch die Akzeptanz der Schwangerschaft und der Ausbildung der Identität als werdende Mutter charakterisiert. Die zweite Hälfte der Schwangerschaft geht mit dem Eintritt in die Konkretisierungsphase einher, in der die Eltern die Befunde der pränatalen Untersuchungen mitgeteilt bekommen und sich ganz auf die Schwangerschaft einlassen können. In den letzten beiden Monaten der Schwangerschaft wird die Phase der Antizipation und Vorbereitung durchlaufen. Wachsende Ängste und Unsicherheiten im Hinblick auf die Geburt und die Zeit danach werden durch die Kontrolle der Schwangerenvorsorge gedämpft, die den werdenden Eltern Sicherheit gibt.

Im Laufe der Schwangerschaft und Geburt spielt die Frage einer eventuellen Behinderung des Föten eine besonders wichtige Rolle. Alle Diagnoseverfahren dienen dazu, eine mögliche Abweichung von der normgerechten Entwicklung des Föten anzuzeigen. Daraus entsteht eine überaus große Belastung für die Eltern, denn das Motto „Hauptsache gesund“, das aus aller Munde zu hören ist, zeigt, was die Eltern selbst und ihr soziales Umfeld als Resultat der Schwangerschaft erwarten. Daß nach Ausschöpfen der diagnostischen Möglichkeiten schlimmstenfalls nur der Schwangerschaftsabbruch in Frage kommt, da die wenigsten der diagnostizierbaren Krankheitsbilder auch heilbar sind, wird meist verdrängt.

Ein weiterer Abschnitt der Arbeit befaßt sich mit den geschichtlichen Hintergründen, die vom Hebammengeburtsystem zum Klinikgeburtsystem geführt haben. Diese Entwicklung brachte eine Technisierung des Geburtsvorganges mit sich, bei der das Wissen von der Geburt als biographischem Ereignis im Leben der Frau und ihres Partners und die Integration des Erlebnisses in die sozialen Lebenszusammenhänge verloren ging.

Die Beschreibung einer Klinikgeburt verdeutlicht, daß der von Krankenhausroutine geprägte Ablauf der Gebärenden und ihrem Partner wenig Spielraum läßt, auf den Prozeß gestaltend einzuwirken. Die Geburt wird als potentiell pathologischer Vorgang gewertet und erfährt eine Ausrichtung auf die medizinischen Aspekte. Im Gegensatz dazu wird die Vorbereitung und der Ablauf einer Hausgeburt erläutert, die sich vor allem durch das ganzheitliche Verständnis unterscheidet und von den werdenden Eltern ein größeres Maß an Eigenverantwortlichkeit verlangt.

Der theoretischen Bearbeitung des Themas folgt eine empirische Untersuchung. Diese wurde mit Hilfe eines Fragebogens durchgeführt. Es sollte geprüft werden, ob sich die in der Literatur genannten Daten und Argumentationen auch in einer Befragung verifizieren lassen. Die erzielten Ergebnisse bestätigen die Aussagen des Theorieteiles weitgehend.

Karl-Ludwig Meijer

### **Management-Controlling in sozial-wirtschaftlichen Unternehmen**

WS 1998/99, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 100, 116 Seiten

Zunehmende Wettbewerbszwänge, hervorgerufen durch das PflegeVG und neue Budgetierungsformen, erzwingen im sozial-wirtschaftlichen (gemeinwirtschaftlichen) System zunehmend Effizienz- und Ökonomisierungszwänge und erfordern mithin den Übergang vom althergebrachten Management zu modernen Managementmethoden.

Die Komplexität der zu bewältigenden Effizienz- und Effektivitätsanforderungen an das soziale und das wirtschaftliche System „Unternehmung“ (vgl. Luhmann, Zweckbegriff und Systemrationalität) erfordert leistungsfähige Reduktionsmechanismen, um den Umgang mit zunehmender Komplexität effizient zu ermöglichen (vgl. Beck, Das System der Entscheidungen). Ein ausgeklügeltes Berichtswesen und die Informationstechnologie erlauben ein Controllinginstrument, das als konstituierendes Moment moderner Unternehmensführung weitreichende Wirkung erzielt.

Diese Arbeit entsteht vor dem Hintergrund einer nahezu flächendeckenden Implementierung von Controllingsystemen in sozial-wirtschaftlichen Unternehmen sowie in kirchlichen Einrichtungen. Die Unternehmensführung durch Daten aus dem Controlling – also das Steuern nach Kennzahlen – stellt eine neue Qualität für sozial-wirtschaftliche Unternehmungen dar. Gleichzeitig impliziert diese Art und Weise des Management eine effizienz- und ergebnisorientierte Art und Weise zu denken.

1. Die entwicklungsgeschichtliche Dimension (klassisch, neoklassisch und visionär) der Unternehmensführung, der Rahmen also, innerhalb dessen Management- und Controllingsysteme interagieren, sowie die resultierenden Anforderungen an ein Management-Controlling werden anhand einer imaginären Unternehmenssituation dargestellt.

Das Wirken und Handeln der Unternehmung wird dabei vereinfachend als der andauernde Versuch angenommen, nach objektiv-rationalen (mechanistischen, im Sinne der konstruktivistisch-technomorphen Unternehmenssystemkonzeptionen) Systemkonzeptionen zu handeln. Demgegenüber wird von einer Unternehmensumwelt ausgegangen, die subjektiv-irrational (im Sinne der systemisch-evolutionär ökologisch-organismischen Unternehmenssystemkonzeption) auf das soziale System Unternehmung einwirkt. Dieser Gegensatz von objektiv-antizipatorischen (ökonomischen) und subjektiv-individuellen (soziokulturellen) Verhaltensweisen muß im besonderen im sozial-wirtschaftlichen Unternehmen aufgenommen werden.

2. Für die Erhaltung der Überlebensfähigkeit der Unternehmung erscheint die Vereinigung des sozialen (Qualität, Profil) und des wirtschaftlichen (Effizienz, Konkurrenzfähigkeit) Aspektes notwendige und hinreichende Bedingung. Wie das unter den Bedingungen kirchlich gemeinnütziger Unternehmen geschehen kann, wird in dieser Arbeit aus einer systemtheoretischen Perspektive, anhand der sozialen und wirtschaftlichen Anforderungen und Implikationen eines solchen Instrumentes, problematisiert.

3. Hinsichtlich der spezifischen Belange divergierender Zielorientierungen sozial-wirtschaftlicher Unternehmen wird auf die reduktionistisch quantifizierende Sichtweise der Daten eines Controlling besonders eingegangen.

Von diesen Prämissen ausgehend soll gezeigt werden wie ein Managementsystem und ein notwendig dazugehöriges Controllingsystem konturiert sein sollte um den Anforderungen eines zunehmenden Kosten-wettbewerbs gewachsen zu sein.

Sabine Regele

### **Gewalt an Frauen und Kindern als Aufgabenfeld in der evangelischen Landeskirche in Baden**

WS 1997/98, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 79, 105 Seiten

Die Verfasserin bezieht sich in ihrer Arbeit, wenn sie von Gewalt redet hauptsächlich auf „häusliche“ Gewalt wie körperliche und seelische Mißhandlung, sexuellen Mißbrauch und Vergewaltigung. Die strukturelle Gewalt und das Reagieren bzw. Nicht-Reagieren der Gesellschaft zu der auch die Kirche

zählt, spielen dabei eine große Rolle, weil sie mit dazu beitragen kann, Gewalt zu fördern oder einzudämmen. Dabei ist geduldete oder bagatellierte Gewalt Ausdruck für ein bestimmtes Gesellschaftssystem.

Die Verfasserin möchte mit ihrer Arbeit dazu beitragen, die Seite des Opfers besser zu beleuchten, damit sie mit den körperlichen und psychischen Langzeitfolgen, verursacht durch die Täter und die gesellschaftliche Ignoranz, besser zu Recht kommen und diese nicht alleine ertragen müssen. Denn die Opfer werden meistens alleine gelassen. Sie müssen sogar laut Opferentschädigungsgesetz nachweisen, daß sie nicht selbst dazu beigetragen haben, Opfer geworden zu sein.

Aufgeteilt ist die Arbeit in vier Bereiche. Im ersten Bereich geht es um die Gewalt an sich und ihre Auswirkungen. Im zweiten Bereich wird die Gewalt aus kirchlicher Sicht beleuchtet. Fördert die Kirche durch aufgestellte Thesen die Gewalt, oder sieht sie es als Diakonisches Aufgabenfeld, ihr entgegenzusteuern?

Der dritte Bereich widmet sich der empirischen Erhebung zum Thema. Durch festgehaltene Äußerungen von Personen in verantwortlichen Bereichen wird deutlich, daß auch kirchliche Mitarbeiter in Baden den Mut haben, sich öffentlich zu diesem Thema zu äußern. Dies ist eine Signalwirkung und bietet auch für Außenstehende die Möglichkeit zur Solidarität und Entschlußkraft sich zu diesem Thema zu äußern und Gewalt sichtbar zu machen um dann dagegen vorgehen zu können.

Der vierte Bereich dient zum Ausblick. Es ist der Verfasserin wichtig, die Öffentlichkeit für das Leiden der Opfer zu sensibilisieren. Deswegen bringt sie das Vater-Unser und die Gedanken von Eva (Ein Zwiegespräch von Eva mit Gott) sowie die Äußerungen einer anonymen Person an. Die Verfasserin kommt zu dem Fazit, daß in der Kirche und somit auch in der badischen Landeskirche das Thema Gewalt überall angesprochen werden sollte, was jedoch bis jetzt noch nicht der Fall ist. Es wird sogar befürchtet, daß Institutionen wie z.B. Beratungsstellen dem Rotstift unterliegen. Bedenklich ist, wie bei der Umfrage festgestellt wurde, daß sich die Kirche nur wenig öffentlich für die Opfer und gegen die Gewalt äußert. Und obwohl Bedarf da ist, gibt es nur sehr wenige Aktionen bzw. Einrichtungen, die sich mit diesem Thema befassen. Eine neue Stelle zum Thema Gewalt müsste unbedingt eingerichtet werden, um die engagierten kirchlichen Mitarbeiter, die es bis jetzt gibt, zu unterstützen, um einen Fachaustausch zu gewährleisten und um das Thema Gewalt an Frauen und Kindern öffentlich darzustellen, um dann Möglichkeiten der Abhilfe zu schaffen, sowohl auf Landesebene als auch in der Gemeinde. Die Kirche könnte dann ihrem Ruf „Auf der Seite der Schwachen zu stehen“ gerechter werden.

Hillard Smid

### **Heil und Heilung im Markusevangelium. Ein Gespräch mit Ulrich Bach**

WS 1998/99, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 102, 90 Seiten/Anhang

In dieser Arbeit geht es um die Auseinandersetzung mit Thesen des Pfarrers und Dozenten Ulrich Bach bezüglich eines sachgemäßen Verständnisses von Gottes Heil und menschlicher Heilung. Mit seismographischer Sensibilität spürt Bach offene und verborgene behindertenfeindliche Einstellungen in Theologie und Kirche auf und legt den Widerspruch zwischen dem vom Evangelium her Gebotenen und den in Theologie und Kirche transportierten "Sozialrassismen" offen. Unter "Sozialrassismus" versteht Bach Aussagen, die so beschaffen sind, daß sie Unterschiede zwischen Menschen bezüglich ihrer Stellung vor Gott treffen bzw. voraussetzen. Zugleich sucht er nach den Grundeinstellungen, die sich hinter solchen Äußerungen verbergen. Er findet sie in einer Gesundheitsvergottung, einer "Hauptsache gesund!"-Ideologie und in einer damit verbundenen subtilen Angst der Menschen, beispielsweise selbst krank zu werden oder irgendwann an den Rollstuhl gefesselt zu sein. Bach hat nun gefragt, wie, von der Bibel herkommend, solche Sozialrassismen überwunden werden können. Insbesondere hat er immer wieder das übliche Heilungsverständnis in Theologie und Kirche aufs äußerste in Frage gestellt. In meiner Arbeit habe ich versucht, die von Bach vertretenen Thesen einmal von exegetischer Seite her überprüfen. Dabei habe ich mich an den biblischen Texten orientiert, die Bach selbst zur Erhärtung seiner Thesen anführt, v.a. Mk 1 f. und 9. Bach fordert eine neue Bestimmung des Verhältnisses von Heil und Heilung, das seiner Meinung nach bereits in den markinischen Texten selbst erkennbar wird. Er selbst hält Markus 1 und 2 für eine "magna charta" bezüglich des diakonischen Handelns der Kirche. Mk 1 und 2 haben also in Bachs Sicht für eine von ihm geforderte "Theologie nach Hadamar" dieselbe Funktion, wie sie Röm 9-11 für die Entwicklung einer "Theologie nach Auschwitz" bildete.

Wichtig schien mir das Bemühen zu sein, Bachs positive Intentionen und ihre exegetische Grundlegung auseinanderzuhalten, um zu einer möglichst vorurteilsfreien Überprüfung zu gelangen. Methodisch habe ich bei meiner Exegese literarkritische oder auch historische Probleme zurückgestellt, also etwa die - in diesem Zusammenhang auch von Bach übergangene - Frage nach dem "historischen" Jesus. Die biblischen Texte werden vielmehr in der heute vorliegenden Form untersucht auf die Frage hin, was der Autor/letzte Redaktor möglicherweise mit dem von ihm verfaßten/redigierten Text beabsichtigt hat.

Entfaltet wird das Thema in vier Schritten. Im 1. Kapitel versuche ich eine möglichst genaue Wiedergabe der Grundthesen Bachs zum Thema Sozialrassismus und seiner Exegese von Mk 1,19 – 2,17; 9,17-29. Die zentralen Anliegen Bachs scheinen mir folgende zu sein: Diakonie als Nachfolge Jesu hat nichts mit den Wunderheilungen Jesu zu tun. Die Wunderheilungen sind nicht essentieller Teil der Sendung und des Heilswerks Jesu. Jesus hat zwar auch nach Bachs Überzeugung geheilt, aber eben nur deshalb, weil er das Charisma dazu hatte. Heil und Heilung haben aber nichts miteinander zu tun. Gottes Heil kommt auch *ohne* (medizinische) Heilung. Da die Heilungen nicht Teil der Sendung Jesu sind, hatte Jesus auch *keinen Heilungsauftrag*; also hat auch *die Kirche keinen Heilungsauftrag*.

In seiner Exegese bemüht sich Bach v.a., zu zeigen, daß Exorzismen und Heilungen zwei völlig unterschiedliche Dinge sind. Er führt dies an der Gegenüberstellung von Mk 1,23 ff., 29 ff. exemplarisch vor. Die Unterscheidung ist für Bach deshalb so wichtig, weil er davon ausgeht, daß Besessene als von Dämonen beherrscht zum Reich des Bösen gehören und von Christus erst befreit werden müssen. Exorzismen sind deshalb für diese Betroffenen heilsnotwendig; überdies kämpfte Jesus gegen die Dämonen als Feinde seines Auftrags.

Die Sendung Jesu sieht Bach in 1,38 definiert als Verkündigungsauftrag, der seiner Meinung nach in 1,39 als Predigen und Dämonen-Austreiben ausgelegt wird, nicht jedoch als Heilen. Heilen ist deshalb nicht Teil der Sendung Jesu und kann deshalb nicht heilsnotwendig sein.

In 2,1 ff. zeigt er, daß die Heilung des Gelähmten und die Sündenvergebung nicht zwingend zusammengehören, so daß das eine ohne das andere unvollständig wäre, sondern die eigentliche Heilung nur des Unglaubens der Schriftgelehrten wegen geschieht.

Im 2. Kapitel meiner Arbeit versuche ich die m.E. grundlegende These Bachs von der strikten Unterscheidung von Exorzismen und Heilungen zu überprüfen. Klar ist, daß man schon rein phänomenologisch beides unterscheiden kann. Das jedoch, was für Bach die Unterscheidung erst virulent macht, nämlich die Behauptung, die Besessenen befänden sich in einem unerlösten Herrschaftsbereich des Bösen, läßt sich m.E. nicht verifizieren. Andererseits ist das auch gar nicht nötig, da der Grund für Bachs Anliegen, die Meinung, Besessene stünden unter dem Herrschaftsbereich des Bösen, sachlich wahrscheinlich nicht zutrifft. Eine kurze religions- und traditionsgeschichtliche Untersuchung des Phänomens der Geister zeigt, daß diese in der Antike immer ambivalent gezeichnet wurden und sich nicht völlig eindeutig dem "Bösen" zuordnen lassen. Dieser Eindruck wird durch die Betrachtung der Geisteraussagen des Mk bestätigt; hier ergibt sich nämlich eine eigentümliche Ambivalenz dieser Aussagen. Einerseits werden die Dämonen in ihrer

ganzen Grausamkeit dargestellt; andererseits aber stammen von ihnen von Anfang an klare christologische Bekenntnisse, die nirgendwo im Mk kritisiert werden. Im Gegenteil: als Pneumawissen sind ihre Zeugnisse von allerhöchster Bedeutung. Zudem wird nirgends im Mk deutlich, inwiefern Geister und Dämonen einen eigenen, *Gott entzogenen* Herrschaftsbereich bilden sollen. Eine dualistische Interpretation des Mk ist m.E. trotz Mk 3,22 ff. nicht möglich. Das von Bach v.a. ins Feld geführte Element des Kampfes ist eher traditioneller Natur und darf in seiner Bedeutung für Mk m.E. nicht überbewertet werden. Überdies bildet die dämonologische Erklärung von Krankheiten einen so selbstverständlichen Bestandteil antiken Denkens, daß Markus, hätte er diesem Main-stream-Denken widersprechen wollen, dies sehr viel massiver hätte tun müssen, um von seinen ZeitgenossInnen in dieser Weise verstanden zu werden. Da andererseits Markus bis auf 5,1 ff. und 9,19 ff. keine genaueren Krankheitsschilderungen wiedergibt, meist sich sogar mit dem lapidaren Hinweis auf den Kranken und seine Krankheit begnügt, kann man davon ausgehen, daß Markus sich auch nicht besonders für ätiologische Fragen interessierte.

Zum andern fiel bereits beim traditionsgeschichtlichen Rückgang insbesondere auf das Alte Testament der enge Zusammenhang zwischen Krankheit und Sünde auf, v.a. dann, wenn von Krankheit bzw. Heilung im metaphorischen Sinne die Rede ist. Bei Markus taucht dieser Zusammenhang eigentlich nur in 2,1 ff. auf, was aber hier - wie Bach m.E. richtig gesehen hat - insbesondere auf den speziellen Aussagezusammenhang der Gegenüberstellung von Glaube (der Helfer des Gelähmten) und Unglaube (der Schriftgelehrten) gewährleistet ist. Ob der Begriff, der im Zusammenhang mit Heilungen des öfteren auftritt (3,4; 5,23.28; 6,56; 10,52), aber auch soteriologisch gebraucht wird (bes. 8,35; 10,26), hier ebenfalls soteriologisch aufzufassen ist, konnte letztlich nicht entschieden werden.

Im 3. Kapitel habe ich die Exegese Bachs von den genannten Texten nochmals im einzelnen Vers für Vers überprüft. Besonders problematisch erschien mir dabei das hermeneutische Vorgehen Bachs. Er macht seine hermeneutischen Voraussetzungen zu Beginn seiner Exegese transparent. Die exegetische Leitfrage lautet: "Wie ist hier [scil. in Mk 1 f.] von Jesu Wunderheilungen die Rede? Zeigen die Heilungen, daß eine Krankheit eine gegengöttliche Macht darstellt, zu deren Überwindung Jesus ‚gekommen‘ ist?" (Die Wunderheilungen nach Markus 1 und 2 und unser theologischer "Sozialrassismus", in: *Getrenntes wird versöhnt*, S. 79) Es geht v.a. darum, ob die Interpretation von Krankheit als gegengöttlicher Macht bedeutet, daß ein Nicht-Geheilter weniger erlöst ist. Gewissermaßen zur Rechtfertigung dieser Leitfrage rekonstruiert Bach für Mk ein implizites Gegenüber, die mk Gemeinde. Diese sieht er v.a. als durch das Mitein-

ander von Geheilten und Nicht-Geheilten, Behinderten und Nicht-Behinderten gekennzeichnet. "Diese Geschichten können gar nicht überliefert und dann aufgeschrieben werden, ohne daß der ‚Kontext‘ der genannten Mitmenschen mitbedacht wird" (a.a.O., S. 78).

Durch das von Bach gewählte Verfahren wird jedoch ganz offensichtlich die Applikation rückprojiziert in die Situation des Textes, von der ausgehend auch die Exegese durchgeführt wird; jedenfalls benennt Bach selbst an mehreren Stellen diesen Ausgangspunkt als exegetisches Argument. So wird etwa Schweizers Behauptung, Krankheit sei ebenfalls dämonengewirkt, unter anderem mit dem Argument zurückgewiesen, daß diese Erzählung schon bei Markus "verantwortet werden" müsse "in einer Gemeinde, zu der Menschen gehören, die zeitlebens krank bleiben" (a.a.O., 99). Dem ist zu entgegenen, daß das zweierlei Dinge sind: eines, zu sagen, was der Hintergrund dieses Textes damals war, und dies mit *exegetischen* und *philologischen* Mitteln intersubjektiv plausibel zu verantworten; ein anderes, diese Erkenntnisse für die Gegenwart so auszusagen, daß sie *heute* verantwortet werden können - auch in der Gegenwart von unheilbar kranken oder behinderten Menschen. Das kann dann auch heißen, sich u.U. *gegen* die exegetisch als richtig erkannten Ergebnisse zu stellen. Doch gilt sorgfältige Prüfung auch gegenüber Bachs exegetischen Streitpartnern. Auch hier gehen oft exegetische Urteile und systematisch-theologische Schlußfolgerungen nahtlos ineinander über, wie an einigen Beispielen der von Bach kritisierten Literatur gezeigt wird.

Im 4. Kapitel versuche ich nochmals, die Auffassungen des Mk zu Heil und Heilung zu bündeln. Daß das Ergebnis recht knapp ausfällt, liegt m.E. daran, daß diese Fragestellung bei Mk im Grunde kein Thema ist. Auch ein expliziter Heilungsauftrag wird nicht erteilt, wenngleich Rückschlüsse auf Heilungstätigkeiten in der mk Gemeinde möglich sind (v.a. 6,13; 9,29). Dabei ist auffällig, daß offensichtlich ein Unterschied zwischen Jesu Heilungsmethoden und denen seiner NachfolgerInnen gemacht wird: Handauflegung und Kraftübertragung durch Berührung entfällt. Statt dessen wird in Mk 6,13 die Salbung mit Öl eingeführt, außerdem wird die Kraft des Glaubens und des Gebets betont (9,23 f.; 11,22 ff.).

Die Schlußbetrachtungen versuchen, die Ergebnisse dieser Untersuchung nochmals auf das Ausgangsproblem zu applizieren. Dabei bin ich im wesentlichen zu zwei Ergebnissen gelangt:

Erstens fiel mir bei der Durchsicht von Aussagen über Krankheit und Heilung in der Bibel auf, daß man die Verwendung dieser Aussagen in zwei Gruppen aufteilen kann. Es gibt einerseits eigentli-

che Aussagen, in denen es um Krankheit und Heilung im medizinischen Sinne geht, andererseits metaphorische Aussagen, die sich eigentlich auf Sünde und Vergebung beziehen. Während die eigentlichen Aussagen nur coram mundo bedeutsam sind, beziehen sich die uneigentlichen Aussagen auf die Situation coram Deo. Mit der strikten Unterscheidung dieser Verwendungsarten läßt sich eigentlich im Bereich Krankheit und Heilung jeglicher "Sozialrassismus" vermeiden. Mit dieser Unterscheidung ist m.E. zugleich ein Instrument zur präzisen Auslotung von Sozialrassismen gegeben, das darauf verzichten kann, mit methodisch problematischen Mitteln neue Unstimmigkeiten zu erzeugen. Es kann einerseits das eigene Reden von Krankheit und Heilung präzisieren, andererseits genau aufzeigen, an welcher Stelle theologisch problematische Formulierungen gewählt werden. Denn erst bei der Vermischung beider Redeweisen und/oder falschen Bezugnahmen ist die Gefahr impliziter "Sozialrassismen" (im Bach'schen Sinne) eigentlich unvermeidlich. Das geschieht v.a. immer dann, wenn eigentliches Reden von Krankheit und Heilung (im medizinischen Sinne) auf die Ebene coram Deo bezogen wird.

Zweitens glaube ich, daß die Exegese Bachs in wesentlichen Teilen genauer exegetischer Prüfung nicht standhält, da sie von externen Prämissen ausgeht und diese in den Bibeltext einliest. Das gilt aber auch hinsichtlich vieler letztlich systematisch-theologischer Schlußfolgerungen anderer ExegetInnen. Was nun den sog. Heilungsauftrag der Kirche angeht, so muß festgehalten werden, daß sich ein für die Gegenwart verbindlicher Auftrag nicht mit exegetischen Mitteln verifizieren läßt (das gilt im übrigen etwa auch für den Missionsauftrag); nur biblizistischer Umgang mit der Schrift erlaubt das Herauslesen eines solchen Auftrages aus bestimmten Bibelstellen. Die Frage nach dem Heilungsauftrag der Kirche ist demnach eine systematische und kann deshalb auch nur mit systematischen Mitteln beantwortet werden. Ich plädiere hier dafür, den Ausgangspunkt bei der "Mitte der Schrift" zu nehmen, als die ich das in Jesus Christus allen Menschen unterschiedslos zugesagte Heil Gottes bezeichnet habe. Alles, was sich diesem Maßstab bedingungslos aussetzen kann, darf und soll als Auftrag Jesu an die Gemeinde wahrgenommen werden. Bei einem Heilungsauftrag, der Menschen dazu zwingt, andere zu heilen, und der Nicht-Geheilten offen oder latent suggeriert, sie seien weniger von Gott geliebt, ist das ganz sicherlich *nicht* der Fall. Ein so verstandener Heilungsauftrag ist mit der Botschaft von Jesus Christus nicht zu vereinbaren.

Gerhard Sprakties

**Der leidende Mensch vor der Sinnfrage. Überlegungen zum Umgang mit Leid auf dem Hintergrund der Logotherapie und Existenzanalyse Viktor E. Frankls sowie der präferenzutilitaristischen Ethik Peter Singers**

WS 1997/98, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 80, 127 Seiten

Leid hat viele Gesichter. Bei meiner Arbeit in Gemeinde und Diakonie bin ich immer wieder Menschen begegnet, denen sich im Angesicht eines schweren Leidens die Sinnfrage stellte. Sie fragten: Weshalb trifft das entsetzliche Leid gerade mich? Habe ich in meinem Leben vielleicht etwas falsch gemacht, daß ich jetzt büßen muß? Hat mein Leiden vielleicht einen Sinn, den ich jetzt noch nicht verstehen kann? Ist Gott die Ursache meiner Leiden? Die Arbeit reflektiert diese Fragen auf dem Hintergrund der Logotherapie und Existenzanalyse (= der sinn- und wertzentrierten Psychotherapie) Viktor E. Frankls sowie der präferenzutilitaristischen Ethik Peter Singers. Beide Autoren haben sich im Rahmen ihrer jeweiligen Konzeption eingehend mit der Leidenthematik sowie der Sinnfrage beschäftigt und gelangen - von einigen wenigen Punkten einmal abgesehen - zu völlig unterschiedlichen Schlußfolgerungen, was die Beurteilung und den Umgang mit Leid angeht. Die Arbeit prüft, inwiefern ihre Ansätze für unsere theologische sowie diakonische Arbeit von Relevanz sind. Der Exkurs „Leiden und Behinderung aus biblischer Sicht“ sowie das Kapitel „Ulrich Bachs theologisch-diakonische Überlegungen zum Umgang mit Leid“ sollen helfen, zu einer eigenen christlichen Position zu gelangen. Das primäre Anliegen der Arbeit ist es, die seelsorglichen Fragen zu erörtern, die aufbrechen, wenn man mit einem Leiden persönlich oder indirekt, d.h. als Angehöriger oder Betreuer, konfrontiert wird. Es geht dem Verfasser dabei weniger um die Frage, wie ein Leid(en) vermindert oder gar verhindert werden kann, was gewiß auch ein wichtiges Anliegen ist, sondern darum, zu überlegen, wie man es dem Leidenden ermöglicht, sein Leiden innerlich anzunehmen und mit ihm so umzugehen, daß er daran weder zu verzweifeln noch zu scheitern braucht.

Die Einsichten der Logotherapie und Existenzanalyse Viktor E. Frankls können uns bei der Arbeit mit leidenden Menschen, die vor der Sinnfrage stehen, helfen, deren Situation besser zu verstehen und mit ihren spezifischen Fragen und Problemen angemessen umzugehen. Für Frankl behält das Leben seinen Sinn bis „in ultimis“. Auch ein leidender Mensch, der infolge eines unabänderlichen Schicksals, z.B. eine unheilbare Krankheit, nicht mehr dazu in der Lage ist Sinn in produktiver Weise (Schöpferische Werte) sowie in rezeptiver Weise

(Erlebniswerte) zu verwirklichen, kann für sein Leben noch Sinn im Medium der „Einstellungswerte“ finden. Frankl erblickt im aufrechten menschlichen Leiden vier Sinnmöglichkeiten. Er deutet es: als Leistung, als Grund menschlichen Wachstums, als Grund menschlicher Reifung sowie als grundlegende Bereicherung. Für Frankl ist der religiöse Glaube, d.h. der Glaube an einen persönlichen Gott, von eminenter psychotherapeutischer Bedeutung, weil es für ihn letzten Endes nichts Sinnloses gibt. Ganz anders argumentiert Peter Singer. In seiner präferenzutilitaristischen Ethik beurteilt er Leid primär negativ. Er erblickt in ihm ein bedrohliches Übel, welches es mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln zu bekämpfen und auszumerzen gilt. Für Singer ist „aktive Euthanasie ... der einzige humane und moralisch angemessene Weg“, um „sinnlose Leiden zu verhindern“. Die Art und Weise wie man ein Leiden auf sich nimmt, wie man es trägt und sich dazu innerlich einstellt, spielt für ihn keine Rolle. Ihm geht es nicht wie Viktor E. Frankl darum, den Menschen „leidensfähig zu machen“, sondern ihn von seinem Leid zu befreien und sei es, daß mit dem Leiden auch der Leidende selbst beseitigt wird. Er erkennt dabei, daß auch ein leidender Mensch sehr wohl beglückende und erfüllende Erfahrungen machen kann. Der Autor verweist in diesem Zusammenhang wiederholt auf Aussagen Betroffener, die betonen, daß man auch im Angesicht eines schweren Leidens Sinn und Lebensqualität verwirklichen kann.

In einem sich daran anschließenden Kapitel wird sodann das Krisenverarbeitungsmodell von Erika Schuchardt vorgestellt. Die Autorin hat bei der Auswertung von über 1000 Biographien leidender bzw. von einer Krise betroffener Menschen festgestellt, daß es bestimmte Gesetzmäßigkeiten gibt, die für den Verlauf eines schweren Leidens bzw. einer schweren Krise kennzeichnend sind. Sie unterscheidet „acht Spiralphasen“ der Krisenverarbeitung: 1) Ungewißheit, 2) Gewißheit, 3) Aggression, 4) Verhandlung, 5) Depression, 6) Annahme, 7) Aktivität, 8) Solidarität. Das Wissen darum, daß jede Krisenverarbeitung ein überaus komplexer Lernprozeß ist, der sich in verschiedene charakteristische Phasen einteilen läßt, ermöglicht uns ein gezieltes seelsorgliches Vorgehen. Wir werden durch die Kenntnis der einzelnen Phasen in die Lage versetzt, angemessen zu reagieren und sind weniger gefährdet, vorschnelle oder falsche Schlußfolgerungen aus bestimmten Verhaltensmustern zu ziehen. Für Erika Schuchardt kann der christliche Glaube ganz entscheidend zum Gelingen des Krisenverarbeitungsprozesses bzw. zur Bewältigung von Leid beitragen. Er ist für sie eine Kraft, die Aggression als Katharsis ermöglicht und zur Annahme des Leidens/der Krise beiträgt. Die Arbeit schließt mit einem Kapitel, in dem der Autor nochmals auf die Ausgangsfrage, d.h. die Sinnfrage, eingeht. Er macht klar, daß der leidende Mensch vor der Sinn-

frage jemanden braucht, der ihm helfend und tröstend zur Seite steht und der auch bereit ist, ein Stück ihres Leidensweges mitzugehen, und das heißt konkret, auch bereit ist, mit ihm mitzuleiden (vgl. Galater 6,2). Denn ein recht verstandenes Mitleid befreit den Leidenden aus seiner Isolation und ermöglicht ihm vielfach erst die Artikulation der Sinnfrage. Der Verfasser betont am Ende seiner Ausführungen, daß wir uns jedoch davor hüten sollten, auf die bohrende Sinnfrage des leidenden Menschen vorschnell eine Antwort geben zu wollen. Für ihn steht fest: Der leidende Mensch muß auf die Sinnfrage seine eigene Antwort finden. Gleichwohl sollten wir unseren christlichen Glauben in der seelsorglichen Begleitung leidender Menschen, die vor der Sinnfrage stehen, nicht verschweigen, sondern im geeigneten Augenblick zeigen, welche befreiende und frohmachende Botschaft wir durch Jesus haben. Es gilt dem Leidenden deutlich zu machen: Gott will nicht, daß unser Leben primär von Angst und Leid bestimmt wird, sondern er will uns Freude, Hoffnung und Zuversicht schenken.

Wolfgang Stoll

### **„Fundraising als alternatives Finanzierungsmodell im Bereich der Diakonie?“ Eine kritische Analyse**

SoSe 1998, Beiträge zur Diakoniewissenschaft N.F. 100, 142 Seiten + 52 Seiten Anhang

Zur Zeit befindet sich die Diakonie in der Bundesrepublik Deutschland in einer schwierigen Situation. Von verschiedenen Seiten gerät sie unter Druck. Zugleich steigt aber die Zahl der Menschen, die auf ihre Hilfe angewiesen sind. Die Diakonie muß neue Wege beschreiten, damit sie aus der Krise wieder herauskommt und ihren Auftrag erfüllen kann. Zu diesen neuen Wegen gehört auch das Fundraising als alternatives Finanzierungsmodell.

Die vorliegende Arbeit versucht, die Euphorie und die Skepsis, die dem Fundraising von seiten der Verantwortlichen und der Mitarbeiter in der Diakonie, von der Politik und der Öffentlichkeit entgegengebracht wird, kritisch in Augenschein zu nehmen. Dabei geht es nicht nur um die Frage, ob sich Fundraising tatsächlich als ein alternatives Finanzierungsmodell in der Diakonie eignet, sondern auch darum, welche anderen Auswirkungen und Einflüsse Fundraising auf die Diakonie hat oder haben kann.

Wie sich die Zukunft für die Diakonie gestalten wird, hängt in nicht geringem Maße von den äußeren Rahmenbedingungen ab: von der Rolle, die sich der Staat in Sozialpolitik und Sozialgesetzgebung vorbehält; von der Reform des „Sozialstaates“; aber auch von der Entwicklung der deutschen Volkswirt-

schaft, die die materielle Basis für eine wirksame Sozialpolitik bereitstellt.

Ob nun diese Zukunftsperspektiven verheißungsvoll oder bedrohlich anmuten – die Diakonie hat sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Sie muß die Herausforderungen annehmen und produktiv mit ihnen umgehen.

Zu diesen Herausforderungen gehört – neben einer veränderten Wettbewerbssituation auf dem „sozialen Markt“ und einem schwindenden gesamtgesellschaftlichen Konsens über die Notwendigkeit einer gesetzlich privilegierten und finanziell subventionierten Freien Wohlfahrtspflege – auch die drastische Verknappung der finanziellen Ressourcen der Diakonie.

Der derzeitige Prozeß der Konzeption einer „Corporate Identity“ der Diakonie ist ein Indiz für die generelle Bereitschaft weite Kreise in der Diakonie, sich den Herausforderungen zu stellen. Eine ähnliche Bereitschaft besteht in der Diakonie inzwischen auch hinsichtlich der Einführung von Managementelementen aus dem Bereich der Erwerbswirtschaft und der Orientierung der Arbeit am Kriterium der Effizienz.

Daß es im Zuge dieser Veränderungsprozesse Anstrengungen gibt, die weit über das Ziel hinausgehen, spricht nicht gegen diese Bemühungen, sondern für eine kritische Analyse der Axiome, die den zu übernehmenden Denkmustern und Handlungsmaximen zugrunde liegen.

Der Grundsatz einer kritischen Analyse vor einer Übernahme in den Bereich der Diakonie gilt selbstverständlich auch für die in dieser Arbeit thematisierten Fundraising-Modelle. Ihr Erfolg in anderen Ländern (USA, Großbritannien) und in anderen Bereichen (Sport, Kultur) ist noch keine Gewähr für ihre Legitimität und ihren Erfolg in der Diakonie.

Ziel dieser Arbeit ist es deshalb, grundsätzliche Überlegungen zum Fundraising und seinen Möglichkeiten und Grenzen in der Diakonie zu formulieren. Dazu werden Fundraising-Modelle und Fundraising-Methoden exemplarisch dargestellt und auf ihre Einsatzmöglichkeiten in der Diakonie überprüft.

Mancher Verantwortliche in der Diakonie fühlt sich überfordert, wenn er sich immer häufiger damit konfrontiert sieht, für bestimmte Aufgabenbereiche und Projekte die notwendigen Finanzmittel auf dem Fundraising-Markt zu beschaffen.

Blickt man jedoch in der Geschichte der Diakonie zurück, so wird man schnell zu der Erkenntnis gelangen, daß die „Väter“ der Diakonie sich selbstverständlich auch mit der Finanzierung ihrer Arbeit durch private Mittel beschäftigen mußten. Dabei entwickelten sie eine außerordentliche Kreativität und hatten wenig Hemmungen, auch unkonventionelle Wege zu beschreiten.

Manche ihrer Methoden und Modelle begegnen auch heute in Fundraising-Konzepten. Andere hatten noch immer ihrer Wiederentdeckung und Neubelebung.

Gerade die Beispiele aus der Gründungsphase vieler diakonischer Einrichtungen im 19. Jahrhundert können dazu ermutigen, sich nicht in ideologischer Verengung, sondern mit kritischem Interesse den Fundraising-Modellen zuzuwenden und sie auf ihre Tauglichkeit und Praktikabilität für Einrichtungen der Diakonie zu überprüfen.

Sich in unvertrautes Terrain vorzuwagen, erfordert Mut zum Risiko. So will diese Arbeit vor allem Mut machen, sich auf den schwierigen, doch nichts desto trotz notwendigen Weg der Suche nach neuen organisatorischen und finanziellen Strukturen in der Diakonie zu begeben, damit auch weiterhin gelten kann: „Um Gottes willen – Den Menschen zuliebe: Diakonie!“

### **Anzeigen der diakoniewissenschaftlichen Abschlußarbeiten am Diakoniewissenschaftlichen Institut (1997-1999)**

Pamela Barke

#### **Hermanns Steinkamps Entwurf einer „Sozialpastoral“ als Beitrag zur neueren praktisch-theologischen Diskussion um Kirche und Gemeinde**

SoSe 1998, A 22, 67 Seiten + 4 Seiten Anhang

Das in den letzten 12 Jahren in verschiedenen Veröffentlichungen entwickelte Gemeindekonzept einer „Sozialpastoral“ von Hermann Steinkamp ist ein begrifflich ungewohnter, aber in vielen Aspekten erhellender Beitrag aus befreiungstheologischer Sicht zu den Überlegungen zu Kirche und Gemeinde der letzten Jahre. Insbesondere stellt Steinkamp dabei die Formel der „Option für die Armen“ und das Konzept der „Basisgemeinde“ aus der latein-amerikanischen Praxis zur Diskussion.

Vor diesem Hintergrund erscheint die Volkskirche aus Steinkamps Sicht in vielem als Auswuchs des Strebens nach Macht- und Mitgliedersicherung, gerade in ihren sozialen Handlungsvollzügen. Er konstatiert den Verlust wesentlicher Dimensionen: der diakonia, der koinonia und der politischen Dimension kirchlichen Handelns. Der hiesigen Kirche wird in der Orientierung an der basisgemeindlichen Praxis das „Lernziel Solidarität“ gesetzt. Kirche soll mehr und mehr von einer „Kirche für andere“ zu einer „Kirche mit anderen“ werden.

Die vorliegende Arbeit möchte kritisch die Chancen und die Reichweite der von Steinkamp eingebrachten Aspekte einer basisgemeindlich orientierten Kirche untersuchen. Im ersten Hauptteil wird der forschungsgeschichtliche Hintergrund der neueren Diskussion um den Gemeindeaufbau erhellt. Im zweiten Hauptteil werden zwei Entwürfe aus der neueren Diskussion zum Vergleich herangezogen, die dezidiert einen herkömmlichen volkskirchlichen Ansatz verfolgen: die konziliar orientierte EKD-Studie „Christsein gestalten“ und „Lehre vom Gemeindeaufbau“ von Christian Möller, der den Gemeindeaufbau an das Grundgeschehen als Dienst Gottes rückbindet. Sie werden daraufhin befragt, welches Problembewußtsein sich in ihnen in Hinsicht auf die

Pathologien der Kirche bzw. Gemeinde eignet und welche Wege zu einer verantwortbaren Basis und Gestalt von Gemeinde vorgeschlagen werden.

Im dritten Hauptteil wird der Entwurf Steinkamps einer „Sozialpastoral“ in einem ersten Durchgang überblicksweise beschrieben, wie er aus den vorliegenden Veröffentlichungen („Solidarität und Parteilichkeit. Für eine neue Praxis in Kirche und Gemeinde“ [1994], „Alphabetisierung in der Ersten Welt – Gemeindediakonie und Basisinitiativen“ [1992], „Selbst ‚wenn die Betreuten sich ändern‘. Das Parochialprinzip als Hindernis für Gemeindebildung“ [1988] u.a.) ersichtlich ist. In einem zweiten Durchgang erfolgt die diskursive Bearbeitung wesentlicher Aspekte.

Im Schlußteil wird Steinkamps Konzeption vor dem Hintergrund der beiden anderen Entwürfe in kritischer Sicht gewürdigt. Insbesondere erweist sie sich als ein kritischer Spiegel der gegenwärtigen gemeindlichen Praxis, in dem verdeckte und offensichtliche Mängel samt den möglichen kontrafaktischen dahinterliegenden Motiven sichtbar werden. Diese werden in der EKD-Studie völlig ausgeschlagen. Die „Sozialpastoral“ kann zudem mehr als andere gemeindliche Entwürfe der Theologie und der Gemeinde eine praxisnahe Gesamtperspektive geben: die Zeitgenossen können sich in ihren Lebensbezügen, Nöten und Träumen wiederfinden, zugleich als Hoffnungsgemeinschaft auf dem Weg zum Gottesreich. Mit einer so verstandenen politischen *διακονία* und *κοινωνία* erhalten alle Grunddimensionen der Kirche bis hin zur *λειτουργία* und *μαρτυρία* eine Neuakzentuierung und Wiederbelebung. In Aufnahme des Anliegens Möllers müßte dabei aber die Liturgia und mit ihr der Gottesdienst stärker als bei Steinkamp als Grund der Gemeinde hervorgehoben werden. Dort könnte die diakonische und gemeinschaftliche Dimension symbolisch erlebt und eingeübt werden, dort sollte die Stärkung und die – von Steinkamp als notwendig aufgezeigte – Kritik des eigenen Handelns ihren Ursprung haben.

Tilman Just

**Ethische Konflikte in der humanitären Hilfe, dargestellt unter besonderer Berücksichtigung der Situation in Bosnien-Herzegowina 1992-95**

WS 1997/98, BDW.A 18, *erschienen*: mit einem Geleitwort von Hans Koschnick (Diakoniewissenschaftliche Studien 5), Heidelberg 1998, 200 Seiten

Es ist einer breiten Öffentlichkeit bewußt, daß Atomrüstung, Gentechnik, Wehrdienst, Hochtechnologie oder Abtreibung zu ethischen Konflikten herausfordern. Weniger bewußt ist, daß sich auch im karitativen Bereich ernste ethische Fragen stellen. Hilfe zugunsten notleidender Menschen wird grundsätzlich als gut angesehen; warum sollte sie zu ethischen Konflikten führen? Daß es aber gerade im Hilfsmetier in dieser Hinsicht ganz massive Probleme gibt, zeigt der riesige Komplex der medizinethischen Fragen, die in besonders unmittelbarer Weise mit dem Menschen zu tun haben.

Das Thema meiner Arbeit – „Ethische Konflikte in der humanitären Hilfe“ – mag insofern erstaunen, weil die humanitäre Hilfe in der öffentlichen Wahrnehmung stark „glorifiziert“ wird. Die Helfer erhalten aufgrund ihrer Selbstlosigkeit die Unterstützung der Gesellschaft (zumindest moralisch), und ihr Tun wird als etwas fraglos Gutes in einer ungunstigen Welt anerkannt. Kaum jemand weiß aber um die Realität und die – gerade auch ethischen – Schwierigkeiten dieser „Helden“. Auch die humanitären Organisationen selbst unterstützen – gewollt oder ungewollt – dieses Bild und legen nur selten offen dar, welche Probleme, Pannen, Zweifel und Entscheidungsnöte sich in der Arbeit ergeben können. Ratlosigkeit angesichts katastrophaler Zustände paßt nicht in das Bild des kompetenten und einsatzfreudigen Helfers.

Eine Ursache dafür ist, daß humanitäre Hilfe – wie viele andere Formen von Hilfe auch – von der (Dienstleistungs-) Gesellschaft nicht als gemeinsame Aufgabe angesehen, sondern an „Profis“ delegiert wird. Mitgefühl und eigene Verantwortung werden durch die finanzielle Unterstützung der zuständigen Organisationen beglichen. Mit der Auffassung, Hilfe in Katastrophengebieten sei eindeutig Profisache, geht aber die gesellschaftliche Verankerung humanitärer Hilfe völlig verloren, und sie wird zu einem Dienstleistungsprodukt, das dem Gewissen der Masse Beruhigung verspricht.

Auf diesem Hintergrund verwundert es nicht, daß in der Öffentlichkeit ethische Konflikte in der humanitären Hilfe gar nicht erst angesprochen werden. Die thematische Breite jedoch der ethischen Konflikte ist fast unüberschaubar und reicht von medizinethischen Konflikten bis hin zu Fragen der politischen Ethik.

In den letzten Jahren hat man es in der humanitären Hilfe überwiegend mit sogenannten „complex emergencies“ zu tun, in welchen die Problematik

sich „nicht auf die Intensität der Katastrophe an sich, sondern auf die Unfähigkeit, eine in gegenseitiger Übereinstimmung getroffene, einheitliche internationale humanitäre Reaktion hervorzubringen“<sup>1</sup>, bezieht. Immer schwieriger wird die Frage nach dem „richtigen Tun“ für die MitarbeiterInnen in der humanitären Hilfe – nicht nur vor Ort, sondern ebenso in den „Geberländern“. In unterschiedlicher Weise und auf verschiedenen Ebenen tauchen für sie alle Fragen auf, die sie zu Gewissensentscheidungen nötigen.

Die heutige Praxis und die gewandelten Bedingungen humanitärer Hilfe zwingen zu verstärkten gedanklichen Bemühungen darüber, welche Wege in der humanitären Hilfe ethisch vertretbar sind und inwiefern es ethische Grundorientierungen geben kann, die für die humanitäre Hilfe insgesamt verbindlich sein können. Die Situation als Ganze drängt danach, daß das bisher vernachlässigte Gespräch über ethische Konflikte, aber auch um ethische Grundnormen und Werte in der humanitären Hilfe intensiv geführt wird. Es ist das zentrale Anliegen meiner Arbeit, einen Anstoß zu einer Diskussion zu geben, die dringend notwendig ist.

Diese Diskussion hat m.E. drei wichtige Aspekte: Zum einen die Wahrnehmung der Konflikte selber, zum anderen die Frage nach den ethischen Normen und Werten, die das humanitäre Handeln leiten sollen, und zum dritten, inwiefern diese Werte umgesetzt werden können in ein handlungsleitendes Urteil.

Die Konflikte selber sind brisant, vielschichtig und belastend:

– Ärztliche Nothelfer müssen Entscheidungen treffen, die die Rettung einer Mehrheit ermöglichen. Jede Einzelfallhilfe kann andere akut oder potentiell das Leben kosten.

– Humanitäre Organisationen sind nicht selten gebunden an die Bedingungen der Militärs und anderer Machthaber, so daß Vorwürfe wie der der Kriegsverlängerung oder Stützung verbrecherischer Regime schnell aufkommen können und letztlich auch einen gewissen Wahrheitsgehalt bergen.

– Besonders krass war die Situation in Bosnien und Ruanda, als humanitäre Organisationen bewußt für verbrecherische Strategien instrumentalisiert wurden. In Bosnien waren die humanitären Organisationen oft zu Maßnahmen gezwungen, die letztlich ganz im Sinne der Eroberer und ihrer Konzepte lagen. Dies hat ihnen starke Vorwürfe von oberster Stelle eingehandelt. Andere Beispiele zeigen aber, was die Helfenden mit anderen Entscheidungen verursacht hätten.

Diese Aspekte verdeutlichen die immensen Probleme, die sich im Bereich der humanitären Hilfe in ethischer Hinsicht stellen. Die in der Studie angesprochenen Themenkomplexe haben sich in Gesprächen herauskristallisiert, die ich mit verschiedenen Personen geführt habe, welche in unterschiedlicher Weise in der humanitären Hilfe engagiert

sind: Hans Koschnick, früher regierender Bürgermeister von Bremen, 1994-1996 als EU-Administrator engagierter Streiter für Frieden und Versöhnung für die geteilte Stadt Mostar, seit kurzem Bosnienbeauftragter der Bundesregierung; Hannelore Hensle, seit über 15 Jahren Leiterin der Katastrophenhilfe des Diakonischen Werks der EKD mit reichhaltiger Erfahrung u.a. in Somalia und Nordkorea; Gabi Mischkowski, Kirsten Wienberg von medica mondiale e.V. (Köln) sowie Matthias Erl von der Medizinischen Nothilfe Deutschland e.V. (Heidelberg) als Vertreter kleinerer Organisationen, die zudem über Kenntnisse bezüglich spezifischer Schwierigkeiten bestimmter Bevölkerungsgruppen verfügen; ein leitender Diplomat des Arbeitsstabs ‚humanitäre Hilfe‘ im Auswärtigen Amt, der namentlich nicht erwähnt werden möchte.

Von besonderer Bedeutung ist die Frage, ob es für einen verantwortungsvollen Umgang mit den genannten Gewissenskonflikten einen gemeinsamen Wertekanon in der humanitären Hilfe gibt und ob der Rückgriff auf eine solche gemeinsame ethische Grundlage Hilfe für das Handeln der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bieten kann.

Eine gemeinsame ethische Basis wird von verschiedener Seite im „Humanitarismus“, einem nicht einheitlich und eindeutig definierten Konzept, gesehen. Der für die humanitäre Hilfe wichtige Rot-Kreuz-Theoretiker Jean Pictet betrachtet den Humanitarismus als „eine entwickelte, rationalisierte Form der Liebe und der Gerechtigkeit“<sup>2</sup>, die einer universalen Völkerweisheit entspringt, wie sie auch in der Goldenen Regel zum Ausdruck kommt: „Behandelt die Menschen so, wie ihr selbst von ihnen behandelt werden wollt“ (Mt 7:12). In dieser Kurzfassung der „humanitären Ethik“ verbirgt sich, so Pictet, „das Geheimnis des Glücks oder zumindest der besten Sozialordnung“<sup>3</sup>. Das Ziel des Humanitarismus ist nicht nur der Kampf gegen das Leiden, sondern er verfolgt auch die „vollständige Bejahung der Persönlichkeit und Eroberung des Glücks für eine möglichst große Anzahl“<sup>4</sup>. Dieses Konzept wird aufgegriffen und kritisch hinterfragt, da es Gefahren birgt, die gerade in das Gegenteil von Humanität schlagen können. Gerade von einem christlich-diakonischen Hilfsverständnis her ist es notwendig, solche Fehlentwicklungen und Gefahren aufzuzeigen und zu benennen.

Es bleibt die Frage nach einer gemeinsamen ethischen Orientierung der so unterschiedlichen Akteure in der humanitären Hilfe. Vom diakonischen Standpunkt aus wird deutlich gemacht, was im Hinblick auf eine christlich motivierte und orientierte Katastrophenhilfe wichtig und wesentlich ist. Christliche Hilfsethik orientiert sich zentral am Vorbild des dienenden Handelns Jesu, das in umfassender Weise den Menschen befreit. Am Beispiel der Samaritergeschichte (Lk 10) wird auf die Gemeinsamkeiten von christlicher und nichtchristlicher Hilfsethik verwiesen.

Als unhintergehbare gemeinsame Orientierung für alle in der humanitären Hilfe Beteiligten wird die Würde des Menschen hervorgehoben und angedeutet, wie diese ethische Grundnorm das Handeln in der humanitären Hilfe beeinflussen kann. Sie immer neu zu verstehen und umzusetzen muß alles Handeln in der humanitären Hilfe leiten, wenn diese ihrem Namen (und Anspruch) gerecht werden will.

Die humanitären Helfer müssen oft unter hohem Zeitdruck schwerwiegende Entscheidungen treffen, in denen grundlegende ethische Werte und Normen allein ihnen nur bedingt helfen können. Es bedarf vielmehr auch ihrer Transformation in ein, auf die Situation abgestimmtes, handlungssteuerndes Urteil anhand von Kriterien, die es begründen und verantwortbar machen können und dazu eine größere Transparenz der Entscheidungen ermöglichen.

Hierzu wird der „Versuch einer ethischen Theorie sittlicher Urteilsfindung“ von Heinz-Eduard Tödt aufgegriffen und seine Anwendbarkeit auf die humanitäre Hilfe untersucht. Für mich war vor allem der Blick auf den Leidens-Aspekt bei Tödt wichtig: Denn gerade für die humanitäre Hilfe erscheint er mir zentral, da er vor allzu technischen und administrativ-organisatorischen Maßnahmen über die Köpfe der Betroffenen hinweg bewahren kann. Aus christlicher Perspektive wird der Hinweis auf den leidenden Christus zu betonen sein, in dem die Solidarität Gottes mit den Leidenden zum Ausdruck kommt und ihnen in unmenschlichen Situationen ihre Würde bewahrt. Im Zusammenhang mit dem Leiden kann der Mensch allerdings auch seine Würde verfehlen, indem er Leiden zufügt oder Leiden ignoriert: „Wo der Mensch das Leiden anderer nicht mehr als sein eigenes mitzufühlen vermag, da ist seine Humanität zutiefst in Frage gestellt“<sup>5</sup>. Diesen mir besonders wichtigen Aspekt betont auch Hans Koschnick am Ende seines Geleitworts zu meiner Arbeit: „Gebraucht wird daher eine Grundorientierung, die neben allen ethischen wie religiösen Verknüpfungen eines verlangt: eine Verantwortung für den Nächsten aus der Fähigkeit des *Mit-Leidens*“.

#### Anmerkungen:

1. ECHO/NOHA: Europäischer Studiengang Internationale Humanitäre Hilfe, Bände 1-5, Brüssel 1994. Bd. 4: Anthropologie, 42).
2. Jean Pictet: Die Grundsätze des humanitären Völkerrechts, Genf 1967, 16.
3. Ebd.
4. Jean Pictet: Die Grundsätze des Roten Kreuzes, Genf 1956, 17.
5. Heinz-Eduard Tödt: Versuch einer ethischen Theorie sittlicher Urteilsfindung, in: Ders.: Perspektiven theologischer Ethik, München 1988, 35.

Thomas Löffler

### **Zu Nutzen und Gebrauch der Armen. Die Geschichte der Astor-Stiftung in Walldorf**

WS 1997/98, A 19, überarbeitet und ergänzt als Buch erschienen: hg. von der Astor-Stiftung (Stadt Walldorf), Walldorf/Bd. 1998, ISBN 3-00-003748-9, 187 Seiten

Das geschichtsträchtige Jahr 1848 war auch für das im Badischen gelegene Walldorf ein in jeder Beziehung besonderes Jahr. In Süddeutschland brach die Revolution aus, nicht zuletzt aufgrund der katastrophalen, sozialen Mißstände jener Zeit, und in der evangelischen Kirche läutete im Gegenzug der Hamburger Theologe Johann Hinrich Wichern das Zeitalter der modernen Diakonie ein. Zur gleichen Zeit starb drüben im fernen Amerika ein reicher Mann: Johann Jakob Astor, Begründer einer berühmten amerikanischen Gelddynastie. Er hinterließ seinem badischen Heimatort eine für damalige Verhältnisse große Geldsumme. Damit sollte eine wohltätige Stiftung für die Armen ins Leben gerufen werden. Alle drei Ereignisse hatten ihre Auswirkung auf die Entstehung der Astor-Stiftung, einer traditionsreichen Einrichtung der kommunalen Wohlfahrtspflege in Walldorf, die heute dem Diakonischen Werk Baden angeschlossen ist.

Wie die Astor-Stiftung zu dem wurde, was sie bis heute ist, das wird in diesem Buch geschildert, das aus einer Abschlussarbeit am DWI hervorgegangen ist. Anhand der Originaldokumente wird sowohl die spannende Gründungsgeschichte als auch die Wiederauflebung der Stiftung in unserer Zeit recherchiert. Einen besonderen Schwerpunkt bildet dabei die Darstellung des diakoniegeschichtlichen Hintergrundes bei der Entstehung der Stiftung im Jahr 1850: Zum einen der Pauperismus – gerade auch im deutschen Südwesten, zum anderen die von Wichern ausgehende Bewegung der Inneren Mission, die auch in Baden erheblichen Einfluß hatte. In Walldorf kam es nun zur Gründung einer diakonischen Einrichtung, die – das ist eher singulär – in einer Doppelstruktur als Rettungshaus und Armenanstalt konzipiert war, also sowohl eine diakonische als auch eine kommunal-soziale Dimension aufwies. Aufgrund des vorhandenen Archivmaterials wird deutlich, dass gerade Wichern es war, der mit seiner persönlichen Beratung die Entstehung der Astor-Stiftung maßgeblich beeinflusst hat. So hat er beispielsweise Programm und Planung skizziert und die Mitglieder des Aufsichtsrates benannt: Alles Persönlichkeiten der badischen Diakoniegeschichte, die z.T. ein Jahrzehnt später bei der Gründung der Stadtmission Heidelberg wieder aktiv wurden. Deutlich wird auch, dass die Astor-Stiftung unter dem Einfluß Wicherns zu einem Modellfall wurde für das wechselseitige Zusammenwirken des dreifachen Diakonats, wie er es in seinem Gutachten

über die Diakonie beschrieben hat. Die kurz skizzierten Entwicklungslinien bis zur Nazizeit zeigen auf, warum es dann aufgrund der fehlenden institutionellen Verankerung im kirchlichen Bereich zwangsläufig zur Aufhebung der Stiftung kommen mußte. Die Beschreibung der Restitution der Stiftung zu Beginn der 80er Jahre unseres Jahrhunderts weist nach, wie dabei eher zufällig das alte Modell der Gründungszeit wieder aufgegriffen wurde: Nämlich durch die enge Kooperation von kommunaler und kirchlicher, aber auch frei-gemeinnütziger Wohltätigkeit.

Das Buch selbst besteht aus zwei Teilen: Zum einen der chronologischen Darstellung der Geschichte der Astor-Stiftung auf dem Hintergrund ihres diakonie- und sozialgeschichtlichen Kontextes, zum anderen der ausführlichen Dokumentation der entscheidenden Stiftungsakten und des interessanten Briefwechsels aus der Gründungszeit. Letztere gibt einen aufschlussreichen Einblick in die innere Gestaltwerdung der Stiftung unter Wicherns Begleitung. Damit ist diese Arbeit ein kleiner Beitrag zur Diakoniegeschichte in Baden in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Catharina R. Ziehm

### **„Ich war krank und ihr habt mich besucht“ Arbeit, Zusammenarbeit und Fortbildung von Haupt- und Ehrenamtlichen in der ökumenischen Krankenhauseelsorge und -hilfe – vor allem in Heidelberg**

SoSe 1998, A 21, 51 Seiten /Anhang

Ausgehend von einem praktischen Interesse an der Seelsorge in ihren verschiedenen kirchlichen Ausprägungen untersucht die Arbeit das Tätigkeitsfeld von Haupt- und Ehrenamtlichen, die seelsorgerlich im Krankenhaus arbeiten. Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte der Kranken(haus)-seelsorge vom Urchristentum bis in das 20. Jahrhundert folgt die Darstellung ehrenamtlicher Besuchsarbeit im Krankenhaus. Dazu habe ich zunächst die Geschichte des sozialen Ehrenamts umrissen. Bis in das 20. Jahrhundert hat sich das Ehrenamt sehr gewandelt, bis es heute zu einem wichtigen Diskussionsthema in der Kirche geworden ist, da das Geld an allen Ecken fehlt und man sich auf die Möglichkeiten einer breiteren Aktivierung freiwilliger Helfer zurückbesinnt.

Unter den in der Kirche möglichen und nötigen Arbeitsbereichen ist das Besuchen von Menschen im Krankenhaus nur einer von vielen, aber m.E. ein sehr wichtiger Bereich. Denn gerade im Krankenhaus kommen die Menschen oft zum ersten Mal dazu, in Ruhe über ihr Leben nachzudenken, oder sie brauchen einfach einmal jemanden, mit dem sie

ihre Probleme besprechen können und der ein bißchen Zeit mitbringt. Damit ist das Pflegepersonal, das dieses nicht als seine Hauptaufgabe sehen kann, jedoch meist schnell überlastet, und selbst die Krankenhauseelsorger schaffen es nicht, sich für alle Patienten Zeit zu nehmen, die z.B. wenig Besuch von Angehörigen bekommen.

An den meisten Kliniken gibt es inzwischen zumindest eine der möglichen Formen ehrenamtlicher Tätigkeit, die sich speziell diesem Bedürfnis der Patienten widmet. Darunter zählen die „Grünen Damen“, die durch die ökumenische Krankenhaushilfe (ÖKH) in Bonn als Zentralverband zusammengeschlossen sind. Die Entstehung dieses Zusammenschlusses, die Art der Tätigkeit, Organisation und Selbstverständnis der Gruppen habe ich an den geschichtlichen Überblick anschließend dargestellt. Neben der Theorie war es mir wichtig, auch konkret Gruppen und einzelne Ehrenamtliche kennenzulernen und nach ihren Erfahrungen mit der Besuchsarbeit im Krankenhaus zu befragen. So habe ich z.B. die ÖKH-Gruppe an der Chirurgischen Klinik in Heidelberg besucht und selbst zwei Vormittage mitgearbeitet. Neben der ÖKH gibt es noch viele andere Formen ehrenamtlicher Seelsorgearbeit im Krankenhaus, wobei ich mich fast ganz auf Formen, die in Heidelberg praktiziert werden, beschränkt habe.

Nach einer Darstellung der Fortbildungsmöglichkeiten für Ehrenamtliche in der Krankenhauseelsorge habe ich das Kapitel über Ehrenamt im Krankenhaus mit Überlegungen zur Motivation, kirchlichen Wahrnehmung, zu Schwierigkeiten, Grenzen und Chancen und den eigenen Ansprüchen Ehrenamtlicher an ihre Tätigkeit abgeschlossen.

Der zweite Teil der Arbeit beschäftigt sich mit hauptamtlicher Krankenhauseelsorge. Dazu habe ich 6 evangelische und katholische Klinikseelsorger interviewt und ihre bereitwilligen Auskünfte zusammenfassend beschrieben. Ich habe sie z.B. zu ihren Fortbildungen, ihrem Selbstverständnis, der ökumenischen Zusammenarbeit und der Zusammenarbeit mit anderen Berufsgruppen im Krankenhaus oder mit Ehrenamtlichen befragt. Dabei habe ich noch einmal ganz neue Einblicke in ihre Arbeit erhalten.

Fortbildungsmöglichkeiten wie Klinische Seelsorgeausbildung, Pastoralpsychologische Fortbildung oder Biblisch-Therapeutische Seelsorge habe ich daran anschließend beschrieben, um dann zum Schluß wie beim ersten Teil zu den theoretischen Überlegungen zu diesem Gebiet zu kommen. Hierbei waren mir sowohl die Stellung der Krankenhauseelsorge in der Institution Krankenhaus, ihre Aufgaben und Ziele und die Sicht von Patienten und Krankenhauspersonal als auch die Beziehung der Krankenhauseelsorge zur Kirche und die ökumenische Zusammenarbeit in diesem Bereich wichtig. Schließlich habe ich versucht, die beiden Bereiche – ehrenamtliche und hauptamtliche Seelsorgearbeit im Krankenhaus –, die m.E. zusammengehören und sich ergänzen sollten, mit ihren je eigenen Schwierigkeiten und Chancen zu vergleichen.

Insgesamt bin ich darin bestätigt worden, daß Krankenhauseelsorge eine wichtige Aufgabe christlich engagierter Menschen ist, die in der Nachfolge Jesu, der seine Zuwendung zu den Kranken und Schwachen immer wieder in verschiedener Form gezeigt hat, leben und tätig sein wollen.

## V. Übersicht über die diakoniewissenschaftlichen Arbeiten und Veröffentlichungen am Diakoniewissenschaftlichen Institut seit 1954

In zwei Publikationsreihen werden kontinuierlich Ergebnisse der Forschung am Diakoniewissenschaftlichen Institut veröffentlicht. Seit 1989 erscheint unter der Herausgeberschaft von Theodor Stroh die Reihe „Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts an der Universität Heidelberg“ mit bislang elf Bänden zu systematisch-theologischen, historischen, biblischen, homiletischen, ökumenischen und sozialetischen Grundsatfragen der Diakonie. 1993 wurde die unter der gleichen Herausgeberschaft edierte Reihe „Diakoniewissenschaftliche Studien“ neu begründet. Sie macht einem weiteren Leserkreis Beiträge aus dem breiten Spektrum der diakonisch-sozialen Verantwortung der Kirchen zu günstigen Konditionen zugänglich. Forschungsarbeiten aus dem Institut erscheinen hier ebenso wie Arbeiten aus dem ökumenischen Kontext. Die Diplom- und Abschlussarbeiten sowie die Dissertationen sind in der umfangreichen Bibliothek des Praktisch-Theologischen Seminars der Universität Heidelberg der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich. Daneben wird in studentischer Verantwortung das „DWI-Info“ herausgegeben, das einmal jährlich den Stand von Forschung und Lehre am Institut zusammenfaßt und thematische Veröffentlichungen zu bestimmten Schwerpunkten bietet.

Die Einzelforschung, die in den vergangenen Jahren eine deutliche Zunahme erfahren hat, wird den vier Rahmenprojekten zugeordnet, die im Diakoniewissenschaftlichen Institut derzeit schwerpunktmäßig behandelt werden:

1. Theologie und Praxis der Diakonie im Bezugsfeld sozialstaatlicher Entwicklungen. Handlungsfelder der diakonisch-sozialen Arbeit. Diakonische Dimensionen christlicher Gemeindepraxis. Klärung methodischer Fragen im Dialog von Theologie und Human- bzw. Sozialwissenschaften.
2. Exemplarische Untersuchungen zu den biblischen Überlieferungen, zur frühen Kirche und zu außerbiblischen religiösen Traditionen.
3. Die historische und zeitgeschichtliche Erschließung und Aufarbeitung der Diakonie im Kontext kirchlicher Überlieferungen und gesellschaftlicher Entwicklungen insbesondere der öffentlichen und freien Wohlfahrtstätigkeit.
4. Die diakonisch-soziale Verantwortung der Kirchen im europäischen Einigungsprozeß und in der Ökumene. Beiträge zum interkonfessionellen und interreligiösen Dialog.

Innerhalb dieser Rahmenbeschreibungen werden exemplarische Einzelstudien, u.a. Diplomarbeiten und Dissertationen, angefertigt oder Studien von Forschungsgruppen gemeinsam ausgearbeitet.

## Diakoniewissenschaftliche Abschlußarbeiten am Diakoniewissenschaftlichen Institut (1956-1999)

BDW.A DA 1-185, 1956-1993 = Beiträge zur Diakoniewissenschaft – Abschlußarbeiten. DWI-Archiv  
BDW.A, 1-24, 1993-1999 = Beiträge zur Diakoniewissenschaft – Abschlußarbeiten

*zusammengestellt von Tanja Raack und Volker Herrmann*

- MÜLLER, GERHARD: Das Verhältnis von missionarischem und sozialen Anliegen bei J.H. Wichern, BDW.A DA 1, Heidelberg 1956.
- SCHRÖDL, JOHANN: Der VIII. Gesetzesartikel über den Liebesdienst der Kirche (in Ungarn) und das Kirchengesetz über die Innere Mission in Bayern. Ein Vergleich, BDW.A DA 2, Heidelberg 1956.
- BUSCHBECK, BERNHARD G.: Social Casework als Möglichkeit der evangelischen Wohlfahrtspflege, BDW.A DA 3, Heidelberg 1957.
- VON DEN DECKEN, CHRISTA-MARIA: Das Problem der minderjährigen unehelichen Mutter in Deutschland, BDW.A DA 4, Heidelberg 1959.
- HOFMANN, HEINER: Die evangelischen Jugendgilden – Aufbaustationen als freiwilliger Beitrag zur Lösung von Aufgaben der verantwortlichen Gesellschaft, BDW.A DA 5, Heidelberg 1959.
- SCHARFFENORTH, GERTA: Diakonie und Dogma, BDW.A DA 6, Heidelberg 1959.
- SCHINDELIN, WERNER: Die sechs Werke der Barmherzigkeit, BDW.A DA 7, Heidelberg 1959.
- ERL, WILLI: Der Wohlfahrtsstaat in evangelischer Schau. Eine kritische Auseinandersetzung mit Helmut Thielicke, BDW.A DA 8, Heidelberg 1959.
- BRUNNER, MONIKA: Der Dienst der Frau in der Kirche nach Wilhelm Löhe, BDW.A DA 9, Heidelberg 1960.
- RIESS, RICHARD: Diakonische Ämter in den Kirchenordnungen Bugenhagens, BDW.A DA 10, Heidelberg 1960.
- DUMONT, MANFRED: Die Sozialgesetzgebung im Alten Testament und ihre Bedeutung für die Haltung Luthers und verschiedener Zeitgenossen zu wirtschaftlichen und sozialen Fragen ihrer Zeit, BDW.A DA 11, Heidelberg 1960.
- FRITSCH, JOACHIM: Die Altersversorgung der Diakonissen als Problem für die Struktur und die Reform der Mutterhäuser, BDW.A DA 12, Heidelberg 1961.
- SCHAUMANN, HORST: Gustav Werner, seine Zeit, seine Theologie und sein soziales Handeln, BDW.A DA 13, Heidelberg 1961.
- STEINHAUSER, ECKHARD: Darstellung und Bewertung der fünf Gutachten für die Monbijou-Konferenz 1856, „Die Diakonie und den Diakonat betreffend“, BDW.A DA 14, Heidelberg 1962.
- WOLFF, KARL: Der evangelisch-soziale Kongreß bis zum Ausscheiden Stoeckers, BDW.A DA 15, Heidelberg 1962.
- WITSCHKE, REINHARD: Die Theologie Adolf Stoeckers als Grundlage seiner missionarischen und sozialen Motivation, BDW.A DA 16, Heidelberg 1962.
- HARTLEBEN, WERNER: Die Tätigkeit der Gefangenenfürsorgevereine Badens. Dargestellt an den Bezirksvereinen für Gefangenenfürsorge und Bewährungshilfe in Bruchsal, Freiburg/Br., Heidelberg, Karlsruhe und Mannheim, BDW.A DA 17, Heidelberg 1963.
- STRASS, FRIEDRICH: Diakonisches Handeln und Nächstenhilfe in der Familie der Nürnbergisch-Brandenburgischen Kirchenordnung von 1533, BDW.A DA 18, Heidelberg 1962.
- FLEISCHMANN, GABRIELE: Erziehungsschwierigkeiten bei Kindern erwerbstätiger Mütter. Nach Akten einer Erziehungsberatungsstelle, BDW.A DA 19, Heidelberg 1964.
- HELD, HANS-PETER: Die Bedeutung der „Fliegenden Blätter des Rauhen Hauses zu Horn bei Hamburg“ für die innere Mission in ihren Anfangszeiten (1848-1851), BDW.A DA 20, Heidelberg 1963/64.
- SCHALLER, GERHARD: Wesen und Aufgaben der Diakonie nach den Textzeugnissen aus der Ostkirche in der Zeit von den Apostolischen Vätern bis zu den Kappadoziern, BDW.A DA 21, Heidelberg 1964.
- SCHÄFER, HORST: Entstehung und Entwicklung einer christlichen Erziehungsanstalt dargestellt am Beispiel des Rettungshauses bei Hassloch in der Pfalz, BDW.A DA 22, Heidelberg 1964.
- HAMBURGER, BETTINA: Das Diakonische Jahr. Ein Erfahrungsbericht aus einem Jahrzehnt, besonders für den Bereich der Evangelischen Landeskirche in Baden, BDW.A DA 23, Heidelberg WS 1964/65.
- SCHULLE, IRMLIND: Das Heim der offenen Tür als Aufgabe der Kirche, BDW.A DA 24, Heidelberg WS 1964/65.
- VOIGT, LUTZ: Der Genossenschaftsgedanke V.A. Hubers und die innere Mission (Zur Auseinandersetzung zwischen V.A. Huber und J.H. Wichern), BDW.A DA 25, Heidelberg 1965.

- KRIMM, ROBERT: Fliegners Krankenpflegerin als Diakonisse, BDW.A DA 26, Heidelberg 1965.
- SCHMIDT, INGRID: Das Bild der Diakonisse im Roman der Zeit 1850-1950, BDW.A DA 27, Heidelberg 1965.
- LANGE, DIETMAR: Berufsbild und Ausbildungsgang in den Diakonenanstalten Nazareth-Bethel und Stephansstift-Hannover unter besonderer Berücksichtigung der gegenwärtigen Diskussion, BDW.A DA 28, Heidelberg 1965.
- DURST, BERND: Überlegungen zur Betreuung behinderter Kinder. Fünf Beispiele aus der Arbeit in der Pflegeanstalt Bruckberg, BDW.A DA 29, Heidelberg WS 1965/66.
- HANDEL, JÖRG: Bruderschaft und Diakonie in der Christusbruderschaft Selbitz, BDW.A DA 30, Heidelberg 1965/66.
- STEPP, WILFRIED: Die Betreuung der griechischen Arbeitnehmer in Deutschland. Mit besonderer Berücksichtigung evangelischer diakonischer Arbeit, BDW.A DA 31, Heidelberg 1966.
- HERTEL, URSULA: Das Verhältnis von Mutterhausdiakonie und Gemeindediakonat. Anfänge, Situationen, Perspektiven, BDW.A DA 32, Heidelberg 1967.
- RENZ, GÜNTHER: Der sogenannte Geisterkampf in Möttlingen, BDW.A DA 33, Heidelberg 1967.
- MEUTH, HANS JÖRG: Vom Desinteresse zum Engagement. Offene Arbeit mit „gefährdeten“ Jugendlichen, dargestellt am Beispiel der „Mannheimer Jugendclubs der Polizei“, BDW.A DA 34, Heidelberg 1968.
- SCHARMATINAT, ANNEHILD: Anstalt und Gemeinde, BDW.A DA 35, Heidelberg 1968.
- SCHARMATINAT, KARSTEN: Theologisch-systematische Grundzüge der Beratung, BDW.A DA 36, Heidelberg WS 1968.
- BARTEN, GÜNTHER: N.H. Julius, der Anreger J.H. Wicherns. Dargestellt anhand der „Vorlesungen über die Gefängniß-Kunde“ (1827), BDW.A DA 37, Heidelberg 1969.
- GEHR, HELMUT: Erörterungen zum jetzigen Stand der Planung von Fachhochschulen für Sozialpädagogik, Sozialarbeit, Diakonie, Gemeindepädagogik und Entwicklungshilfe in kirchlicher Trägerschaft. Organisation, Methodik, Didaktik, BDW.A DA 38, Heidelberg 1971.
- BOY, RAINER: Die kirchliche Fachhochschule im Kontext der Gemeinde und der Welt, BDW.A DA 39, Heidelberg 1970/71.
- JANSSEN, WILHELM FRIEDRICH: Die geschichtliche Entwicklung des Diakonats, BDW.A DA 40, Heidelberg 1970/71.
- PAECHNATZ, WOLFGANG: Beratung als Strukturelement des seelsorgerlichen Gemeindeaufbaus, BDW.A DA 41, Heidelberg 1971.
- SIMON, ALBRECHT: Gemeinwesenarbeit und Diakonie. Versuch einer Zuordnung, BDW.A DA 42, Heidelberg 1971.
- SCHNAPP, PAUL JOACHIM: Studentisches Engagement in der politischen und sozialen Obdachlosenarbeit, BDW.A DA 43, Heidelberg 1971.
- GERLACH, GERNOT: Die Frage nach der körperlichen Integrität bei brustamputierten Frauen. Einige medizinische, psychologische, theologische Anmerkungen, BDW.A DA 44, Heidelberg 1981.
- ROSSNAGEL, GABRIELE: Gastarbeiterkinder in der Bundesrepublik Deutschland. Zur Sozialisationsproblematik der zweiten Generation und die Sozialanwaltschaft der Evangelischen Kirche in Deutschland, BDW.A DA 45, Heidelberg 1981.
- QUEDNAU, ANNE: Das christliche Spezifikum in den Hausordnungen evangelischer Heime, BDW.A DA 46, Heidelberg 1973.
- NEUNDORF, KATRIN: Das Konzept evangelischer Frauendiakonie bei Friedrich Zimmer (1855-1919), BDW.A DA 47, Heidelberg 1973.
- WIECHMANN, URSULA/WIECHMANN, MATTHIAS: Das Problem der Freizeit als Aufgabe der Diakonie, BDW.A DA 48, Heidelberg 1974.
- BERTHOLD, CHRISTIANE: Aspekte im Selbstverständnis der Diakonissen in der Kaiserswerther Mutterhausdiakonie. Eine Untersuchung von Jubiläumsschriftchen der Diakonissenmutterhäuser im Kaiserswerther Verband, BDW.A DA 49, Heidelberg 1974.
- MÜLLER, JOHANNES GEORG: Aspekte sozialer Verantwortung im Gemeindeaufbau bei Emil Sulze, BDW.A DA 50, Heidelberg 1974.
- JOCKERS, WOLFGANG: Wicherns Begriff der inneren Mission, BDW.A DA 51, Heidelberg 1975.
- REICHWALD, ANNETTE: Ehrenamtliche Mitarbeiter in der Kirchengemeinde. Zwischen Anspruch und Wirklichkeit, BDW.A DA 52, Heidelberg 1975.
- KRAUSS, MEINOLD: Die Ordination des Diakonen im Zusammenhang mit Wicherns Einsatz für die Wiedererrichtung des Diakonats, BDW.A DA 53, Heidelberg 1975.
- THOMÄ, HANNS: Führungsprobleme auf dem Felde kirchlicher Sozialarbeit, BDW.A DA 54, Heidelberg 1975.
- VIDAL, GERHARD: Die Mitarbeit der Gemeinde in der Straffälligenhilfe. Grundlegung und Praxis, BDW.A DA 55, Heidelberg 1975.
- DREHER, HANS P.: Soziale Faktoren von Krankheit und Heilung als Aufgabenfeld der Diakonie, BDW.A DA 56, Heidelberg 1975.
- HAGMEIER, PETER: Beitrag der Gruppendynamik zur evangelischen Freizeitarbeit, mit dem Versuch einer Anwendung auf Freizeitarbeit mit Körperbehindertengruppen, BDW.A DA 57, Heidelberg 1975.

- SCHNEIDER, HELMUT: Evangelistisch-missionarische Jugendarbeit. Zuflucht oder Ausflucht, BDW.A DA 58, Heidelberg 1976.
- AFFLERBACH, ULRICH: Die Entstehung des Elberfelder Armenpflegesystems, BDW.A DA 59, Heidelberg 1976.
- BEUTEL, MARTIN: Legitimationsprobleme emanzipatorischer evangelischer Jugendarbeit und ihre Bedeutung für die neuere Diskussion um die Diakonie der Gemeinde, BDW.A DA 60, Heidelberg 1977.
- WEISSENBERGER, ECKHARD: Ekklesiologische Konsequenzen neuerer Selbstmordforschung, BDW.A DA 61, Heidelberg 1977.
- ORTH, GOTTFRIED: Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste. Praxis und Theorie einer Möglichkeit politischer Diakonie. Vorüberlegungen zu einer von der Praxis her argumentierenden diakoniewissenschaftlichen Theorie, BDW.A DA 62, Heidelberg 1977.
- ANSORG, NORBERT: Diakonie und Gemeindeaufbau der reformatorischen Gemeinden nach den hessischen Kirchenordnungen zur Zeit Philipps des Großmütigen. Hilfsweise bis 1543, BDW.A DA 63, Heidelberg 1977.
- MÜNSTER, KARIN: J.H. Wichern und A.S. Makarenko. Ein Vergleich, BDW.A DA 64, Heidelberg 1977.
- KOLLMAR, EDGAR: Die Verbindung von Diakonie und Mission bei Wilhelm Löhe, BDW.A DA 65, Heidelberg 1977.
- SPANNAUS, WOLFRAM: Die soziale Rehabilitation Körperbehinderter, BDW.A DA 66, Heidelberg 1978.
- ORTH, GOTTFRIED: Diakonie in Hessen und Nassau. Ein Rahmenkonzept. Kritische Stellungnahme zu ausgewählten Themen, BDW.A DA 67, Heidelberg 1979.
- REINHARD, CORNELIA: Amalie Sieveking: Emanzipation im christlichen Sinn, BDW.A DA 68, Heidelberg 1979.
- PRIESMEIER, KLAUS: Diakonische Arbeit mit Behinderten unter sexualethischem Aspekt, BDW.A DA 69, Heidelberg 1979.
- SHELL, BETTINA: Diakonie zwischen guten Werken und objektivem Ethos, BDW.A DA 70, Heidelberg 1980.
- STÄDTLER, BARBARA: Zum diakonischen Profil des evangelischen Krankenhauses, BDW.A DA 71, Heidelberg 1980.
- ENGISCH, MARTIN: Der Gottesdienst in Anstalten der Diakonie für Geistigbehinderte. Chancen, Schwierigkeiten, Entwürfe, BDW.A DA 72, Heidelberg 1979.
- RAMSAUER, STEPHAN: Die Diakonatsauffassung bei Karl Bernhard Hundeshagen im Verhältnis zu seiner Vorstellung von Staat und Gesellschaft, BDW.A DA 73, Heidelberg 1979.
- KUTHE, SUSANNE: Die gegenwärtigen Erneuerungen in den Mutterhäusern der Kaiserswerther Generalkonferenz, veranschaulicht an drei Mutterhäusern. Ein Vergleich der historischen Anfänge mit den strukturellen und innergemeinschaftlichen Veränderungen im Zeitraum von 1960 bis 1979, BDW.A DA 74, Heidelberg 1980.
- LIEBAU, IRMHILD: Psychotherapie und Seelsorge. Der Versuch einer Abgrenzung, BDW.A DA 75, Heidelberg 1980.
- FRICTH, SABINE: Sozialstationen in der Pfalz, BDW.A DA 76, Heidelberg 1981.
- WENDORFF, DIETER: Die Diakonische Predigt nach Lk 4,16-21, BDW.A DA 77, Heidelberg 1981.
- DEGENHARDT, ELKE: Die evangelischen Arbeitervereine im 19. Jahrhundert als Beitrag zur Lösung sozialer Probleme, BDW.A DA 78, Heidelberg 1982.
- EWALD, CLAUDIA: Die Elly-Heuss-Knapp-Stiftung „Deutsches Müttergenesungswerk“. Organisation, Konzeption, Arbeitsformen, Zielgruppe, BDW.A DA 79, Heidelberg 1983.
- PLEITNER, HENNING: Das Verhältnis von Mission und Diakonie im ersten Jahrhundert, BDW.A DA 80, Heidelberg 1982.
- KARL, CHRISTINE: Diakonische Hilfe für den bedrängten Nächsten im Nationalsozialismus. Der Einsatz für Juden und Judenchristen innerhalb der evangelischen Kirche unter besonderer Berücksichtigung der Arbeit der Inneren Mission, des Büro Grüber und des Theologen Dietrich Bonhoeffer. Eine historische Untersuchung in systematischer Absicht, BDW.A DA 81, Heidelberg 1982.
- METZGER, DAGMAR: Brot für die Welt. Geschichte, Organisation und Arbeitsweise, BDW.A DA 82, Heidelberg 1983.
- GUTFLEISCH, JUTTA: Soziale Gemeinschaftshilfe in Jugendsekten am Beispiel der Vereinigungskirche und Familie der Liebe, BDW.A DA 83, Heidelberg 1983.
- HOPFER, CHRISTIANE: Die Diakonie der Herrnhuter im südlichen Afrika in Geschichte und Gegenwart, BDW.A DA 84, Heidelberg 1983.
- ZELFELDER, PAUL-HERMANN: Kirchliche Ehrenamtlichkeit, BDW.A DA 85, Heidelberg 1983.
- MÜLLER, NORBERT: Das Selbstverständnis kirchlicher Basisgemeinden und die sich daraus ergebenden Folgerungen christlicher Diakonie, BDW.A DA 86, Heidelberg 1984.
- MÜLLERLEILE, KLAUS: Krankheit und Gesundheit. Therapieziele der psychosomatischen Medizin und deren ethische Beurteilung, BDW.A DA 87, Heidelberg 1985.

- SCHINDLER, ULRICH: Diakonische Gemeinde und sozialer Protestantismus. Kritik am Kirchenverständnis von Johannes Degen in „Diakonie und Restauration“ angesichts der von ihm beschriebenen „Herausforderungen für eine Kirche von morgen“, BDW.A DA 88, Heidelberg 1982.
- WOLF, CHRISTA: Beiträge zum Selbstverständnis der Evangelischen Seelsorge im Psychiatrischen Krankenhaus, BDW.A DA 89, Heidelberg 1985.
- KOPF, HARTMUT: Der Evangelisch-Soziale Kongreß 1926 bis 1932 und seine Stellung innerhalb des wirtschaftlichen und politischen Systems der Weimarer Republik. Eine sozioethisch orientierte Untersuchung der Arbeitsweise des Kongresses und ihre Relevanz für die Diakoniewissenschaft, BDW.A DA 90, Heidelberg 1985.
- KLEINE, ANNETTE: Die Situation älterer Menschen in einer industriellen Leistungsgesellschaft als Frage an die christliche Theologie, BDW.A DA 91, Heidelberg 1986.
- AHNERT, HANS-OTTO: Zinzendorfs Vorstellungen von christlicher Gemeinde im Spiegel seines „Eventualtestaments“, BDW.A DA 92, Heidelberg o.J.
- HOLLMANN, MARTINA: Die Begründung der Nachfolge bei Franz von Assisi und das Verhältnis zur Diakonie, BDW.A DA 93, Heidelberg o.J.
- SAEGER, CHARLOTTE: Das Leid in der Kreuzestheologie M. Luthers dargestellt an drei seiner Schriften, der „Heidelberger Disputation“ (1518), den „Vierzehn Tröstungen für Mühselige und Beladene“ (1519) und dem „Sermon von dem hochwürdigen Sakrament des heiligen wahren Leichnams Christi und von den Bruderschaften“ (1519). Überlegungen im Hinblick auf die diakonisch-seelsorgerliche Aufgabenbestimmung der Kirche heute, BDW.A DA 94, Heidelberg 1986.
- KRÖMER, BÄRBEL: Sexualität und Partnerschaft bei geistig Behinderten. Theologisch-anthropologische Fragen, BDW.A DA 95, Heidelberg 1987.
- STEBING, HANS JÜRGEN: „Vergesst nicht, was wir dem Führer danken!“ Untersuchungen einer Zeitschrift des Kaiserswerther Verbandes Deutscher Diakonissenmutterhäuser – ihre Stellung zu Staat und Gesellschaft in den Jahren 1919-1939, BDW.A DA 96, Heidelberg 1987.
- FLAIG, BIRGIT: Leitbilder und sozioethische Zielvorstellungen für die Familienpolitik der 80er Jahre unter besonderer Berücksichtigung der Evangelischen Aktionsgemeinschaft für Familienfragen (EAF), BDW.A DA 97, Heidelberg 1987.
- KRÄUSEL, IRENE: Strafgefangene und strafentlassene Frauen in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Aufgabe für Diakonie und Kirche, BDW.A DA 98, Heidelberg 1987.
- WEGNER, GERHARD: Die Schwerhörigkeit und die Ertaubung Erwachsener und die psychosozialen Folgen. Ein Aufgabenfeld in der Diakonie, BDW.A DA 99, Heidelberg 1987.
- BUSCHMANN, HARALD: Die dritte Lebensphase. Herausforderungen und Aufgaben in Kirche und Gesellschaft. Alte Menschen in der Kirchengemeinde, BDW.A DA 100, Heidelberg 1988.
- SAUTTER, SABINE: Ledige alleinerziehende Mütter in der Bundesrepublik Deutschland. Lebenslagenanalyse und theologische Aspekte zur gesellschaftlichen Situation einer Randgruppe, BDW.A DA 101, Heidelberg 1988.
- BORN, JÜRGEN: Die dritte Lebensphase. Herausforderungen und Aufgaben in Kirche und Gesellschaft. Vorbereitung auf Sterben und Tod als seelsorgerliche Aufgabe, BDW.A DA 102, Heidelberg 1988.
- BARTOSCH, HANS: Das Totum des Lebens und das „imperfekte“ Leben. Wieweit ermöglicht W. Pannenberg's „Anthropologie“, von Behinderung und psychischer Erkrankung zu reden, BDW.A DA 103, Heidelberg 1988.
- GÖTTERT, MATTHIAS: Drogenberatungsstellenarbeit als diakonische Aufgabe. Kirchliche Mitarbeiter/-innen im Spannungsfeld von säkularen Zielvorgaben und kirchlicher Entfremdung, BDW.A DA 104, Heidelberg 1988.
- GROTE, CHRISTOF: Die Diakonie der volkshirchlichen Gemeinde. Zur Problematik der Integration von Diakonie in moderne Erwägungen von Gemeindeaufbau, BDW.A DA 104, Heidelberg 1988.
- ERBACHER, VOLKER: Das Subsidiaritätsprinzip: Eine Untersuchung seiner geschichtlichen und systematischen Grundlagen und möglicher protestantischer Antworten, BDW.A DA 106, Heidelberg 1988.
- KLUSAK, SEBASTIAN: Was trägt die Kirche zur Bekämpfung der Ausländerfeindlichkeit bei? Sozialpolitischer Essay über Heterostereotypenkonzept und Religion, BDW.A DA 107, Heidelberg 1988.
- WÜRZBERG, CHRISTINE: Die diakonische Dimension des Abendmahls. Die christusgemäße Ordnung in ihrer Grundlegung und Umsetzung bis in die Gegenwart unter Berücksichtigung der Einsetzung des geistlichen Amtes, BDW.A DA 108, Heidelberg 1988.
- SCHMUCK-SCHÄTZEL, SUSANNE: Die Auseinandersetzung mit der „Vernichtung lebensunwerten Lebens“ zur Zeit des Nationalsozialismus. Eine Untersuchung diakonischer und nicht-diakonischer Publikationen zu den „Euthanasie“-Verbrechen im württembergischen und hessischen Raum, BDW.A DA 109, Heidelberg 1987.
- ACHILLES, UWE: Zwischen Kirche und Knast. Berichte und Überlegungen zum diakonischen Aufbau der Gemeinde von Gefangenen und Nichtgefangenen, BDW.A DA 110, Heidelberg 1989.

- FIEBIG, NILS: Schwangerschaftskonfliktberatung in kirchlicher Trägerschaft. Die Auswirkungen des geplanten Beratungsgesetzes auf die Beratungsarbeit, BDW.A DA 111, Heidelberg 1988.
- WILMS, HENNING: Friedrich Siegmund-Schultzes Bedeutung für die soziale Diakonie der Kirche unter besonderer Berücksichtigung seines Projektes der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin Ost (1911-1940), BDW.A DA 112, Heidelberg 1987.
- FIEBIG, CHRISTIANE: Eine Änderung des Pflegedienstpersonalschlüssels oder Neue Modelle für eine bessere diakonische Pflege in Alten- und Altenpflegeheimen, BDW.A DA 113, Heidelberg 1989.
- KEMPER-KOHLHASE, KLAUS: Aspekte zur Bedeutung der Theologie im Leben und Wirken Friedrich von Bodelschwinghs (sen.), BDW.A DA 114, Heidelberg 1989.
- KUGLER, STEFAN: Zur Motivation der christlichen Liebestätigkeit vor Konstantin, BDW.A DA 115, Heidelberg 1988.
- RISCH, BIRGIT: Die Krankheit: AIDS. Medizinische, psychosoziale und biblisch-theologische Aspekte, BDW.A DA 116, Heidelberg 1989.
- BUSLAPP-WENZ, URSULA: Die Stellung der evangelischen Kirche zur Entwicklung des Asylrechts und der Asylpraxis in der Bundesrepublik, BDW.A DA 117, Heidelberg 1988/89.
- FEAUX DE LACROIX, MARTIN: Das Verhältnis von Diakonie und Verkündigung bei den drei Kappadoziern und Johannes Chrysostomos, BDW.A DA 118, Heidelberg 1988.
- POHL, UTA: Motive deutscher evangelischer Diakonie im Heiligen Land, BDW.A DA 119, Heidelberg 1989.
- WENZ, HANS-JOACHIM: Euthanasie als Problem in der evangelischen Theologie seit 1895 – unter besonderer Berücksichtigung der Darstellungen von K. Barth und H. Thielicke, BDW.A DA 120, Heidelberg 1989.
- URBATZKA, REGINA: Das Arbeitsverständnis in den theologischen Ethiken Karl Barths (KD III/4) und Helmut Thielickes (Theologische Ethik II/1), BDW.A DA 121, Heidelberg 1989.
- GIESEKE, URSULA: Das Subsidiaritätsprinzip. Eine kritische Bestandsaufnahme, BDW.A DA 122, Heidelberg 1989.
- ACHENBACH, CHRISTOF: Die Beurteilung der Ursachen von Fluchtbewegungen in kirchlichen Stellungnahmen zur Asylpolitik. Dargestellt am Beispiel des Golfkrieges, BDW.A DA 123, Heidelberg 1989.
- RENZ, GABRIELE: Zur Situation von Mitarbeiterinnen in der stationären Altenpflege, BDW.A DA 124, Heidelberg 1989.
- KISSLING, SVEN: Ursachen und Folgen der Adoption. Schwangerschaftskonflikt, Hilfen für allein-stehende Mütter, Adoptionsvermittlung. Aufgaben für die diakonische Arbeit, BDW.A DA 125, Heidelberg 1989.
- KLEIN, MICHAEL: Die Arbeiter im Weinberg. Exegetische Aspekte zu Mt 20,1-16. Mit einer Dokumentation zur Auslegung des Textes in der Predigtgeschichte, BDW.A DA 126, Heidelberg 1989/90.
- MAYER, JOCHEN: Die Lehre vom auf den Sabbat hin geschaffenen Ebenbild Gottes in der Schöpfungslehre Jürgen Moltmanns und der Bedeutung für die Diakonie, BDW.A DA 127, Heidelberg 1989.
- VON MAYER, ULRIKE: Perspektiven ökumenischer Diakonie bei Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, BDW.A DA 128, Heidelberg 1989.
- BIEHL, FRANK: Die Entwicklungspolitik der evangelischen Kirche in der Bundesrepublik Deutschland, BDW.A DA 129, Heidelberg 1989.
- GRAHM, WOLFGANG: Zwangssterilisation in Baden 1933-1945, BDW.A DA 130, Heidelberg 1989/90.
- HORN, GUNNAR: Kirchenbegriff und Anschauung von der Kirche in Johann Hinrich Wicherns Denkschrift 'die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche' (1849), BDW.A DA 131, Heidelberg 1990.
- BAEHR, ULRIKE: Verkündigung und diakonisches Handeln bei J.Ph. Spener und A.H. Francke. Eine exemplarische Untersuchung anhand Speners Predigt zu Lk 10,23-37 (Christliche Verpflegung der Armen) und Franckes Predigt zu Lk 16,19-31 (Die Pflicht gegen die Armen), BDW.A DA 132, Heidelberg 1990.
- THEURER, ELKE: Aussiedler. Aspekte ihrer gegenwärtigen Situation, untersucht und dargestellt am Beispiel des Übergangwohnheims in Möglingen (Württ.) unter besonderer Berücksichtigung ihrer kirchlichen Eingliederung, BDW.A DA 133, Heidelberg 1990.
- ELMER, OLIVIER / WOLF, ROLAND: Christen und Irre. Der Versuch einer Annäherung aus exegetischer und historischer Sicht, BDW.A DA 134, Heidelberg 1989/90.
- REINMUTH, EVA: Die „Kindereuthanasie“ oder der Kindermord auf behördlicher Ebene und die Haltung der evangelischen Kirche gegenüber den nationalsozialistischen Tötungsmaßnahmen, BDW.A DA 135, Heidelberg 1990.
- LEWERENZ, OLAF: Die Relevanz der Ansätze von Friedrich Siegmund-Schultze und Günther Dehn für die kirchlich-diakonische Arbeit in sozialen Brennpunkten. Dargestellt am Beispiel der Gemeinde Am Bügel in Frankfurt/Main, BDW.A DA 136, Heidelberg 1990.
- WEINMANN, MONIKA: Rogers klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie und ihre Anwendung in der Krankenhauseelsorge, BDW.A DA 137, Heidelberg 1990.

- STEINWENDER, SABINE: Aids. Diakonie und die Arbeit der freien Aids-Hilfe. Eine Untersuchung zu Notwendigkeit und Möglichkeit kirchlich-diakonischen Handelns in der freien Arbeit der Aids-Hilfe, BDW.A DA 138, Heidelberg 1989.
- KRAUSE, CORNELIA: „Ihr sollt vollkommen sein!“ Ethische Probleme pränataler Diagnostik auf dem Hintergrund der Geschichte der Eugenik, BDW.A DA 139, Heidelberg 1990.
- BANIK, HELMUT: Arbeit. Biblische Perspektiven und sozialetische Entwürfe, BDW.A DA 140, Heidelberg 1990.
- EICHLER, STEPHANIE: Festung Europa oder Europa der Menschenrechte? Die Koordinierung der europäischen Asylpolitik anlässlich des EG-Binnenmarktes, BDW.A DA 141, Heidelberg 1990.
- SCHMIDT, JUTTA: Das Modell weiblicher Berufsarbeit in der Diakonie, BDW.A DA 142, Heidelberg 1990.
- HESSELMANN, SEBASTIAN: Der soziale Ansatz bei Wilhelm Emmanuel von Ketteler, Bischof von Mainz, dargestellt an drei Predigten und Reden, BDW.A DA 143, Heidelberg 1990.
- MATTING-FUCKS, ALMUT: Eßstörungen bei Frauen als Aufgabe der Beratungsarbeit Diakonischer Werke, BDW.A DA 144, Heidelberg 1990.
- EICHHORN, DANIELA: Mit Herzen, Mund und Händen ... Geistig-Behinderte und Nicht-Behinderte feiern miteinander Gottesdienst – Reflexion und Darstellung von gottesdienstlichen Feiern mit Behinderten auf dem Hintergrund der Erfahrungen von Katimavic 1988 in Stetten, BDW.A DA 145, Heidelberg 1990.
- HERRMANN, VOLKER: Die Motivation des Helfens in der altägyptischen Religion und in der urchristlichen Religion. Ein Vergleich anhand von Totenbuch Kap. 125 / Texten der idealen Selbstbiographie und Mt 25,31-46, BDW.A DA 146, Heidelberg 1990.
- BUCHMÜLLER, ANJA, KREPPKE, DOROTHEE: Verhinderung von Krankheit durch Verhinderung von Kranken? Eine Auseinandersetzung mit Vorstellungen vom „Wert“ und „Unwert“ menschlichen Lebens sowie den daraus resultierenden Konsequenzen für den Umgang mit behinderten Menschen, BDW.A DA 147, Heidelberg 1990/91.
- MÜHLENSIEPEN, SILKE: Leonhard Ragaz und die Neue Gemeinde. Eine theologische Untersuchung zum Verständnis von Kirche und Gemeinde des religiösen Sozialisten Leonhard Ragaz, BDW.A DA 148, Heidelberg 1991.
- LÖFFLER, MICHAEL: Das „Amt des Diakons“. Eine Analyse der aktuellen Diskussion in den Landeskirchen der EKD unter besonderer Berücksichtigung der sog. Lima-Papiere, BDW.A DA 149, Heidelberg 1990.
- ZEILFELDER-LÖFFLER, MONIKA: Johann Valentin Andreae. Theologischer Anspruch und pfarramtliche Realität, BDW.A DA 150, Heidelberg 1990/91.
- MONTAG, BARBARA: Grundsatzfragen der Krankenhausseelsorge bei Schwerkranken, BDW.A DA 151, Heidelberg 1988/89.
- WINKLER-NEHLS, ANNEGRET / NEHLS, ANDREAS: They find themselves between the upper and the nether Millstones. Bischof Bells Nachlaß zum Problem nichtarischer Flüchtlinge 1933-1939. Eine Dokumentation, BDW.A DA 152, Heidelberg 1991.
- DÜLFER, KARIN: Frühförderung und Integration behinderter Kinder in der Bundesrepublik Deutschland und Schweden, BDW.A DA 153, Heidelberg 1990.
- RITTHALER, FRANK J.: Diakonie in Afrikanischen Unabhängigen Kirchen am Beispiel der Kimbanguisten-Kirche (EJCSK), BDW.A DA 154, Heidelberg 1991.
- PAHL, MAREN: Diakonie und Seelsorge in Wicherns Programm der inneren Mission, BDW.A DA 155, Heidelberg 1991.
- WALZ, HEIKE: Diakonie in der DDR. Von den Anfängen bis heute. Unter besonderer Berücksichtigung des Umbruchs (1990/91). Für die Diakonie in Thüringen, BDW.A DA 156, Heidelberg 1991.
- WECHT, MARTIN: Jochen Klepper in den Jahren 1903-1938, BDW.A DA 157, Heidelberg 1991.
- SCHRÖDER-ENDER, WILTRUD: Das Diakonissenamt bei J.F. Oberlin. Zur Umsetzung eines biblischen Ideals, BDW.A DA 158, Heidelberg 1991.
- BAUER, ANJA: Gestaltpsychotherapeutische Elemente in der seelsorgerlichen Begleitung Sterbender. Darstellung theoretischer Grundlagen der integrativen Gestalttherapie und Beispiele ihrer Anwendung, BDW.A DA 159, Heidelberg 1991.
- WESP, NICOLA: Die Bedeutung von Symbolen im seelsorgerlichen Kontext. Untersuchung über den Zusammenhang von Symbol und Lebensbewältigung, BDW.A DA 160, Heidelberg 1991.
- APELL, HENRI: Aufgaben einer zukünftigen aktivierenden Bildungsarbeit mit älteren und hochbetagten Menschen. Aufgabenstellung für die zukünftige sozialdiakonische Arbeit der Kirche, BDW.A DA 161, Heidelberg 1991.
- FITZNER, SUSANNE: Helfen und Heilen. Psychologische Beratung in der evangelischen Kirche, BDW.A DA 162, Heidelberg 1991/92.
- SCHALLA, THOMAS: Arbeitsorganisation im Wandel. Neuere Entwicklungen in der Automobilindustrie in sozialetischer Sicht, BDW.A DA 163, Heidelberg 1991/92.
- SCHREINER, ANNEGRET: Martin Luthers Seelsorge an Sterbenden. Mit einer kurzen Darstellung zeitgenössischer Begleitung Sterbender am Beispiel

- von Elisabeth Kübler-Ross, BDW.A DA 164, Heidelberg 1991.
- DAHLING, CHRISTOPH: Das kirchliche Diakonat zur Bildung einer Volkskirche. Auf der Grundlage des Gutachtens über die Diakonie und den Diakonat von J.H. Wichern, BDW.A DA 165, Heidelberg 1991.
- WINDMÖLLER, BARBARA: Armenfürsorge im Spätmittelalter am Beispiel der Leisniger Kastenordnung. Grundlagen und Veränderungen des Fürsorgewesens im 15. und 16. Jahrhundert, BDW.A DA 166, Heidelberg 1991.
- BECHTEL, GERD: Die Ursachen der Not. Sozialismus und soziale Mißstände in der Gegenwartsanalyse J.H. Wicherns, BDW.A DA 167, Heidelberg 1992.
- GILBERT, HENRIETTE: Organisation der antiochenischen Gemeindediakonie nach dem Zeugnis des Chrysostomus. Matthäushomilie 66 und 88, Predigt über das Almosen, Über das Priestertum 3. Buch, Kp 16f, BDW.A DA 168, Heidelberg 1991.
- NEUSCHWANDER, HARTMUT: Sexuelle Ausbeutung von Kindern. Eine Darstellung der Problematik unter besonderer Berücksichtigung der Bedingungen, die sexuelle Ausbeutung ermöglichen – mit einem Exkurs über das biblisch-kirchliche Familienbild, BDW.A DA 169, Heidelberg 1992.
- SCHNEIDER-LUDORFF, GURY ANJA: Die Behandlung der Frauenfrage auf dem Evangelisch-sozialen Kongress in den Jahren 1895-1910, BDW.A DA 170, Heidelberg 1992.
- ROCKER, SILKE: Die Verwirklichung des Rettungshausgedankens nach J.H. Wichern am Beispiel der Gründungsgeschichte des Leinerstiftes in Großefehn/Ostfriesland, BDW.A DA 171, Heidelberg 1991.
- HAHN, OTMAR: Die Bewertung menschlichen Lebens durch Peter Singer. Versuch einer theologischen Auseinandersetzung anhand der kirchlichen Erklärung „Gott ist ein Freund des Lebens“ und der Entwürfe von Heinrich Pompey, Ulrich Bach und Gerd Theißen, BDW.A DA 172, Heidelberg 1991.
- WÜRZBERG, CHRISTINE: Die Beratungsarbeit der Kirche zwischen Seelsorge und Lebensbegleitung. Eine theologische Begründung der kirchlichen Beratungsarbeit, BDW.A DA 173, Heidelberg 1991.
- PASCALIS, PATRIZIA: Wohnungslosenarbeit in Gutleut, Frankfurt/M, BDW.A DA 174, Heidelberg 1992.
- KLUTH, SYLKE: Schuldnerberatung. Ein Muß in unserer Gesellschaft, BDW.A DA 175, Heidelberg 1992.
- KÖSTER, DIRK: Die Antwort auf die Soziale Frage. Konkretionen des Reiches Gottes in den theologischen Konzeptionen von Johann Hinrich Wichern und Leonhard Ragaz, BDW.A DA 176, Heidelberg 1992.
- HILDENHAGEN, MARKUS: Lazarus Spengler und die Nürnberger Armenordnung von 1522, BDW.A 177, Heidelberg 1992.
- SCHLIEPHAKE, DIRK: Fritz von Bodelschwingh, Bethel, und die Auseinandersetzung mit der Sterilisation und der „Euthanasie“-Aktion von 1877-1940. Gratwanderung zwischen Gehorsam und Widerstand, BDW.A DA 178, Heidelberg 1991.
- HETTLER-WIEDEMANN, MAREN: Kompetenz im Alter. Ein begriffskritischer Versuch, BDW.A DA 179, Heidelberg 1991/92.
- WINTER, GABRIELE: Erziehung zur Menschlichkeit. Der anthropologische und erziehungsphilosophische Ansatz Johann Heinrich Pestalozzis und seine Bedeutung für die Pädagogik der Gegenwart, BDW.A DA 180, Heidelberg 1993.
- SCHWEGMANN-BEISEL, GUIDO: Das Alte Testament in der Diakonie. Eine kritische Bestandaufnahme und die Rede vom Menschen nach Psalm 8, BDW.A DA 181, Heidelberg 1992.
- GÜNNEMANN, UTE: Das Alter als eigene Lebensphase. Wahrnehmung und Orientierung aus gerontologischer und biblisch-theologischer Sicht im Umgang mit alten Menschen, BDW.A DA 182, Heidelberg 1993.
- SANDER, CHRISTEL: Der theologisch-daikonische Ansatz von Ulrich Bach. Darstellende Aspekte und Anfragen, BDW.A DA 183, Heidelberg 1993.
- BORTLIK, ANNEGRET: Die Konzeption der Seelsorge bei Eduard Thurneysen, BDW.A DA 184, Heidelberg 1993.
- GERSTNER, DIETRICH: Flüchtlinge und Asylsuchende im Europa der 90-er Jahre. Eine Untersuchung über den Beitrag der Kirche zur Gestaltung einer humanen Flüchtlingspolitik, BDW.A DA 185, Heidelberg 1993.
- BACH, MARTIN: Verantwortung für die städtische Gesellschaft. Aspekte der Geschichte und gegenwärtige Schwerpunkte des sozialen Denkens der Church of England vor dem Hintergrund der urbanen Krise, BDW.A 1, Heidelberg 1993.
- SEITHEL, WOLFGANG: Eine exemplarische Untersuchung des Verhältnisses von Kirche und Staat in der ehemaligen DDR anhand von Moritz Mitzenheims 'Politische Diakonie' und Emil Fuchs' 'Christliche und marxistische Ethik', BDW.A 2, Heidelberg 1993/94.
- DÖPP, MATTHIAS: Darstellung und Kritik der Wirtschaftsethik von Arthur Rich, BDW.A 3, Heidelberg 1993/94.
- SPIER, GABY: Aspekte der Seelsorge im Kontext der Suizidproblematik, BDW.A 4, Heidelberg 1994.
- ZWEIHOFF, JÖRG: Innere Mission und Eugenik im Zusammenhang mit der Geschichte und den Auswirkungen des „Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“, BDW.A 5, Heidelberg 1993/94.

- BENDER, FRIEDEMANN: Die „Zehn Artikel über Freiheit und Dienst der Kirche“ von 1963 im Kontext von Kirche und Diakonie in der DDR von 1958 bis 1969, BDW.A 6, Heidelberg 1994.
- MLETZKO, UWE: Der Fremde im sog. Heiligkeitsgesetz. Ein Kapitel alttestamentlicher Diakonie, BDW.A 7, Heidelberg 1994.
- EICKHOFF-BRUMMER, PETRA: Gerechtigkeit in der Theologie des Evangelisten Matthäus. Mit einer Exegese von Mt. 5,17-20, BDW.A 8, Heidelberg 1994.
- WAAP, THORSTEN: Zur Leitung der Anstalten Hehphata und des hessischen Brüderhauses e.V. nach dem zweiten Weltkrieg bis zum Jahr 1951, BDW.A 9, Heidelberg 1994.
- MARHOLDT, ANKE: Entwicklung der Betheler Anstalten bis zum Beginn der dreißiger Jahre (1867-1933) im Spiegel der Publikationsorgane der Anstalten insbesondere der Zeitschrift „Beth-El“ und des Arbeitsberichts „Saat und Segen“ von Fritz von Bodelschwingh, BDW.A 10, Heidelberg 1994.
- LUNKENHEIMER, THOMAS: Gustav Werner (1809-1887) und sein Modell einer christlichen Fabrik, BDW.A 11, Heidelberg 1995.
- GÖTZELMANN, ARND: Erweckungsbewegung und Soziale Frage in Deutschland. Eine historische Darstellung der Wurzeln der Diakonie im ausgehenden 18. und im 19. Jahrhundert, BDW.A 12, Heidelberg 1996.
- LIPPS, DIANA: Die Anfänge der Herrnhuter Mission unter Zinzendorf. Dargestellt an den Missionsgebieten: Westindische Inseln, Grönland, Nordamerika, BDW.A 13, Heidelberg 1996.
- TANJA RAACK: Vom Gesinnungsethiker zum Verantwortungsethiker. Aussagen zu Gewalt und Gewaltlosigkeit im theologisch-ethischen Werk Dietrich Bonhoeffers, BDW.A 14, Heidelberg 1996.
- JÄKLE, HANNES: Sterilisation im Dritten Reich. Voraussetzungen, NS-Politik und deren Auswirkungen in der Heil- und Pflegeanstalt für Epileptische in Kork/Baden, BDW.A 15, Heidelberg 1997.
- MAIER, MICHAEL: Diakonie und Kirche – Diakonie als Kirche? Eine Untersuchung aktueller diakonischer Leitbilder auf ihre ekklesiologischen Bezüge, BDW.A 16, Heidelberg 1997.
- TRITTENBACH, PETER: Selbsthilfegruppen und Modelle der Selbsthilfeförderung, BDW.A 17, Heidelberg 1997.
- JUST, TILMAN: Ethische Konflikte in der humanitären Hilfe. Dargestellt unter besonderer Berücksichtigung der Situation der humanitären Hilfe in Bosnien-Herzegowina 1992-1995, BDW.A 18, Heidelberg 1997, *erschienen*: mit einem Geleitwort von Hans Koschnick (Diakoniewissenschaftliche Studien 5), Heidelberg 1998.
- LÖFFLER, THOMAS: Zu Nutzen und Gebrauch der Armen. Die Geschichte der Astor-Stiftung in Walldorf, BDW.A 19, Heidelberg 1997, *erschienen*: hg. von der Astor-Stiftung (Stadt Walldorf), Walldorf/Bd. 1998.
- ZIEHM, CATHARINA R.: „Ich war krank und ihr habt mich besucht“. Arbeit, Zusammenarbeit und Fortbildung von Haupt- und Ehrenamtlichen in der ökumenischen Krankenhausseelsorge und -hilfe – vor allem in Heidelberg, BDW.A 20, Heidelberg 1998.
- JOAS, UWE: Diakonie, Gemeinde, Sozialpastoral. Hermann Steinkamps Theorieansätze zur Erneuerung der diakonischen, kirchlichen und gemeindlichen Praxis, BDW.A 21, Heidelberg 1998.
- BARKE, PAMELA: Hermann Steinkamps Entwurf einer 'Sozialpastoral' als Beitrag zur neueren praktisch-theologischen Diskussion um Kirche und Gemeinde, BDW.A 22, Heidelberg 1998.
- SCHIPPER, ARNE: Neue Rahmenbedingungen in der stationären Altenpflege. Betrachtung der Änderungen im vollstationären Bereich der Altenhilfe durch die Einführung der Pflegeversicherung, unter besonderer Berücksichtigung des Standard-Pflegesatz-Modells der Spitzenverbände der Pflegekassen, der Bundesarbeitsgemeinschaft der überörtlichen Träger der Sozialhilfe und der Bundesvereinigung der kommunalen Spitzenverbände, BDW.A 23, Heidelberg 1999.
- OTT, CHRISTINE: Utilitarismus und Diakonie, BDW.A 24, Heidelberg 1999.

## Diakoniewissenschaftliche Diplomarbeiten am Diakoniewissenschaftlichen Institut (1993-1999)

BDW.D, 1-102, 1993-1999 = Beiträge zur Diakoniewissenschaft. Neue Folge – Diplomarbeiten

*zusammengestellt von Volker Herrmann*

### Wintersemester 1992/93:

- BAUER-TORNACK, GÜNTHER: Ehrenamtliche Mitarbeit in der Diakonie am Beispiel des Diakonischen Werkes Bayern, BDW.D 1, Heidelberg 1993.
- BRETZ, KARL FRIEDRICH: Die Orthodoxen Kirchen in der ehemaligen Sowjetunion und ihre Neuansätze zur Diakonie, BDW.D 2, Heidelberg 1993.
- KIEßLING, SVEN: Schwangerschaftskonflikt – Hilfen für alleinstehende Mütter – Adoption 1989-1992 – ein Vergleich. Unter besonderer Berücksichtigung der neuen Bundesländer, BDW.D 3, Heidelberg 1993.
- MEHL, CHRISTOPH: Christliches Unternehmertum und Diakonie. Der Direktor der Augsburgers Kammgarnspinnerei und Gründer des Diakonischen-Mutterhauses Hensoltshöhe, Ernest Mehl (1836-1912), BDW.D 4, Heidelberg 1993
- MÜNCH, SABINE: Die Theologie Johann Hinrich Wicherns – dargestellt anhand ausgewählter Predigten. Glaube und Liebe als Thema des Predigers J.H. Wichern, BDW.D 5, Heidelberg 1993.
- VON SCHUBERT, BRITTA: Das Aktionsprogramm der Europäischen Gemeinschaft HELIOS zur Integration Behinderter und seine Bedeutung für die diakonisch-soziale Arbeit – Perspektiven aus der Bundesrepublik Deutschland, BDW.D 6, Heidelberg 1993.
- STEIN, JÜRGEN: Rahmenbedingungen der Freien Wohlfahrtspflege insbesondere der Diakonie in der Bundesrepublik Deutschland, dargestellt im Hinblick auf den europäischen Forschungsaustausch, BDW.D 7, Heidelberg 1993, *erschienen unter dem Titel: Rahmenbedingungen der Freien Wohlfahrtspflege in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Beitrag zur Bestimmung der Diakonie im europäischen Erfahrungsaustausch (Diakoniewissenschaftliche Studien 3)*, Heidelberg 1994.
- WAHLHÄUSER, HERMANN: Adolf Stoeckers Wirken auf dem Evangelisch-Sozialen Kongreß, BDW.D 8, Heidelberg 1993.

### Sommersemester 1993:

- HAHN, OTMAR: Das Diakonenamt bei Johannes Calvin, BDW.D 9, Heidelberg 1993.
- HEEKEREN, CHRISTINE: Das Profil diakonischer Einrichtungen. Theoretische Grundlagen – Methodisch-hermeneutische Überlegungen, BDW.D 10, Heidelberg 1993.

HOFFMANN, KURT: Menschenwürde und Kompetenz im Alter – Theoretische Aspekte und praktische Konsequenzen. Dargestellt im Zusammenhang mit einem Modellversuch zur Betreuung verwirrter und psychisch kranker alter Menschen im Paul-Gerhardt-Werk in Offenburg, BDW.D 11, Heidelberg 1993.

MERZ, DIETMAR: Diakonat der Gemeinde – ein Beitrag zur Verhältnisbestimmung von Gemeinde und Diakonie. Unter besonderer Berücksichtigung der Entwürfe Wilhelm Pressels für eine Ordnung der Diakonie in der Gemeinde aus den Jahren 1949/50, BDW.D 12, Heidelberg 1993.

MEZINCA, MARIUS: Bibel – Quelle der Diakonie, BDW.D 13, Heidelberg 1993.

ROLLIN, JÜRGEN: Die wirtschaftlichen Unternehmungen des Central-Ausschusses für die Innere Mission in den Jahren 1921 bis 1931, BDW.D 14, Heidelberg 1993.

SCHÖNEMANN, JÖRG: Das Problem der Identität und die Würde des Menschen im Alter. Psychosoziale und theologische Überlegungen im Blick auf den Umgang mit alten Menschen in der Diakonie, BDW.D 15, Heidelberg 1993.

### Wintersemester 1993/94:

BÜHLER, GOTTFRIED: Schulsozialarbeit - ein diakonisches Handlungsfeld, BDW.D 16, Heidelberg 1994.

DÜVEL, ANJA: Die Rolle der Angehörigen bei der Pflege alter Menschen, BDW.D 17, Heidelberg 1994.

HAHN, GERALD: Behinderung und Lebenswelt. Integration als Aufgabe diakonischer Behindertenhilfe am Beispiel ausgewählter Lebensformen für geistig Behinderte in der Gustav-Werner-Stiftung Reutlingen, BDW.D 18, Heidelberg 1994.

HAUPTMANN, ROLAND: Evangelische Kindergartenarbeit im Kontext gesellschaftlicher Modernisierung. Ein Beitrag zur diakonischen Profilierung kirchlicher Arbeit mit Kindern und Eltern, BDW.D 19, Heidelberg 1994.

KIRCHER, MATTHIAS: Seelsorge unter den Bedingungen des modernen Krankenhauses unter besonderer Berücksichtigung der geriatrischen Klinik Bethanien in Heidelberg, BDW.D 20, Heidelberg 1994.

LEE, SEUNG-YOUL: Die Grundgedanken der Diakonie bei Johann Hinrich Wichern und sein Gutachten über die Diakonie und den Diakonat, BDW.D 21, Heidelberg 1994.

POLLE, DIETMAR: Das neue Jugendhilferecht in der Bewährung. Neue Herausforderungen im Blick auf Jugendgefährdung und Gewaltbereitschaft unter Jugendlichen, BDW.D 22, Heidelberg 1994.

SCHMIDT, FRIEDRICH: Theologisches Selbstverständnis und Struktur der caritativen Arbeit in der Caritas Italiana – Ein Beitrag zum Europäischen Forschungsaustausch zur Theologie und Praxis der Diakonie, BDW.D 23, Heidelberg 1994.

ZITT, RENATE: Theodor Lohmanns sozialreformerisches Konzept und seine Bedeutung für die Positionsbestimmung der inneren Mission gegenüber der sozialen Frage in den Umbrüchen des Kaiserreichs, BDW.D 24, Heidelberg 1994.

#### **Sommersemester 1994:**

APELL, HENRI: Die Hospizinitiative als neues Aufgabenfeld der Begleitung Sterbender. Entwicklung, Zielsetzung und praktische Modelle, BDW.D 25, Heidelberg 1994.

BEYER, CHRISTOPHER: Der Krieg im ehemaligen Jugoslawien und das Problem der humanitären Hilfe - Versuch einer Zwischenbilanz, BDW.D 26, Heidelberg 1994.

BOCH, GERLIND: Monastisches Leben und Diakonie. Die monastischen Aspekte des diakonischen Handelns dargestellt anhand der Regeln ausgewählter Orden und Dienstgemeinschaften, BDW.D 27, Heidelberg 1994.

ENGELBRECHT, KARL MICHAEL: Die Praxisfelder Kindertagesstätte und ambulante Pflege im Dienste eines sozialisationsbegleitenden und lebensweltorientierten Gemeindeaufbaus, BDW.D 28, Heidelberg 1994, *erschienen unter dem Titel: Leben formen – Formen leben. Kindertagesstätte und Diakoniestation im Gemeindeaufbau (Themen der Diakonie 26)*, Frankfurt/M. 1996.

FABRICIUS, ANNEGRET: Im Zeichen Europas. Überblick über einige caritative Einrichtungen in Frankreich und Ländervergleich verschiedener Aspekte der sozialen Systeme Frankreichs und Deutschlands, BDW.D 29, Heidelberg 1994.

GERNER-BEUERLE, CHRISTOPH: Constantin Frick als Präsident des Central-Ausschusses für innere Mission von 1934-1946. Seine Auseinandersetzung mit Staat und Partei unter besonderer Berücksichtigung des Kampfes gegen die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt, BDW.D 30, Heidelberg 1994.

HOFFMANN, JOHANNES: „Bodelschwingh's geliebte Kinder“. Die Hoffnungstaler Anstalten Lobetal (Brandenburg) 1944-1961, BDW.D 31, Heidelberg 1994.

HWANG, KUM-BONG: Diakonische Tätigkeit und der Frauenberuf in der Kirche: Studien zur diakonischen beruflichen Praxis in der Volkskirche Deutschland und in der Freikirche der Presbyterian Church of Korea, BDW.D 32, Heidelberg 1994.

KOSTKA-HIPPE, CLAUDIA: Diakonische Gemeinde als soziales Netzwerk. Schritte und Lernprozesse beim Aufbau eines sozial-diakonischen Netzes in der Gemeinde, BDW.D 33, Heidelberg 1994.

VAGT, ANKE: Witwen und Waisen im Alten Testament - dargestellt anhand des Deuteronomiums, BDW.D 34, Heidelberg 1994.

#### **Wintersemester 1994/95:**

AUER, CHRISTINE: Professionalisierungsvorstellungen in der Krankenpflege – diskutiert auf den Helferasspekt, BDW.D 35, Heidelberg 1995.

HERRMANN, VOLKER: Vom Patristiker zum Biographen J.H.Wicherns. Der Lebensweg des Diakoniehistorikers Martin Gerhardt (1894-1952) bis zum Jahre 1931 (Reife- und Werdejahre), BDW.D 36, Heidelberg 1995.

WEDEK, MARTIN: Altenheimseelsorge mit altersverwirrten Menschen als Thema diakonischer Altenarbeit, BDW.D 37, Heidelberg 1995.

#### **Sommersemester 1995:**

BEINTNER, CLAUDIA/LEIß, SYBILLE: Institutioneller Umgang mit dem Ehwunsch und Partnerschaft von Menschen mit geistiger Behinderung. Eine diakoniewissenschaftliche, empirische Studie über diakonische, caritative und konfessionell nicht gebundene Träger der Behindertenhilfe an ausgesuchten Einrichtungen, BDW.D 38/39, Heidelberg 1995

DEUTSCHMANN, STEFAN: Mission und Diakonie im Herzen der Stadt - Von den Anfängen der Stadtmissionsarbeit und ihrer Entwicklung im britischen Methodismus, BDW.D 40, Heidelberg 1995.

EICHLER, CHRISTOPHER: Zur Notwendigkeit und zu Möglichkeiten der Sterbebegleitung in Familie und Gemeinde unter besonderer Berücksichtigung neuerer Entwicklungen der Hospizbewegung, BDW.D 41, Heidelberg 1995.

FREYLER, PETRA: Das diakonische Krankenhaus als lernende Organisation, BDW.D 42, Heidelberg 1995

GÖBEL, REINER: Einrichtungsdiakonie - Gemeindediakonie. Ein vielfach gespaltenes und vielfach gestaltetes Verhältnis. Beispiele aus dem Hess. Diakoniezentrum Hephata, BDW.D 43, Heidelberg 1995.

KADES, THARWAT: Zusammenleben mit Muslimen als neue Herausforderung an die Diakonie, BDW.D 44, Heidelberg 1995.

KIM, OK-SOON: Der theologische Ansatz Paul Philipps in seiner Bedeutung für die Diakonie der koreanischen Kirche, BDW.D 45, Heidelberg 1995.

SCHUSTER, MICHAELA: Mädchenarbeit heute - ein Sozialisationsbeitrag zur Gleichberechtigung? Exemplarische Darstellung und Vergleich dreier Konzepte unter Berücksichtigung der impliziten Aussagen und expliziten Forderungen aus Paragr. 9(3) KJHG, BDW.D 46, Heidelberg 1995.

SPECK, AGNES: Die Arbeit der Evangelischen Akademien in den ostdeutschen Landeskirchen von 1945 bis 1989. Eine Untersuchung zum gesellschaftlichen Beitrag der Akademiearbeit, BDW.D 47, Heidelberg 1995.

#### **Wintersemester 1995/96**

BÖDKER, ARNE: Seelsorge und Beratung als Aufgaben- und Spannungsfeld kirchlichen Handelns am Beispiel Ehe und Familie, BDW.D 48, Heidelberg 1995.

BRESS-GOHO, NICOLE: Rechtsradikalismus und Pädagogik unter besonderer Berücksichtigung von Kirche und Diakonie, BDW.D 49, Heidelberg 1995.

JEHLE, DORIS: Bestandsaufnahme Evangelischer Schwesternschaften in der BRD 1981-1995, BDW.D 50, Heidelberg 1995.

MEYER, YORK-HERWARTH: Die evangelische Rettungsarbeit und ihr Zusammenschluß im Evangelischen Erziehungsamt der Inneren Mission. - Zur Entwicklung der Kommunikation und Konföderation der evangelischen Erziehungsarbeit auf Reichsebene bis 1918, BDW.D 51, Heidelberg 1995.

ZABOKRZYCKI, ZENON: Diakonie als Lebens- und Wesensäußerung des Menschen auf dem Wege zu einem personell integrierten Verständnis der Diakonie - dargestellt im Anschluß an die Theorie der positiven Desintegration von Kazimir Dobrowski (1902-1980), BDW.D 52, Heidelberg 1995.

#### **Sommersemester 1996**

BEJICK, URTE: Das Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Baden. Organisation, Arbeit und Selbstverständnis 1945-48, BDW.D 53, Heidelberg 1996.

GERHARD, MICHAEL: Die Diakonie zwischen betriebswirtschaftlichen Anforderungen und sozial-ethischen Verpflichtungen ausgehend vom Beispiel der Entwicklung von Standards in der Qualitätssicherung der stationären Altenhilfe, BDW.D 54, Heidelberg 1996.

GERSTNER, DIETRICH: Zur „Harmonisierung des Asylrechts“. Kirchliche Stellungnahmen zur Flüchtlingspolitik angesichts der Krise des Asylrechts im Europa der 90er Jahre (unter besonderer Berücksichtigung der Situation in Deutschland), BDW.D 55, Heidelberg 1996.

GIEBEL, ASTRID: Glaube, der in der Liebe tätig wird. Diakonie in den Anfängen des deutschen Baptismus und gegenwärtige Gemeindediakonie im

Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden, BDW.D 56, Heidelberg 1996.

HOHMANN, HELGE: Kirche: „Gemeinschaft der Heiligen“ oder „Fremde Heimat“? Eine Untersuchung zur ekklesiologischen Beurteilung der empirischen Kirche als Ort diakonischen Gemeindeaufbaus nach Dietrich Bonhoeffer, Sanctorum Communio und der EKD-Studie „Christsein gestalten“, BDW.D 57, Heidelberg 1996.

KLEIN, MICHAEL: Evangelische Kirche im Schatten der Agrarromantik. Grundlinien der Dorfkirchenbewegung 1907-1941 im Spiegel ihres Publikationsorganes „Die Dorfkirche“, BDW.D 58, Heidelberg 1996.

MERKEL, ULRIKE: Die Bedeutung der Versöhnungslehre Karl Barths für eine Theologie der Diakonie, BDW.D 59, Heidelberg 1996.

SEITHEL, WOLFGANG: Schulbezogene Jugendarbeit im Hauptschulbereich als Form von Schulsozialarbeit. Chancen der Kooperation von Schule, kirchlicher Jugendarbeit und diakonischer Gemeinde, BDW.D 60, Heidelberg 1996.

ZIMMERMANN, MIRJAM: Zur Auseinandersetzung mit den Thesen zur Frühheuthanasie/zur Infantizid von P. Singer und H. Kuhse, BDW.D 61, Heidelberg 1996.

ZIMMERMANN, RUBEN: Zur Behandlungspraxis bei schwerstgeschädigten Neugeborenen an deutschen Kliniken. Konzeption, Ergebnisse und ethische Implikationen einer empirischen Umfrage, BDW.D 62, Heidelberg 1996.

#### **Wintersemester 1996/97:**

GÜNNEMANN, UTE: Das Frauenbild der Kaiserswerther Mutterhausdiakonie in der NS-Zeit und die Rolle der Diakonissen zwischen Anpassung und Widerstand 1933-1939, BDW.D 63, Heidelberg 1996.

LIERMANN, SABINE: „Gefallen“ – Ledige Mütter im 19. Jahrhundert. Ihre Rechte und das Verhalten der Inneren Mission, BDW.D 64, Heidelberg 1996.

NITSCHKE, ULRIKE: „Aus Blindheit und Schuld zur Umkehr gerufen ...“ Der Umgang der Kirche mit der Schuld an Jüdinnen und Juden nach 1945. Dargestellt anhand der Synodenprotokolle der EKHN bis zur Ergänzung des Grundartikels am 3. Dezember 1991, BDW.D 65, Heidelberg 1996.

POPESCU, MARIA-MARINELA: Die Entwicklung und gegenwärtige Wirklichkeit der Diakonie in der Rumänisch-Orthodoxen Kirche, BDW.D 66, Heidelberg 1996.

SCHMITTKNECHT, ANTJE: Hilfe zur Erziehung im Spannungsfeld von Familienorientierung und Fremdunterbringung. Eine diakoniewissenschaftliche Untersuchung am Beispiel der Tagesgruppe Rulandstraße der Evangelischen Diakonissenanstalt Speyer, BDW.D 67, Heidelberg 1996.

WILLEMER, KARSTEN: Diakonie als Zeugendienst der Gemeinde. Karl Barths Verständnis von Diakonie im Rahmen seiner Ekklesiologie der Versöhnungslehre (KD IV, §§ 63, 67, 72), BDW.D 68, Heidelberg 1996.

#### **Sommersemester 1997:**

BORRMANN, KATRIN: Diakonischer Gemeindeaufbau am Beispiel der ökumenischen Nachbarschaftshilfe. Eine Fallstudie aus dem Stadtteil Heidelberg-Wieblingen, BDW.D 69, Heidelberg 1997.

FABIAN, CLAUDIUS: Problemfeld Arbeitslosigkeit – Diakonische Initiativen der Evangelischen Kirche der Pfalz von 1977 bis 1997, BDW.D 70, Heidelberg 1997.

GLASER, STEPHAN: Die Liebestätigkeit der ersten Christen in der Sicht des frühen Gottfried Arnold (1666-1714). Eine Annäherung an die „Erste Liebe“, BDW.D 71, Heidelberg 1997.

HOFER, SABINE: Frauenhaus – Eine gesellschaftliche und diakonische Herausforderung. Eine Fallstudie zum Frauenhaus Ansbach, BDW.D 72, Heidelberg 1997.

SAGAWA, KAI: Der Umgang mit alten Menschen im Alten Testament, BDW.D 73, Heidelberg 1997.

SPECK, DOROTHEE: Unvermutete Verheißung. Petrusgeschichten in diakonischer Perspektive, BDW.D 74, Heidelberg 1997.

STORK, ANETTE: Zwischen Professionalität und dem guten Herzen. Ehrenamtliche Mitarbeit in der Telefonseelsorge. Unter besonderer Berücksichtigung von Aspekten der nichtprofessionellen Mitarbeit, BDW.D 75, Heidelberg 1997.

WEISBROD, ANDREAS: Versöhnung contra Vergeltung. Das Recht des Staates zu strafen und seine Begrenzung an der Bewahrung des menschlichen Lebens, BDW.D 76, Heidelberg 1997.

#### **Wintersemester 1997/98:**

DIKOVA, ROSSITZA: Sozial-diakonische Ansichten Basilius des Großen. Im Zusammenhang mit seinem Leben und seinem Werk dargestellt, BDW.D 77, Heidelberg 1998.

LEIS, ANNETTE: Diakonie auf lokaler und weltweiter Ebene. Das Samariterhem in Uppsala/Schweden und sein internationales Engagement unter besonderer Berücksichtigung des ersten schwedischen DIAKONIA-Präsidenten Pehr Edwall (1915-1996), BDW.D 78, Heidelberg 1998.

REGELE, SABINE: Gewalt an Frauen und Kindern als Aufgabenfeld der Evangelischen Landeskirche in Baden, BDW.D 79, Heidelberg 1998.

SPRAKTIES, GERHARD: Der leidende Mensch vor der Sinnfrage. Überlegungen zum Umgang mit Leid auf dem Hintergrund der Logotherapie und Existenzanalyse Viktor E. Frankls sowie der präferenzutilitaristischen Ethik Peter Singers, BDW.D 80, Heidelberg 1998.

VIERTEL, GERLINDE: Die Entwicklung der lutherischen Kirche und ihrer Diakonie in Polen 1945-1995, BDW.D 81, Heidelberg 1998, *erschienen unter dem Titel: Evangelisch in Polen. Staat, Kirche und Diakonie 1945-1995*, Erlangen 1997.

WEIßER, KARIN: Sucht als Herausforderung an die Diakonie – Klärung im interdisziplinären Gespräch und Versuch einer theologischen Grundlegung, BDW.D 82, Heidelberg 1998.

#### **Sommersemester 1998**

BAUMANN, CORNELIA: Die Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung als Beispiel der Entwicklung der Behindertenhilfe in der Bundesrepublik Deutschland, BDW.D 83, Heidelberg 1998.

BEUTEL, HARALD: The Elevation of the Poor. Der sozialreformerische Ansatz Thomas Chalmers (1780-1847), BDW.D 84, Heidelberg 1998.

FROMMANN, KARL-HEINZ: Älter werdende und alte Menschen mit geistiger Behinderung. Annäherung an ein diakonisches Aufgabenfeld aus der Sicht der Seelsorge, BDW.D 85, Heidelberg 1998.

FUNK, SILKE: Die ambulante Hospizhilfe als ein neues Aufgabenfeld von Diakonie und Kirche. Erläutert an Ausbildung, Intention und Struktur im ehrenamtlichen Kontext, BDW.D 86, Heidelberg 1998.

GÜMBEL, PETER: Trost im Angesicht des Todes. Die Begleitung von Sterbenden, deren Angehörigen und Trauernden durch die Hospizhilfe. Eine Untersuchung, BDW.D 87, Heidelberg 1998.

HEUSEL, GABRIELE: Grundlagen und Gestaltung lebensweltorientierter Beratungsarbeit am Beispiel einer Dienststelle des Diakonischen Werkes Hessen-Nassau, eine Fallstudie, BDW.D 88, Heidelberg 1998.

KERSTING, KATJA: Beratung von Flüchtlingen und Asylsuchenden als Herausforderung für Diakonie und Kirche, BDW.D 89, Heidelberg 1998.

LEE, DUK-NAM: Aufforderung an die koreanische protestantische Kirche zum Wechsel zur diakonischen Gemeinde am Beispiel der Urbanarmut, BDW.D 90, Heidelberg 1998.

STOLL, WOLFGANG: Fundraising als alternatives Finanzierungsmodell im Bereich der Diakonie? Eine kritische Analyse, BDW.D 91, Heidelberg 1998.

#### **Wintersemester 1998/99**

BECKORD, MARTIN: Möglichkeiten und Grenzen des Outsourcing von Leistungsbereichen diakonischer Unternehmungen, BDW.D 92, Heidelberg 1999.

DRESCHER, LUTZ: Ökumenisches und Diakonisches Lernen – Eine Skizze, BDW.D 93, Heidelberg 1999.

FLECK-GERLACH, ANGELA: Familienbildung als gesellschaftsdiakonische Aufgabe. Traditionen,

- Dimensionen und innovative Modelle, BDW.D 94, Heidelberg 1999.
- GOEBEL, HEIKE: Bewältigung von Leiden durch seelsorgerliche und therapeutische Begleitung bei Sterbenden und deren Angehörigen im Rahmen der Hospizarbeit, BDW.D 95, Heidelberg 1999.
- HEß, MARTIN: Der Evangelische Jugend- und Wohlfahrtsdienst in Heidelberg von 1927 bis 1933. Eine diakoniegeschichtliche Untersuchung zu den Anfängen des Diakonischen Werkes Heidelberg, BDW.D 96, Heidelberg 1999.
- KIM, HAN-HO: Die Frühförderung behinderter Menschen in Süd-Korea. Vergleich zur Frühförderung in Deutschland, BDW.D 97, Heidelberg 1999.
- KURTZ-HÖFLE, CHARLOTTE: Schwangerschaft und Geburt zwischen Eigenverantwortlichkeit und medizinischer Einbindung, BDW.D 98, Heidelberg 1999.
- LÖFFLER, THOMAS: Die Astor-Stiftung in Walldorf als Beispiel kommunaler Diakonie – Ein Beitrag zur Diakoniegeschichte in Baden, BDW.D 99, Heidelberg 1999.
- MEIJER, KARL-LUDWIG: Management-Controlling in sozial-wirtschaftlichen Unternehmen, BDW.D 100, Heidelberg 1999.
- POPP, RÜDIGER: Ehrenamtliche Tätigkeit in der ambulanten Pflege. Zum Aufbau eines ehrenamtlichen Besuchsdienstes im Horizont der Diakoniestation Heidelberg, BDW.D 101, Heidelberg 1999.
- SMID, HILLARD: Heil und Heilung im Markusevangelium. Ein Gespräch mit Ulrich Bach, BDW.D 102, Heidelberg 1999.

## Dissertationen und Habilitationsschriften am Diakoniewissenschaftlichen Institut (1963-1999)

*zusammengestellt von Volker Herrmann*

### 1. Dissertationen:

- PIRNER, REUBEN G.: The Bach Evangelical Church Cantata as a Liturgical Form, Heidelberg 1963.
- WEBER, HARTWIG: Aspekte einer diakonischen Anthropologie bei Ottho Gerhard Heldring, Heidelberg 1971/72.
- BECKER, KARL: Grundlagen offener kirchlicher Arbeit mit Älteren. Versuch einer interdisziplinären Orientierung – unter Einbeziehung einer sozialpsychologischen Feldstudie, Heidelberg 1975, *erschienen unter dem Titel: Emanzipation des Alters. Ein Ratgeber für die kirchliche Arbeit*, Gütersloh 1975.
- ZIEGERT, RICHARD: Missionarische Profilierung der Kirche. Das Beispiel der Diakonatsbewegung im französischen Katholizismus, Heidelberg 1975, *erschienen unter dem Titel: Der neue Diakonatsamt. Das freie Amt für eine missionarische Kirche – Bilanz einer französischen Bewegung 1959-1977 (Forschungen zur systematischen und ökumenischen Theologie 41)*, Göttingen 1980.
- SPERLE, FRITZ: Der Vollzug der Freiheitsstrafe als Problem von Theologie und kirchlicher Praxis in Geschichte und Gegenwart, Heidelberg 1975.
- GRAMS, WARNFRID: Die Straßburger Almosenordnung von 1523 im Spannungsfeld der Geschichte. Eine Untersuchung zur Frage des Sozialwesens, Heidelberg 1976.
- VIDAL, GERHARD: Evangelische Straffälligendiakonie – im Spiegel der Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts, Heidelberg 1981.
- FOSS, ÖYVIND: Politische Diakonie? Das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in Deutschland und der Versuch, nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches eine gesellschaftsorientierte Diakonie zu verwirklichen, Heidelberg 1984, *erschienen: (Europäische Hochschulschriften 23, 274)*, Frankfurt a.M. u.a. 1986.
- DUNTZE, KLAUS: Die Verantwortung der Kirche für das großstädtische Gemeinwesen. Eine Untersuchung zum Verhältnis von kirchlicher Arbeit und Stadtentwicklung in Berlin (West) seit 1968 unter besonderer Berücksichtigung des Kirchenkreises Kreuzberg, Heidelberg 1990, *erschienen unter dem Titel: Die Verantwortung der Kirche für das großstädtische Gemeinwesen. Eine Untersuchung zum Verhältnis von kirchlicher Arbeit und Stadtentwicklung in Berlin (West) von 1968-1985 unter besonderer Berücksichtigung des Bezirks Kreuzberg (Europäische Hochschulschriften 22, 243)*, Frankfurt a.M. u.a. 1993.
- ZELFELDER, PAUL HERMANN: Heilen im Horizont diakonischen Gemeindeaufbaus. Eine diakoniewissenschaftliche Untersuchung, Heidelberg 1990/91.
- BRUNS, CHRISTOPH: Kirchliche Medienverantwortung angesichts neuer technischer Entwicklungen in der Massenkommunikation. Darstellung und Auswertung einer empirischen Untersuchung „Kommunikationsverhalten und neue Medientechniken“ im Rahmen der Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg (Berlin-West), Heidelberg 1990/91.

- KOPF, HARTMUT: Evangelische Jugendsozialarbeit. Arbeitsfelder – Aufgaben – Ziele. Zu Ansatz und Status theologischen Reflektierens in der sozialen Praxis kirchlicher Arbeit mit der Jugend. Eine Feldstudie diakonischen Handelns in kritischer Sympathie mit den Betroffenen, Heidelberg 1991/92.
- STEBING, HANS JÜRGEN: Aids als Herausforderung des Selbstverständnisses von Kirchen und Theologie in den Vereinigten Staaten von Amerika. Eine Untersuchung kirchlicher und theologischer Stellungnahmen im ersten Jahrzehnt der HIV-Epidemie, Heidelberg 1992.
- MAIER, GERHARD: Gemeindeaufbau als Gemeindegewachstum – eine praktisch-theologische Untersuchung zu Geschichte, Theologie und Praxis der „church growth“-Bewegung, Heidelberg 1992.
- MÄULE, THOMAS: Arbeit und Freizeit im Zeichen der „dritten industriellen Revolution“. Sozialethische Implikationen und Aufgabenstellungen, Heidelberg 1992.
- GÖTZELMANN, ARND: Vorgeschichte, Entstehung und Erstkonzeption der Speyerer Diakonissenanstalt. Eine diakoniewissenschaftliche Untersuchung zum Neuansatz der organisierten protestantischen Krankenpflege in der Pfalz im 19. Jahrhundert und ihrer historischen Zusammenhänge mit den Diakonissenanstalten Kaiserswerth und Straßburg, Heidelberg 1993, *erschienen unter dem Titel: Die Speyerer Diakonissenanstalt. Ihre Entstehungsgeschichte im Zusammenhang mit Kaiserswerth und Straßburg (Diakoniewissenschaftliche Studien 2)*, Heidelberg 1994.
- GROTE, CHRISTOF: Ortsgemeinden und Diakoniestationen. Überlegungen zur diakonischen Gemeinde anhand der Arbeit der westfälischen Diakoniestationen, Heidelberg 1993/94, *erschienen unter dem Titel: Ortsgemeinden und Diakoniestationen. Überlegungen zur diakonischen Gemeinde anhand der Arbeit der Diakoniestationen, Bielefeld 1995*.
- LEWERENZ, OLAF: Zwischen Reich Gottes und Weltreich. Friedrich Naumann in seiner Frankfurter Zeit unter Berücksichtigung seiner praktischen Arbeit und seiner theoretischen Reflexion, Heidelberg 1993/94, *erschienen: (Wissenschaftliche Schriften. Theologie)*, Sinzheim 1994.
- VON SCHUBERT, BRITTA: Auf der Suche nach neuen Wegen der Integration. Das Aktionsprogramm der Europäischen Gemeinschaft HELIOS zur Integration von Menschen mit Behinderungen und seine Bedeutung für die diakonisch-soziale Arbeit in Europa, Heidelberg 1994 [in Zusammenarbeit mit der Universität Hamburg], *erschienen unter dem Titel: Behinderung und selbstbestimmtes Leben. Das HELIOS-Programm der Europäischen Gemeinschaft – neue Aufgaben diakonisch-sozialer Arbeit in Europa (Diakoniewissenschaftliche Studien 4)*, Heidelberg 1995.
- KLEIN, MICHAEL: Leben, Werk und Nachwirkung des Genossenschaftsgründers Friedrich Wilhelm Raiffeisen (1818-1888). Dargestellt im Zusammenhang mit dem deutschen sozialen Protestantismus. Eine diakoniewissenschaftliche Untersuchung, Heidelberg 1994, *erschienen: (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte 122)*, Köln 1997.
- SCHMIDT, JUTTA: Beruf: Schwester. Die Entwicklung des Frauenbildes und des Berufsbildes in der Diakonie im 19. Jahrhundert, Heidelberg 1994/95, *erschienen unter dem Titel: Beruf: Schwester. Mutterhausdiakonie im 19. Jahrhundert (Geschichte und Geschlechter 24)*, Campus Verlag, Frankfurt a.M./New York 1998.
- ZEILFELDER-LÖFFLER, MONIKA: Die Geschichte der „Evangelischen Brüder- und Kinderanstalt Karlshöhe“ in Ludwigsburg unter besonderer Berücksichtigung der Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft (1933-1945), Heidelberg 1995, *erschienen unter dem Titel: Die Geschichte der „Evangelischen Brüder- und Kinderanstalt Karlshöhe“ in Ludwigsburg. Von den Anfängen bis nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs (1876-1950) unter besonderer Berücksichtigung der Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft (Diakoniewissenschaftliche Studien 8)*, Heidelberg 1996.
- WECHT, MARTIN: Wohl dem, der auf die Seite der Leidenden gehört. Jochen Klepper – ein christlicher Schriftsteller im jüdischen Schicksal, dargestellt anhand seines Tagebuches, Heidelberg 1995/96, *erschienen unter dem Titel: Jochen Klepper. Ein christlicher Schriftsteller im jüdischen Schicksal, (Studien zur Schlesischen und Oberlausitzer Kirchengeschichte 3)*, Düsseldorf 1998.
- ZITT, RENATE: „Zwischen Innerer Mission und staatlicher Sozialpolitik.“ Der protestantische Sozialreformer Theodor Lohmann (1831-1905), Heidelberg 1996, *erschienen unter dem Titel: „Zwischen Innerer Mission und staatlicher Sozialpolitik.“ Der protestantische Sozialreformer Theodor Lohmann (1831-1905). Studien zum sozialen Protestantismus im 19. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts 10)*, Heidelberg 1997.
- SCHUEING, HANS-WERNER: „als Menschen gegen Sachwerte gewogen wurden“. Die Geschichte der Erziehungs- und Pflegeanstalt für Geistesschwache Mosbach/Schwarzacher Hof und ihrer Bewohner 1933-1945, Heidelberg 1996, *erschienen: (Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden 54)*, Heidelberg 1997.
- SCHOEN, URSULA: Im Zweifel für den Menschen. Bedeutung und Wandel des Subsidiaritätsbegriffs in der katholischen Soziallehre und in der deutschen Sozialpolitik. Eine diakoniewissenschaftliche Untersuchung, Heidelberg 1996, *erschienen unter dem Titel: Subsidiarität. Bedeutung und*

Wandel des Begriffs in der katholischen Soziallehre und in der deutschen Sozialpolitik. Eine diakoniewissenschaftliche Untersuchung (Neukirchener Theologische Dissertationen und Habilitationen 13), Neukirchen-Vluyn 1997.

KALUSCHE, MARTIN: „Das Schloß an der Grenze“. Kooperation und Konfrontation mit dem Nationalsozialismus in der Heil- und Pflegeanstalt für Schwachsinnige und Epileptische Stetten i.R., Heidelberg 1996/97, *erschienen*: (Diakoniewissenschaftliche Studien 10), Heidelberg 1997.

KLIEME, JOACHIM: Ausgrenzung aus der NS-„Volksgemeinschaft“ – die Neuerkeröder Anstalten in der Zeit des Nationalsozialismus 1993-1945. Eine diakoniewissenschaftliche Studie, Heidelberg 1996/97, *erschienen*: (Braunschweiger Werkstücke), Braunschweig 1997.

ZIMMERMANN, MIRJAM: Zur Behandlungsentscheidung bei schwerstgeschädigten Neugeborenen. Medizinische, gesellschaftliche, juristische Grundlagen – Ethische Beurteilung und Folgerungen, Heidelberg 1997, *erschienen unter dem Titel*: Geburtshilfe als Sterbehilfe? Zur Behandlungsentscheidung bei schwerstgeschädigten Neugeborenen und Frühgeborenen. Medizinisch-empirische, juristische, philosophische Grundlagen, ethische Beurteilung und Folgerungen unter besonderer Berücksichtigung der Infantizidthesen von Peter Singer und Helga Kuhse, Frankfurt a.M. u.a. 1997.

MEYER, YORK-HERWARTH: Geschichte des Evangelischen (Reichs-)Erziehungs-Verbandes (EREV). Zur Entstehung und Entwicklung eines diakonischen Fachverbandes, Heidelberg 1997.

SCHMIDT, FRIEDRICH: Kindergarten als Nachbarschaftszentrum. Eine praktisch-theologische Feldstudie zur Gemeindeentwicklung unter besonderer Berücksichtigung von Kindern und Familien, Heidelberg 1997.

KIM, OK-SOON: Ekklesiologische und gesellschaftlich-politische Ansätze der Theologie der Diakonie in ihrer Bedeutung für die presbyterianische Kirche in Korea. Studien zur Theologie Paul Philipps, Heinz-Dietrich Wendlands und zu den Grundlagen der presbyterianischen Kirche, Heidelberg 1998.

GIEBEL, ASTRID: Teile und diene! Diakonie im deutschen Baptismus zwischen „öffentlicher Volksdiakonie“ und „bekennder Gemeindediakonie“ von den Anfängen bis 1957, Heidelberg 1998.

MEHL, CHRISTOPH: Reich-Gottes-Arbeit. Der christliche Unternehmer Ernest Mehl (1836-1912) als Wegbereiter der Gemeinschaftsbewegung. Eine diakoniegeschichtliche Untersuchung, Heidelberg 1998.

Eingereichte bzw. abgeschlossene Dissertationen:

LEE, SEUNG-YOUL: Die Geschichte der Diakonie in den protestantischen Kirchen Koreas und Perspektiven für die Erneuerung ihrer diakonischen Arbeit. Eine Fallstudie innerhalb der P.C.K., Heidelberg 1999.

HERRMANN, VOLKER: Martin Gerhardt (1894-1952) – der Historiker der Inneren Mission. Eine biographisch-historiographische Studie über den Begründer wissenschaftlicher Diakoniegeschichtsforschung, Heidelberg 1999.

## 2. Habilitationsschriften

PHILIPPI, PAUL: Die Vorstufen des modernen Diakonissenamtes (1789-1848) als Elemente für dessen Verständnis und Kritik. Eine motivgeschichtliche Untersuchung zum Wesen der Mutterhausdiakonie, Heidelberg 1963, *erschienen*: Neukirchen-Vluyn 1966.

SCHÄFER, GERHARD K.: ‚... daß wir uns nicht lassen können noch fliehen voneinander‘. Studien zur diakonischen Dimension christlicher Gemeindepraxis, Heidelberg 1993, *erschienen unter dem Titel*: Gottes Bund entsprechen. Studien zur diakonischen Dimension christlicher Gemeindepraxis (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts 5), Heidelberg 1994.

MÜLLER, KLAUS: Diakonie im Dialog. Von der sozialen Verantwortung im Gespräch zwischen Judentum und Christentum, Heidelberg 1997, *erschienen unter dem Titel*: Diakonie im Dialog mit dem Judentum. Eine Studie zu den Grundlagen sozialer Verantwortung im jüdisch-christlichen Gespräch (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts 11), Heidelberg 1999.

## **DWI-Info. Forum, Materialien, Informationen (1. 1978 – 32. 1999)** **hg. i.A. des Diakoniewissenschaftlichen Instituts**

*zusammengestellt von Volker Herrmann*

- DWI-Info 1 (April 1978), hg. von Gottfried Orth, Heidelberg 1978, 14 S.
- DWI-Info 2 (November 1978), hg. von Gottfried Orth, Heidelberg 1978, 21 S.
- DWI-Info 3 (Februar 1979), hg. von Barbara Städler, Heidelberg 1979, 30 S.
- DWI-Info 4 (August 1979), hg. von Susanne Kuthe, Heidelberg 1979, 18 S.
- DWI-Info 5 (April 1980), hg. von Studierenden am DWI, Heidelberg 1980, 15 S.
- DWI-Info 6 (Oktober 1980), hg. von Studierenden am DWI, Heidelberg 1980, 26 S.
- DWI-Info 7 (April 1981), hg. von Rainer Vorrath, Heidelberg 1981, 42 S.
- DWI-Info 8 (Oktober 1981), hg. von Rainer Vorrath, Heidelberg 1981, 51 S.
- DWI-Info 9 (Mai 1982), hg. von Rainer Vorrath, Heidelberg 1982, 32 S.
- DWI-Info 10 (Oktober 1982), hg. von Andreas Wehrmann/Dagmar Metzger, Heidelberg 1982, 32 S.
- DWI-Info 11 (SoSe 1983), hg. von Dagmar Metzger/Andreas Wehrmann, Heidelberg 1983, 23 S.
- DWI-Info 12 (WS 1983/84), hg. von Dagmar Metzger/Andreas Wehrmann, Heidelberg 1983, 17 S.
- DWI-Info 13 (SoSe 1984), hg. von Andreas Wehrmann, Heidelberg 1984, 31 S.
- DWI-Info 14 (WS 1984/85), hg. von Roland Wolf, Heidelberg 1984, 45 S.
- DWI-Info 16 (WS 1985/86), hg. von Roland Wolf, Heidelberg 1985, 18 S.
- ZUNKUNFTSPERSPEKTIVEN, DWI-Info 17 (SoSe 1986), hg. von Heinrich Fucks, Heidelberg 1986, 41 S.
- DWI-Info 18 (WS 1986/87), hg. von Heinrich Fucks, Heidelberg 1986, 34 S.
- FRAUEN IN DIAKONIE UND KIRCHE, DWI-Info 19 (SoSe 1987), hg. von Jutta Schmidt/Heinrich Fucks, Heidelberg 1987, 63 S.
- ZUR SITUATION DER FLÜCHTLINGE UND ASYLSUCHENDEN, DWI-Info 20 (WS 1987/88), hg. von Gabriele Renz/Jutta Schmidt, Heidelberg 1987, 51 S.
- EXKURSION IN DIE DDR. HOFFNUNGSTALER ANSTALTEN, DWI-Info 21 (SoSe 1988), hg. von Gabriele Renz/Jutta Schmidt, Heidelberg 1988, 60 S.
- DWI-Info 22 (WS 1988/89), hg. von Jutta Schmidt, Heidelberg 1988, 48 S.
- DIKONIE IN DEN NIEDERLANDEN, DWI-Info 23 (1989/90), hg. von Otmar Hahn/Jutta Schmidt, Heidelberg 1989, 68 S.
- DIKONIE IN DÄNEMARK, DWI-Info 24 (1990/91), hg. von Otmar Hahn/Volker Herrmann, Heidelberg 1990, IV/53 S.
- ÖKUMENISCHE DIAKONIE AM BEISPIEL KENIA, DWI-Info 25 (1991/92), hg. von Otmar Hahn/Volker Herrmann/Silke Rocker, Heidelberg 1991, V/131 S.
- ARBEIT AM INSTITUT, DWI-Info 26 (1992/93), hg. von Volker Herrmann/Barbara Wagner/Renate Zitt, Heidelberg 1992, V/117 S.
- ZUR DIAKONIE IM GETEILTEN DEUTSCHLAND UND IM EINIGUNGSPROZEß, DWI-Info 27 (1993/94), hg. von Volker Herrmann/Anke Marholdt/Hillard Smid, Heidelberg 1993, V/107 S.
- MISZELLEN AUS STUDIUM UND FORSCHUNG AM DIAKONIEWISSENSCHAFTLICHEN INSTITUT, DWI-Info 28 (1994/95), hg. von Volker Herrmann/Uwe Mletzko/Martin Wedek, Heidelberg 1994, IV/114 S.
- DIKONIE IM ÖKUMENISCHEN KONTEXT, DWI-Info 29 (1995/96), hg. von Volker Herrmann/Annette Leis/Stefan Schröher, Heidelberg 1995, V/121 S.
- WEGE DER DIAKONIEWISSENSCHAFT, DWI-Info 30 (1996/97), hg. von Volker Herrmann/Sven Kießling/Annette Leis, Heidelberg 1996, V/125 S.
- DIKONIEWISSENSCHAFT HEUTE – ZWISCHENBILANZ UND PERSPEKTIVE, DWI-Info 31 (1997/98), hg. von Michaela Frenz/Volker Herrmann/Uwe Joas/Annette Leis, Heidelberg 1997, 168 S.
- DIKONIEWISSENSCHAFT ZWISCHEN TRADITION UND INNOVATION, DWI-Info 32 (1999), hg. von Volker Herrmann/Susanne Koschmider/Annette Leis, Heidelberg 1999, 182 S.

## Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts

Herausgeber der gesamten Reihe: Prof. Dr. Dr. Theodor Strohm

Band 1:

PAUL PHILIPPI/THEODOR STROHM (Hg.),  
**Theologie der Diakonie. Lernprozesse im Spannungsfeld von lutherischer Überlieferung und gesellschaftlich-politischen Umbrüchen. Ein europäischer Forschungsaustausch,**  
 Heidelberg 1989. 247 S. Kart.  
 (z.Zt. vergriffen, Restexemplare im DWI erhältlich)

Band 2:

GERHARD K. SCHÄFER/THEODOR STROHM (Hg.),  
**Diakonie – biblische Grundlagen und Orientierungen. Ein Arbeitsbuch zur theologischen Verständigung über den diakonischen Auftrag,**  
 Heidelberg, 3. Auflage 1998. 425 S. Kart.  
 ISBN 3-8253-7094-1 DM 36.-

Band 3:

THEODOR STROHM/JÖRG THIERFELDER (Hg.),  
**Diakonie im „Dritten Reich“. Neuere Ergebnisse zeitgeschichtlicher Forschung,**  
 Heidelberg 1990. 352 S. Kart.  
 (z.Zt. vergriffen, Restexemplare im DWI erhältlich)

Band 4:

GERHARD K. SCHÄFER (Hg.),  
**Die Menschenfreundlichkeit Gottes bezeugen. ‚Diakonische‘ Predigten von der Alten Kirche bis zum 20. Jahrhundert,**  
 Heidelberg 1991. 487 S. Kart.  
 ISBN 3-8253-7030-5 DM 38.-

Band 5:

GERHARD K. SCHÄFER,  
**Gottes Bund entsprechen. Studien zur diakonischen Dimension christlicher Gemeindepraxis,**  
 Heidelberg 1994. 453 S. Kart.  
 ISBN 3-8253-7037-2 DM 48.-

Band 6:

THEODOR STROHM,  
**Diakonie und Sozialethik. Beiträge zur sozialen Verantwortung der Kirche,**  
 hg.v. KLAUS MÜLLER und GERHARD K. SCHÄFER. Mit einem Geleitwort von KLAUS ENGELHARDT,  
 Heidelberg 1993. XV, 473 S. Kart.  
 ISBN 3-8253-7051-8 DM 38.-

Band 7:

THEODOR STROHM/JÖRG THIERFELDER (Hg.),  
**Diakonie im Deutschen Kaiserreich (1871-1918). Neuere Beiträge aus der diakoniegeschichtlichen Forschung,**  
 Heidelberg 1995. 476 S. Kart.  
 ISBN 3-8253-7075-5 DM 40.-

Band 8:

THEODOR STROHM (Hg.),  
**Diakonie in Europa. Ein internationaler und ökumenischer Forschungsaustausch,**  
 Heidelberg 1997. 518 S. Kart.  
 ISBN 3-8253-7076-3 DM 38.-

Band 9:

JÜRGEN ALBERT,  
**Christentum und Handlungsform bei Johann Hinrich Wichern (1808-1881). Studien zum sozialen Protestantismus,**  
 Heidelberg 1997. XIV, 223 S. Kart.  
 ISBN 3-8253-7057-7 DM 24.-

Band 10:

RENATE ZITT,  
**„Zwischen Innerer Mission und staatlicher Sozialpolitik.“ Der protestantische Sozialreformer Theodor Lohmann (1831-1905). Eine Studie zum sozialen Protestantismus im 19. Jahrhundert,**  
 Heidelberg 1997. 543 S. Kart. ISBN 3-8253-7057-8  
 DM 36.-

Band 11:

KLAUS MÜLLER,  
**Diakonie im Dialog mit dem Judentum. Eine Studie zu den Grundlagen sozialer Verantwortung im jüdisch-christlichen Gespräch,**  
 Heidelberg 1999. 553 S. Kart. ISBN 3-8253-7071-2  
 DM 48.-

Die Bände sind über den Buchhandel zu beziehen oder direkt beim Verlag:

**Universitätsverlag C. Winter. Programm „Heidelberger Verlagsanstalt“,**  
 Postfach 10 61 40, 69051 Heidelberg,  
 Tel: 06221/ 77 02 60, Fax: 06221/ 77 02 69.

## Diakoniewissenschaftliche Studien

Herausgeber der gesamten Reihe: Prof. Dr. Dr. Theodor Strohm

Band 1:

MATTI JÄRVELÄINEN,

**Gemeinschaft in der Liebe. Diakonie als Lebens- und Wesensäußerung der Kirche im Verständnis Paul Philipppis,**

Heidelberg 1993. 167 S. Kart.

ISBN 3-929919-01-X DM 18.-

Band 2:

ARND GÖTZELMANN,

**Die Speyerer Diakonissenanstalt. Ihre Entstehungsgeschichte im Zusammenhang mit Kaiserswerth und Straßburg,**

Heidelberg 1994. 379 S. Kart. (vergriffen)

Band 3:

JÜRGEN STEIN,

**Rahmenbedingungen der Freien Wohlfahrtspflege in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Beitrag zur Bestimmung der Diakonie im europäischen Erfahrungsaustausch,**

Heidelberg 1994. 119 S. Kart. (vergriffen)

Band 4:

BRITTA VON SCHUBERT,

**Behinderung und selbstbestimmtes Leben. Das HELIOS-Programm der Europäischen Gemeinschaft – neue Aufgaben diakonischer sozialer Arbeit in Europa,**

Heidelberg 1995. 318 S. Kart. (vergriffen)

Band 5:

TILMAN JUST,

**Ethische Konflikte in der humanitären Hilfe. Dargestellt unter besonderer Berücksichtigung der Situation der humanitären Hilfe in Bosnien-Herzegowina 1992-1995,**

mit einem Geleitwort von HANS KOSCHNICK,

Heidelberg 1998. 200 S. Kart.

ISBN 3-929919-05-2 DM 20.-

Band 6:

JÜRGEN STEIN (Hg.),

**Diakoniegesetze im Bereich der Evangelischen Kirche in Deutschland. Eine Dokumentation,**

Heidelberg 1995. 164 S. Kart. (vergriffen)

Band 7:

**Erneuerung des Diakonats als ökumenische Aufgabe.**

ELSIE MCKEE, **Diakonie in der klassischen reformierten Tradition und heute.**

RISTO AHONEN, **Die Entwicklung des diakonischen Amtes in den lutherischen Kirchen insbesondere Finnlands,**

hg. und eingeführt von THEODOR STROHM,

Heidelberg 1996. 262 S. Kart.

ISBN 3-929919-07-9 DM 28.-

Band 8:

MONIKA ZEILFELDER-LÖFFLER,

**Die Geschichte der ‚Evangelischen Brüder- und Kinderanstalt Karlshöhe‘ in Ludwigsburg. Von den Anfängen bis nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs (1876-1950),**

Heidelberg 1996. 246 S. Kart.

ISBN 3-929919-08-7 DM 28.-

Band 9:

FRIEDRICH SCHMIDT/ARND GÖTZELMANN (Hg.),

**Der evangelische Kindergarten als Nachbarschaftszentrum in der Gemeinde. Dokumentation zum Modellprojekt des Diakonischen Werkes Pfalz,**

Heidelberg 1997. XI, 226 S. Kart.

ISBN 3-929919-09-5 DM 20.-

Band 10:

MARTIN KALUSCHE,

**„Das Schloß an der Grenze“. Kooperation und Konfrontation mit dem Nationalsozialismus in der Heil- und Pflegeanstalt für Schwachsinnige und Epileptische Stetten i. R.,**

Heidelberg 1997. 412 S. Kart.

ISBN 3-929919-10-9 DM 32.-

Die Bände sind über den Buchhandel zu beziehen oder direkt beim Verlag: **Diakoniewissenschaftliches Institut an der Universität Heidelberg**, Karlstraße 16, 69117 Heidelberg, Tel: 06221/ 54 33 36, Fax: 06221/ 54 33 80.

## Weitere Publikationen,

die im Zusammenhang des Instituts entstanden

GERHARD K. SCHÄFER/THEODOR STROHM,  
**Der Dienst Jesu Christi als Grund und Horizont der Diakonie. Überlegungen zu einigen Grundfragen der Diakonie**, hg. vom Diakonischen Werk Württemberg, Stuttgart 1987.

„In Ängsten – und siehe wir leben“. **Auf dem Weg zu einer diakonischen Gemeinde. Ein Werkstattheft**, hg. von DIETRICH BECKER-HINRICH/SYLVA KRAUTTER/REINHARD LENZ/MAREN PAHL/GABRIELE RENZ/ GOTTFRIED RINGWALD/ GERHARD K. SCHÄFER, Heidelberg 1990, 261 S.

THEODOR STROHM/JOHANNES DEGEN (Hg.),  
**Diakonie und europäischer Binnenmarkt. Dokumentation einer wissenschaftlichen Arbeitstagung in der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 4.-7. März 1992**, Heidelberg 1992, VIII/189 S. Kart., Diakoniewissenschaftliches Institut, DM 10,-.

THEODOR STROHM/HANS JÜRGEN KRUPP,  
**Thesen zur Reform und zur Konsolidierung des Sozialstaates**, epd-Dokumentation Nr. 37/96 vom 9. September 1996, 28 S.

**Bibliographie zur Geschichte der deutschen evangelischen Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert**,  
hg. von VOLKER HERRMANN/JOCHEN-CHRISTOPH KAISER/THEODOR STROHM,  
Stuttgart u.a. 1997, XIII/241 S. gebunden, Verlag Kohlhammer, ISBN 3-17-014837-0, DM 34,-.

**Diakonie der Versöhnung. Ethische Reflexion und soziale Arbeit in ökumenischer Verantwortung. Festschrift für Theodor Strohm**, hg. von ARND GÖTZELMANN/VOLKER HERRMANN/JÜRGEN STEIN,  
Stuttgart 1998, 602 S. gebunden, Quell Verlag, ISBN 3-7918-3186-0, DM 58,-.

**Vorlesebuch Diakonie**,  
hg. von GERHARD BÜTTNER/JÖRG THIERFELDER/ MARKUS WILD, unter Mitarbeit von UWE BECKER/URTE BEJICK/YORK-HERWARTH MEYER/ANDREAS WITTMANN/HELMUT ZECHNER,  
Lahr 1998, Verlag Ernst Kaufmann, 415 S. gebunden, ISBN 3-7806-2448-6, DM 44,-.

**Diakonie-Lernen. Auswahlbibliographie von Materialien für Religionsunterricht, Konfirmandenunterricht und Christenlehre**, bearbeitet von MARKUS WILD unter Mitarbeit von UWE BECKER, GERHARD BÜTTNER, VOLKER HERRMANN, UWE MLETZKO, CHRISTINA SPITZENPFEIL UND JÖRG THIERFELDER,  
hg. vom Diakonischen Werk der EKD, Stuttgart 1998, 45 S., Zentraler Vertrieb des Diakonischen Werkes der EKD, Postfach 10 11 42, 70010 Stuttgart, DM 4,- (Schutzgebühr).

URTE BEJICK/JÖRG THIERFELDER/MONIKA ZEILFELDER-LÖFFLER (Hg.),  
**Vom Armenspital zur Selbsthilfegruppe. Diakonie in Vergangenheit und Gegenwart am Beispiel Badens. Materialien für Unterricht und Erwachsenenbildung**, Karlsruhe 1998, Hans-Thoma-Verlag, 100 S., ISBN 3-87210-361-X, DM 36,80

**Integrationsmodell Kunst. Ev. Heiliggeistkirche Heidelberg und Diakoniewissenschaftliches Institut der Universität Heidelberg, Katalog der Ausstellung von Künstlerinnen und Künstlern aus der Gustav Werner Stiftung zum Bruderhaus Reutlingen in Heidelberg vom 20. September bis 18. Oktober 1998**, mit einem Vorwort von WERNER H. KELLER/THEODOR STROHM,  
Reutlingen 1998, Diakonie-Verlag Reutlingen, ISBN 3-930061-41-4, DM 29,-.

THEODOR STROHM,  
**Diakonie in den Umbrüchen der Gegenwart. Eine Dokumentation der Jahre 1985-1995** (Kirchliches Jahrbuch für die Evangelische Kirche in Deutschland 122. 1995, Lieferung 2), Gütersloh 1999, Gütersloher Verlagshaus, ISBN 3-579-00326-7.

THOMAS LÖFFLER,  
**Zu Nutzen und Gebrauch der Armen. Die Geschichte der Astor-Stiftung in Walldorf**, hg. von der Astor-Stiftung (Stadt Walldorf), Walldorf/Bd. 1998, 187 S. ISBN 3-00-003748-9.

**Einführung in die Theologie der Diakonie. Heidelberger Ringvorlesung** (DWI-Info Sonderausgabe), unter Mitarbeit von Tanja Raack,  
hg. von Arnd Götzelmann,  
Heidelberg 1999, 238 S.

## VI. Informationen zum Studium am Diakoniewissenschaftlichen Institut

### Zum Schwerpunktstudium (Zusatzstudium)

**1. Ziel des diakoniewissenschaftlichen Studiums** – in Form der Teilnahme an einzelnen diakoniewissenschaftlichen Lehrveranstaltungen und insbesondere in Form des Schwerpunktstudiums – ist die theologische und sozialwissenschaftliche Reflexion über das soziale Handeln von Kirche und Gemeinde. Zukünftigen Pfarrerinnen/Pfarrern und kirchlichen Mitarbeiterinnen/Mitarbeitern soll im Blick auf relevante Bereiche der Diakonie eine spezifische Zurüstung und Kompetenz vermittelt werden. Voraussetzung für das Erreichen dieses Zieles ist die Einbindung des Instituts in ein weitgefächertes kirchliches, universitäres und gesellschaftliches Beziehungsnetz. Von ihrer Zielvorstellung her muß sich die Diakoniewissenschaft immer neu um die Integration von theologischen und sozial- bzw. humanwissenschaftlichen Forschungsansätzen und -ergebnissen sowie um einen lebendigen Dialog mit Vertretern der Sozial- und Humanwissenschaften bemühen.

**1.1.** Im Blick auf Theologen geht es darum, in die für die kirchliche Praxis wichtigen sozialwissenschaftlichen Disziplinen so einzuführen, daß sie in dieser Hinsicht eine Grundkompetenz erlangen, zum Gespräch sowie zur Teamarbeit mit Vertretern sozialer Berufe befähigt werden und es lernen, die gesellschaftliche Funktion kirchlichen Handelns im sozialen Bereich zu beurteilen.

**1.2.** Studenten anderer Fakultäten bietet das diakoniewissenschaftliche Studium die Möglichkeit, ihr Mitdenken und Mithandeln im Feld der sozialen Praxis der Kirche auf die theologischen und geschichtlichen Grundlagen solcher Praxis zu reflektieren.

**1.3.** In Verbindung mit Fortbildungsmaßnahmen u.a. der Diakonischen Akademie Berlin/Stuttgart soll die Möglichkeit eröffnet werden, in diakonische Berufs- und Aufgabenfelder kontinuierlich hineinzuwachsen.

**2. Die Dauer des diakoniewissenschaftlichen Schwerpunktstudiums** ist in der Regel mit vier Semestern zu veranschlagen. Die Struktur des Curriculums ermöglicht es zwar, die geforderten Lehrveranstaltungen und Prüfungen innerhalb von zwei Semestern zu absolvieren; ein solches Verfahren kann allerdings angesichts des Umfangs des Stoffes nur in begründeten Ausnahmefällen und bei Konzentration auf das Lehrangebot im Rahmen des Curriculums verantwortet werden. In

jedem Fall empfiehlt es sich, im Blick auf den Studienaufbau von dem Angebot einer gründlichen, individuellen Beratung durch Mitarbeiter des Instituts Gebrauch zu machen.

### 3. Übersicht über die Lehrveranstaltungen

#### 3.1. Veranstaltungen zur theologischen Ortsbestimmung der Diakonie

- *Diakonie I:* Grundzüge einer Theorie der Diakonie (Wesen, Auftrag und Gestalt der Diakonie; biblische Begründungszusammenhänge; ekklesiologische und sozialethische Grundfragen; zeitgeschichtlicher Kontext), 2-st.
- *Diakonie II:* Diakoniegeschichtlicher Überblick mit exemplarischen Schwerpunkten (Die soziale Dimension reformatorischer Kirchenbildung in ihrer Rückbindung auf altkirchliche und mittelalterliche Entwicklungen sowie in ihren Folgewirkungen auf die neuzeitliche, wissenschaftlich-technische Welt), 2-st.
- *Diakonie III:* Geschichtliche und theologische Fragen der Diakonie im Kontext gegenwärtiger Entwicklungen und Herausforderungen, 2-st.

#### 3.2. Sozialwissenschaftlich orientierte Lehrveranstaltungen

- Die Systeme der sozialen Sicherung, 2-st. (Pflichtprüfungsfach)
- Einführung in die Sozialmedizin, 1-st. bzw. 2-st. (Pflichtprüfungsfach)
- Einführung in die Methoden der Sozialarbeit, 2-st. (Wahlprüfungsfach)
- Einführung in die Sozialpädagogik, 2-st. (Wahlprüfungsfach)

**3.3.** Die Themen der diakoniewissenschaftlichen Seminare (Proseminare, Übungen) können folgenden Bereichen entnommen werden:

- Rand-, Problem-, Situationsgruppen (Projektbezogene Arbeitsformen werden angestrebt);
- Gemeinde und Diakonie (ekklesiologische Zusammenhänge; Fragen des diakonischen Gemeindeaufbaus etc.);
- Berufe der Diakonie (Mitarbeiterfragen; Berufswirklichkeit mit ihren spezifischen Schwierigkeiten; Amtsverständnis etc.);
- Methoden und Begründung kirchlicher Beratungsarbeit;
- Probleme weltweiter ökumenischer Diakonie (Entwicklungsarbeit der Kirchen);
- Historische und theologische Begründungsprobleme der Diakonie;
- Management, Öffentlichkeitsarbeit etc.

**3.4.** Angestrebt wird - im Sinne eines Angebots - die regelmäßige Durchführung eines Absolventen- bzw. Doktorandenseminars, in dem Fragen aus dem Bereich entstehender Abschlusarbeiten bzw. Dissertationen besprochen werden sollen.

**3.5.** Während des Semesters finden Institutsabende statt, die der Kommunikation zwischen Lehrenden und Studierenden sowie Interessenten und dem Institut verbundenen Fachleuten aus dem diakonischen Bereich dienen. Die einzelnen Abende stehen unter einem Thema, das vom Leiter des Instituts in Absprache mit den Mitarbeiterinnen/Mitarbeitern und den Studierenden festgelegt wird.

**3.6.** In jedem Semester wird eine Exkursion durchgeführt, bei der Einblicke in exemplarische Arbeits- und Problemfelder der Diakonie vermittelt werden. Eine der beiden Exkursionen soll nach Möglichkeit zu Einrichtungen in einem europäischen Nachbarland führen.

#### **4. Aufbau und Abschluß des Schwerpunktstudiums**

Nach dem Absolvieren des Curriculums besteht die Möglichkeit, das Schwerpunktstudium mit einem Zeugnis abzuschließen.

##### **4.1. Voraussetzungen für den Erwerb des Abschlußzeugnisses**

- je eine Prüfung im Rahmen der theologisch orientierten Lehrveranstaltungen (3.1.)
- je eine Prüfung im Rahmen der unter 3.2. genannten Pflichtprüfungsfächer;
- eine Prüfung in einem der beiden unter 3.2. genannten Wahlpflichtprüfungsfächer;
- Teilnahme an vier diakoniewissenschaftlichen Seminaren (Proseminaren, Übungen) mit mindestens einem benoteten Seminarschein. – Wird eine Lehrveranstaltung des Curriculums in Form eines Seminars durchgeführt, kann die Teilnahme an einem solchen Seminar in einem Fall mit den vier geforderten Seminaren verrechnet werden. Grundsätzlich kann ein Seminar aus dem Lehrangebot der Theologischen Fakultät, das nicht im Rahmen des DWI-Studiengangs durchgeführt wird, bzw. aus dem Bereich anderer Fakultäten in Hinsicht auf das Curriculum anerkannt werden, sofern das entsprechende Seminarthema einen diakoniewissenschaftlichen Bezug aufweist.

- Teilnahme an einer Exkursion;
- eine diakoniewissenschaftliche Abschlusarbeit. Die Themenstellung der Abschlusarbeit kann dem gesamten, im Lehrangebot dargestellten Feld von Geschichte, Theologie der Diakonie und bestimmten Fragen der Sozialwissenschaften entnommen sein. Die Arbeit sollte während oder unmittelbar nach Absolvierung des Curriculums geschrieben werden. Empfohlen wird, die Arbeit anzufertigen, solange die/der Studierende an der Universität Heidelberg ist. Sollte die Arbeit ein Jahr nach Absolvierung des Curriculums noch nicht abgeschlossen sein, wird darum gebeten, Kontakt mit dem DWI aufzunehmen, um eine Klärung des Verfahrens zu ermöglichen.

##### **4.2. Prüfungsleistungen:**

Geprüft wird durch den jeweiligen Dozenten; Beisitzer ist ein Mitarbeiter des DWI. Gegenstand der Prüfung ist der Stoff der Vorlesung. Die Prüfung ist in der Regel mündlich und findet am Ende des jeweiligen Semesters statt. Die Prüfung dauert 15 Minuten. Sie kann im Stil eines Kolloquiums durchgeführt werden.

**4.3. Berechnung der Gesamtnote:** Die Noten in den sechs Prüfungsfächern zählen einfach; das Mittel ergibt 50% der Gesamtnote. Die Note der Abschlusarbeit wird ebenfalls als 50% der Gesamtnote gewertet.

**4.4 Diakoniepraktikum:** Studierenden, die noch keine praktische Erfahrung mit diakonischer Arbeit haben, wird dringend empfohlen, ein Diakoniepraktikum zu absolvieren. Dies kann im Rahmen der Praktika-Angebote der jeweiligen Landeskirchen oder im Rahmen des Diakoniepraktikums, das vom DWI mitverantwortet wird, geschehen.

**4.5. Studienberatung:** Insbesondere in bezug auf das Schwerpunktstudium kommt der Studienberatung eine hohe Bedeutung zu. Die Möglichkeit der Studienberatung sollte vor allem zu Beginn des Studiums und im Hinblick auf den Studienabschlus genutzt werden.

## Zum Diplom-Aufbaustudium

Das Universitätsgesetz in Baden-Württemberg vom 30.10.1987 hat die Möglichkeit eröffnet, reguläre Aufbaustudiengänge mit Diplomabschluß durchzuführen. Die Landesregierung hat im Einvernehmen mit der Theologischen Fakultät und der Universität Heidelberg das Diakoniewissenschaftliche Institut ermächtigt, einen Diplom-Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft einzurichten.

Mit diesem Studiengang wird auch eine in Kirche und Diakonie bestehende Intention verfolgt, die Ausbildungsbasis im Bereich der diakonisch-sozialen Arbeit der Kirche zu verbreitern und auf ein möglichst hohes Niveau zu stellen. Die Vermittlung einer Grundkompetenz wird angestrebt sowie die Basis gelegt für spezielle Weiterbildungsgänge, z.B. für besondere Leitungsaufgaben im Bereich der Diakonie. Es zeigt sich mehr und mehr, daß für eine verantwortliche Wahrnehmung der diakonischen Aufgaben in der Gemeinde und in den Werken der Kirche Kenntnisse und Fähigkeiten erforderlich sind, die in aller Regel im theologischen Studium zu wenig ausgebildet werden.

Im Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft sollen Kenntnisse der theologischen Grundlagen, der geschichtlichen Entwicklung und der rechtlich-organisatorischen Struktur diakonisch-sozialer Arbeit und Grundkenntnisse ihrer Rahmenbedingungen im sozialen Rechtsstaat vermittelt werden. Darüber hinaus soll in human- und sozialwissenschaftliche Arbeitsweisen und Theorieansätze eingeführt werden; Vertrautheit mit Praxisfeldern der Diakonie sowie entsprechende methodische Fertigkeiten sollen erworben werden.

Bezüglich des angesprochenen Personenkreises sieht die Zulassungsordnung vor, daß neben Absolventinnen und Absolventen theologischer Studiengänge (also nach Abschluß des Examens) Graduierte aus allen für die Diakoniewissenschaft relevanten universitären Studienbereichen zugelassen werden, z.B. aus der Medizin, der Ökonomie, den Sozialwissenschaften oder der Pädagogik. Für Absolventinnen und Absolventen aus den Fachhochschulen ist eine besondere Einwilligung durch den Prüfungsausschuß erforderlich. Sie wird erteilt, soweit der Nachweis „gleichwertiger anderer Leistungen“ erbracht werden kann.

Zum Studium eingeladen sind nicht zuletzt auch Personen, die bereits in der diakonisch-sozialen Praxis stehen und eine diakoniewissenschaftliche Zusatzqualifikation erwerben wollen. Für berufstätige Bewerberinnen und Bewerber ist zu beachten, daß die Einschreibung nur vorgenommen werden kann, wenn die Interessierten auch die für das Studium erforderliche Studienzeit zur Verfügung haben. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im kirchlichen Bereich - gegebenenfalls auch in anderen Dienstzusammenhängen -, die in Stellen mit mehr

als 50% Deputat (ca. 20 Wochenstunden) arbeiten, benötigen in der Regel eine Erklärung des Arbeitgebers, daß sie zum Besuch der Lehrveranstaltungen und zur Erfüllung der Studienleistungen freigestellt werden. In jedem Falle ist es ratsam, daß berufstätige Anwärtinnen und Anwärter vor ihrer Einschreibung Kontakt mit dem Diakoniewissenschaftlichen Institut aufnehmen. Zur Diplomprüfung zugelassen sind Mitglieder aller Konfessionen, die dem Ökumenischen Rat der Kirchen angegliedert sind. Auch hier sind Ausnahmen möglich und werden vom Prüfungsausschuß gegebenenfalls erteilt.

**Studiengang und -dauer:** In der Regel ist vorgesehen, den Studiengang in einem Zeitraum von vier Semestern zu absolvieren. Eine Meldung zur Diplomprüfung ist erst im Anschluß an einen Studienabschluß möglich. Zu der für das Prüfungsgeschehen zu veranschlagenden Zeit tritt neben die dreimonatige Laufzeit für die Fertigstellung einer Diplomarbeit die Vorbereitung auf die daran anschließende mündliche Prüfung.

**Lehrveranstaltungen:** Der Aufbaustudiengang umfaßt folgende Schwerpunkte:

- Biblische Grundlagen, geschichtliche Entwicklungen, systematisch-theologische Zusammenhänge der Diakonie;
- Diakoniewissenschaftliche Theoriebildung;
- Rechtsgrundlagen, Organisation und Stellung der freien Wohlfahrtspflege unter den Rahmenbedingungen des sozialen Rechtsstaates;
- Systeme der sozialen Sicherung;
- Methoden und Theoriebildung der Sozialarbeit; Sozialpädagogik;
- Diakoniewissenschaftlich relevante Aspekte der Soziologie (insb. Religions- und Kirchensoziologie)/Sozialphilosophie;
- Grundfragen spezieller Seelsorge; Beratungsarbeit;
- Ethische Probleme der Medizin, Aspekte der Sozialmedizin;
- Handlungsfelder der Diakonie.

Während des Studiengangs sind darüber hinaus zu absolvieren:

- Eine Exkursion;
- Ein mindestens vierwöchiges Diakonie- bzw. Sozialpraktikum;
- Ein Praxisprojekt, das einem praxisnahen und problemorientierten Lernen in ausgewählten Handlungsfeldern diakonischer Arbeit dient; das Praxisprojekt geschieht unter qualifizierter Begleitung und schließt mit einer Auswertung (Bericht) ab.

Durch eine kontinuierlich und umfassende Beratung soll sichergestellt werden, daß für die Studierenden im Diplom-Aufbaustudium eine Ausbildung

ermöglicht wird, die den biographischen Besonderheiten und zugleich den beruflichen Perspektiven möglichst genau entspricht. Wir eröffnen die Möglichkeiten ggf. Studienleistungen in angrenzenden Fachrichtungen (z.B. Gerontologie, Betriebswirtschaft oder [Sozial-]Psychologie) parallel zu absolvieren und anzuerkennen.

Immer wieder werden wir nach den Finanzierungsmöglichkeiten für den Aufbaustudiengang gefragt. Wer nicht von seinem Arbeitgeber bzw. der Landeskirche einen Zuschuß erhält und andere Finanzierungsmöglichkeiten nicht zur Verfügung hat, kann ggf. einen Antrag auf BaföG beim Studentenwerk Heidelberg stellen. Außerdem haben wir mit der Heidelberger Stadtmission und den Diakonischen Werken in Heidelberg und Mannheim vereinbart, daß in Ausnahmefällen eine Mitarbeit gegen Bezahlung in entsprechenden Handlungsfeldern der Diakonie für die Dauer des Studiums ermöglicht wird. Wir empfehlen in beiden Fällen vorher mit uns Verbindung aufzunehmen.

Das Diakoniewissenschaftliche Institut verfügt über eine der umfangreichsten einschlägigen Bibliotheken, die jeweils auf dem neuesten Stand geführt wird, die aber auch alte Bestände aus dem ehemaligen Berliner Institut für Sozialethik und Wissenschaft der Inneren Mission übernommen

hat. Zu einem wesentlichen Element des Aufbaustudiums zählen wir deshalb den intensiven Gebrauch unserer Bibliothek und das eigenverantwortliche Literaturstudium.

In der Diplomprüfung, die am Ende jedes Semesters von zwei Dozenten abgenommen wird, kommt es darauf an, Rechenschaft abzulegen von dem im Studium erarbeiteten Sach- und Praxiswissen. Die Diplomprüfung besteht aus drei je halbstündigen Einzelprüfungen, in denen die in § 13 der Prüfungs- und Studienordnung genannten Schwerpunkte behandelt werden. Bei aller notwendigen Breite des Wissens werden dennoch die individuellen Schwerpunkte und Arbeitsgebiete einbezogen.

Für die in § 17 der Prüfungs- und Studienordnung dargelegte Bildung der Gesamtnote gilt der Grundsatz, daß die drei Teilprüfungsergebnisse der mündlichen Prüfung unmittelbar in die Ermittlung der Gesamtnote einfließen.

Im übrigen haben Sie Gelegenheit, mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Instituts kontinuierlich alle anstehenden Fragen zu besprechen. Aus der laufenden Arbeit des Instituts informieren wir in der jährlich erscheinenden Informationsschrift DWI-Info, die von den Studierenden eigenverantwortlich herausgegeben wird.

### **Diplom-Aufbaustudiengang „Diakoniewissenschaft“ Rahmenbedingungen und Zulassungsvoraussetzungen**

Ort:	Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Diakoniewissenschaftliches Institut in der Theologischen Fakultät, Karlstr.16, 69117 Heidelberg
Studiengang:	Diakoniewissenschaft
Zielgruppe:	Absolventen der Studiengänge Theologie, Medizin, Rechtswissenschaft, Wirtschaftswissenschaften, Pädagogik (Sonder- und Sozialpädagogik), Psychologie, Soziologie sowie in besonderen Fällen auch anderer Studiengänge incl. Fachhochschulstudiengänge
Qualifizierung:	Diplom-Diakoniewissenschaftler/in
Studium:	Voll- und Teilzeitstudium
Studiendauer:	4 Semester (Regelstudienzeit)
Studieninhalte:	Biblische, historische und systematisch-theologische Grundlagen der Diakonie; Theoriebildung und Handlungsfelder der Diakonie; Rechtsgrundlagen und Organisation der Wohlfahrtspflege; Systeme sozialer Sicherung; Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik; medizinische Ethik und Sozialmedizin, Management, Öffentlichkeitsarbeit
Studienformen:	Vorlesungen, Seminare, Übungen, Kolloquien, Exkursionen, Praktika und Praxisprojekte
Studienabschluß:	Diplomarbeit und mündliche Prüfungen
Immatrikulation:	in der Regel März bis Mitte April und September bis Mitte Oktober, Mo. bis Fr. 10-12 Uhr im Studentensekretariat der Universität Heidelberg Seminarstr.2, 69117 Heidelberg, Tel. 0 62 21/ 54 23 19 (außer 10-12 Uhr) unter Vorlage von: 1. Krankenversicherungsnachweis bzw. -befreiung, 2. ausgefüllten Einschreibeformulare, 3. Reifezeugnis im Original oder andere Zugangsberechtigung, 4. drei gleichen Paßbilder (nicht bei Umschreibung), 5. Nachweis über ein abgeschlossenes Studium, 6. Studienbuch, 7. Zulassungsbescheid des DWI in Sonderfällen
Informationen:	Diakoniewissenschaftliches Institut der Universität Heidelberg, Karlstr.16, 69117 Heidelberg, Tel.: 0 62 21/ 54 33 36, Fax: 0 62 21/ 54 33 80.
Studienberatung:	montags 14-16 Uhr (Dipl.-Diakoniewiss. Herrmann), dienstags 11-13 Uhr (Dr. Götzelmann) bzw. nach Vereinbarung. In der vorlesungsfreien Zeit nach Rücksprache.

## **Prüfungs- und Studienordnung der Universität Heidelberg für den Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft**

Vom 6. Dezember 1991

Aufgrund von § 51 Abs. 1 Satz 2 des Universitätsgesetzes hat der Senat am 13. November 1990 und am 2. Juli 1991 die nachstehende Prüfungs- und Studienordnung der Universität Heidelberg für den Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft beschlossen. Das Ministerium für Wissenschaft und Kunst hat mit Erlaß vom 8. November 1991, Az.: 111-812.60/13, seine Zustimmung erteilt.

### **I. Prüfungsordnung**

#### **§ 1 Geltungsbereich**

Die vorliegende Prüfungs- und Studienordnung regelt Zweck, Ziele, Inhalte und Verlauf des Aufbaustudiengangs Diakoniewissenschaft an der Universität Heidelberg.

#### **§ 2 Zulassung**

Die Voraussetzung für die Zulassung zum Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft regelt die Zulassungsordnung. Voraussetzung für die Zulassung zur Prüfung ist die Mitgliedschaft in einer evangelischen Kirche oder einer anderen Kirche, die dem Ökumenischen Rat der Kirchen oder dem Lutherischen Weltbund oder Reformierten Weltbund angehört. Über Ausnahmen entscheidet der Prüfungsausschuß.

#### **§ 3 Ziele des Aufbaustudiengangs und Zweck der Prüfung**

(1) Im Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft sollen Kenntnisse der theologischen Grundlagen der geschichtlichen Entwicklung und der rechtlich organisatorischen Struktur diakonisch-sozialer Arbeit und Grundkenntnisse ihrer Rahmenbedingungen im sozialen Rechtsstaat vermittelt werden. Darüber hinaus soll in human- und sozialwissenschaftliche Arbeitsweisen und Theorieansätze eingeführt werden; Vertrautheit mit Praxisfeldern der Diakonie sowie entsprechende methodische Fertigkeiten sollen erworben werden.

(2) Durch die Diplomprüfung des Aufbaustudiengangs Diakoniewissenschaft sollen die erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten auf dem Gebiet der Diakoniewissenschaft nachgewiesen werden.

#### **§ 4 Studiendauer**

Die Regelstudienzeit einschließlich der Prüfungszeit beträgt vier Fachsemester.

#### **§ 5 Art und Umfang der Prüfung**

Die Prüfung besteht aus einer schriftlichen Diplomarbeit und einer mündlichen Prüfung. Die mündliche Prüfung wird am Ende des ordnungsgemäßen Studiums und nach Fertigstellung und Annahme der Diplomarbeit abgelegt. § 52 des Universitätsgesetzes bleibt unberührt.

#### **§ 6 Erteilung des Diploms**

Ist die Prüfung bestanden, stellt die Theologische Fakultät der Universität Heidelberg ein Diplom für Diakoniewissenschaft aus. Es wird der Diplomgrad „Diplom-Diakoniewissenschaftler/Diplom-Diakoniewissenschaftlerin“ vergeben.

#### **§ 7 Prüfungsausschuß**

(1) Für die Organisation der Prüfungen im Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft und die durch diese Prüfungsordnung zugewiesenen Aufgaben wird von der Theologischen Fakultät ein Prüfungsausschuß gebildet. Er besteht aus drei Mitgliedern, für die Stellvertreter zu benennen sind. Die Mitglieder müssen hauptamtliche Professoren<sup>1</sup> der Universität Heidelberg sein.

(2) Der Leiter des Diakoniewissenschaftlichen Instituts gehört dem Prüfungsausschuß an. Die beiden übrigen Mitglieder werden vom Fakultätsrat der Theologischen Fakultät bestellt. Der Ausschuß wählt aus seinem Kreis den Vorsitzenden und dessen Stellvertreter.

(3) Die Amtszeit der bestellten Mitglieder beträgt drei Jahre. Wiederwahl ist möglich.

#### **§ 8 Prüfer**

(1) Der Prüfungsausschuß bestellt die Prüfer auf die Dauer von drei Jahren.

---

<sup>1</sup> Soweit in dieser Prüfungsordnung aus redaktionellen Gründen ausschließlich männliche Personenbezeichnungen verwendet werden, schließen diese Frauen in der jeweiligen Funktion mit ein.

(2) Als Prüfer werden Professoren, Hochschul- und Privatdozenten bestellt, die an der Lehre im Rahmen des Aufbaustudiums beteiligt sind. Promovierte wissenschaftliche Mitarbeiter und promovierte Lehrbeauftragte am Diakoniewissenschaftlichen Institut können nur dann zu Prüfern bestellt werden, wenn Professoren, Hochschul- und Privatdozenten nicht in ausreichendem Maße zur Verfügung stehen; sie werden auf die Dauer eines Semesters bestellt. Wiederbestellung ist zulässig.

(3) Für die mündliche Prüfung, die aus drei Teilprüfungen besteht, werden zwei Prüfer bestellt, von denen einer aus der Theologischen Fakultät kommen muß. Einer der Prüfer führt das Protokoll.

### **§ 9 Anrechnung von Studienzeiten, Studienleistungen und Prüfungsleistungen**

(1) Studienzeiten, Studienleistungen und Prüfungsleistungen in demselben Studiengang an einer Universität oder einer gleichgestellten Hochschule im Geltungsbereich des Hochschulrahmengesetzes werden ohne Gleichwertigkeitsprüfung anerkannt.

(2) Studienzeiten, Studienleistungen und Prüfungsleistungen in anderen Studiengängen werden anerkannt, soweit die Gleichwertigkeit festgestellt ist. Gleichwertigkeit ist festzustellen, wenn Studienzeiten, Studienleistungen und Prüfungsleistungen in Inhalt, Umfang und in den Anforderungen denjenigen des entsprechenden Studiums an der aufnehmenden Hochschule im wesentlichen entsprechen. Dabei ist kein schematischer Vergleich, sondern eine Gesamtbetrachtung und Gesamtbewertung vorzunehmen.

Bei der Anerkennung von Studienzeiten, Studienleistungen und Prüfungsleistungen, die außerhalb des Geltungsbereichs des Hochschulrahmengesetzes erbracht wurden, sind die von der Kultusministerkonferenz und der Hochschulrektorenkonferenz gebilligten Äquivalenzvereinbarungen sowie Absprachen im Rahmen von Hochschulpartnerschaften zu beachten.

(3) Für Studienzeiten, Studienleistungen und Prüfungsleistungen in staatlich anerkannten Fernstudien gelten die Absätze 1 und 2 entsprechend.

(4) Einschlägige berufspraktische Tätigkeiten werden anerkannt.

(5) Werden Studien- und Prüfungsleistungen anerkannt, sind die Noten - soweit die Notensysteme vergleichbar sind - zu übernehmen und in die Berechnung der Gesamtnote einzubeziehen. Bei unvergleichbaren Notensystemen wird der Vermerk „bestanden“ aufgenommen. Eine Kennzeichnung der Anerkennung im Zeugnis ist zulässig.

(6) Bei Vorliegen der Voraussetzungen der Absätze 1 bis 4 besteht ein Rechtsanspruch auf Anerkennung. Die Anerkennung von Studienzeiten, Studienleistungen und Prüfungsleistungen, die im Geltungsbereich des Hochschulrahmengesetzes erbracht wurden, erfolgt auf Antrag. Der Student hat die für die Anrechnung erforderlichen Unterlagen vorzulegen.

### **§ 10 Diplomarbeit**

(1) Die Diplomarbeit soll zeigen, daß der Kandidat in der Lage ist, ein Problem aus dem Bereich der Diakoniewissenschaft selbständig nach wissenschaftlichen Methoden zu bearbeiten. Das Thema der Diplomarbeit wird dem Kandidaten nach Absprache mit einem prüfungsberechtigten Dozenten vom Vorsitzenden des Prüfungsausschusses mitgeteilt. Das Ausgabedatum ist aktenkundig zu machen. Das Thema der Diplomarbeit muß so beschaffen sein, daß es innerhalb von drei Monaten bearbeitet werden kann.

(2) Die Zeit von der Vergabe des Themas bis zur Abgabe der Diplomarbeit darf drei Monate nicht überschreiten. In begründeten Ausnahmefällen ist eine Verlängerung bis zu zwei Monaten möglich. Der Kandidat hat in diesen Fällen vor Ablauf der dreimonatigen Bearbeitungsfrist einen Antrag an den Prüfungsausschuß zu richten.

(3) Das Thema kann nur einmal innerhalb von sechs Wochen nach Vergabe des Themas zurückgegeben werden.

(4) Bei Abgabe der Diplomarbeit hat der Kandidat schriftlich zu versichern, daß er seine Arbeit selbständig verfaßt und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und alle wörtlich oder sinngemäß übernommenen Textstellen als solche kenntlich gemacht hat und daß die Arbeit oder wesentliche Teile daraus nicht bereits in einem anderen Prüfungsverfahren vorgelegt wurden.

### **§ 11 Annahme und Bewertung der Diplomarbeit**

(1) Die Diplomarbeit ist in dreifacher Ausfertigung zu Händen des Prüfungsausschusses im Sekretariat des Diakoniewissenschaftlichen Instituts abzugeben. Das Ausgabedatum ist aktenkundig zu machen.

(2) Die Diplomarbeit wird von dem Prüfer, der das Thema ausgegeben und die Arbeit betreut hat, und von einem zweiten Prüfer, der vom Vorsitzenden des Prüfungsausschusses bestimmt wird, bewertet. Die Betreuung und die Bewertung der Diplomarbeit kann nur Professoren, Hochschul- und Privatdozenten übertragen werden.

(3) Bei nicht übereinstimmender Beurteilung gibt der Vorsitzende des Prüfungsausschusses die Arbeit zunächst zur Einigung auf einen gemeinsamen Notenvorschlag an den Erst- und Zweitgutachter zurück. Kommt

es zu keiner einheitlichen Notengebung und differieren die Notenvorschläge um nicht mehr als zwei Noten, so gilt als Note das arithmetische Mittel aus den beiden Vorschlägen.

(4) Bei einer Differenz von mehr als zwei Noten entscheidet der Prüfungsausschuß nach Anhören eines weiteren von ihm bestellten Gutachters über die endgültige Bewertung.

Der Prüfungsausschuß entscheidet auch dann nach Anhören eines weiteren Gutachters über die endgültige Bewertung, wenn eine Diplomarbeit von dem einen Gutachter mit „nicht ausreichend“ und dem anderen Gutachter mit „ausreichend“ bewertet wird.

(5) Ist die Diplomarbeit nicht mindestens mit der Note „ausreichend“ (4,0) bewertet worden, so gilt sie als nicht angenommen.

### **§ 12 Zulassung zur mündlichen Prüfung**

(1) Pro Jahr werden zwei Termine für die mündliche Prüfung festgesetzt. Sie werden vom Prüfungsausschuß zu Beginn jedes Semesters durch Aushang bekanntgegeben.

(2) Der Antrag auf Zulassung zur mündlichen Prüfung ist spätestens zwei Monate vor Beginn der Prüfung schriftlich beim Vorsitzenden des Prüfungsausschusses zu stellen.

Die Teilnahme an der Prüfung setzt voraus:

- den Nachweis über die erfolgreiche Teilnahme an zwei Seminaren oder Übungen wahlweise aus den Bereichen:
  - biblische, geschichtliche, systematisch-theologische Grundlagen der Diakonie;
  - diakoniewissenschaftliche Theoriebildung;
  - Handlungsfelder der Diakonie;
- den Nachweis über die erfolgreiche Teilnahme an zwei Seminaren oder Übungen wahlweise aus den Bereichen:
  - Rechtsgrundlagen und Organisation der Wohlfahrtspflege;
  - Systeme der Sozialen Sicherung;
  - Methoden der Sozialarbeit/Sozialpädagogik;
  - Soziologie/Sozialphilosophie;
  - medizinische Ethik/Sozialmedizin;
- den Nachweis über die erfolgreiche Teilnahme an einem Praxisprojekt;
- den Nachweis über die Teilnahme an einer Exkursion;
- den Nachweis über die Teilnahme an einem Diakonie- bzw. Sozialpraktikum;
- den Nachweis über die Annahme der Diplomarbeit.

Der Nachweis der erfolgreichen Teilnahme wird durch eine der folgenden, der jeweiligen Lehrform entsprechenden Leistungen erbracht: schriftliche Hausarbeit, schriftlich ausgearbeitetes Referat, Projektbericht, Klausur, Kolloquium.

### **§ 13 Anforderungen in der mündlichen Prüfung**

(1) Grundkenntnisse der biblischen Grundlagen, der geschichtlichen Entwicklung, der systematischtheologischen Begründung der Diakonie sowie der diakoniewissenschaftlichen Theoriebildung.

(2) Kenntnisse in den Bereichen:

- Systeme der sozialen Sicherung;
- rechtliche und organisatorische Rahmenbedingungen kirchlicher Sozialarbeit;
- Sozialarbeit/Sozialpädagogik; medizinische Ethik/Sozialmedizin.

(3) Vertrautheit mit Theorie und Praxis einzelner Handlungsfelder der Diakonie.

### **§ 14 Art und Umfang der Prüfungsleistung**

Die mündliche Prüfung besteht aus drei Teilprüfungen. Jede Teilprüfung hat eine Dauer von ca. 30 Minuten.

- Die Teilprüfung I bezieht sich auf die Anforderungen gemäß § 13,1.
- Die Teilprüfung II bezieht sich auf die Anforderungen gemäß § 13,2.
- Die Teilprüfung III bezieht sich auf die Anforderungen gemäß § 13,3.

In den beiden letztgenannten Teilprüfungen kann der Kandidat mit Zustimmung der Prüfer je ein Schwerpunktthema wählen, von dem die Teilprüfung ausgeht.

### **§ 15 Durchführung der mündlichen Prüfung**

(1) Der Vorsitzende des Prüfungsausschusses sorgt dafür, daß der Termin für die Prüfung und die Zuordnung der Kandidaten zu den Prüfern spätestens zwei Wochen vor der Prüfung bekanntgemacht wird.

(2) Studierende des Aufbaustudienganges Diakoniewissenschaft können nach Maßgabe der vorhandenen Plätze als Zuhörer an den Prüfungen teilnehmen. Aus wichtigen Gründen oder auf Antrag des Prüflings ist die Öffentlichkeit auszuschließen.

(3) Die Bekanntgabe der Noten aus den mündlichen Teilprüfungen erfolgt im Anschluß an die Prüfungen unter Ausschluß der Öffentlichkeit.

### § 16 Bewertung der Prüfungsleistungen

Für die Bewertung der Leistungen sind folgende Noten zu verwenden:

1 = sehr gut eine hervorragende Leistung;  
 2 = gut eine Leistung, die erheblich über den durchschnittlichen Anforderungen liegt;  
 3 = befriedigend eine Leistung, die durchschnittlichen Anforderungen entspricht;  
 4 = ausreichend eine Leistung, die trotz ihrer Mängel noch den Anforderungen genügt;  
 5 = nicht ausreichend eine Leistung, die wegen erheblicher Mängel den Anforderungen nicht mehr genügt.  
 Zur differenzierten Bewertung der Prüfungsleistungen können Zwischenwerte durch Erniedrigen oder Erhöhen der einzelnen Noten um 0,3 gebildet werden; die Noten 0,7; 4,3, 4,7 und 5,3 sind dabei ausgeschlossen. Die Diplomprüfung ist bestanden, wenn die schriftliche Diplomarbeit und jede Teilprüfung mindestens die Note „ausreichend“ (4,0) erhalten haben.

### § 17 Bildung der Gesamtnote

(1) Die Gesamtnote ergibt sich als das arithmetische Mittel aus der Summe der Ergebnisse aus den mündlichen Teilprüfungen und dem Ergebnis der schriftlichen Diplomarbeit, wobei die Diplomarbeit mit dem Faktor zwei gewertet wird.

(2) Die Prüfungsnote der bestandenen Prüfung lautet:  
 bei einem Durchschnitt bis 1,5 = sehr gut  
 bei einem Durchschnitt über 1,5 bis 2,5 = gut  
 bei einem Durchschnitt über 2,5 bis 3,5 = befriedigend  
 bei einem Durchschnitt über 3,5 bis 4,0 = ausreichend.

### § 18 Wiederholung der Prüfung

(1) Ist die Diplomarbeit nicht angenommen, so können die Studierenden auf Antrag bis zum Ablauf des nächsten Semesters ein neues Thema erhalten; eine Rückgabe dieses Themas ist nicht zulässig. Eine zweite Wiederholung der Diplomarbeit ist nicht möglich. Ist die Diplomarbeit endgültig nicht angenommen, so kann die Prüfung nicht fortgesetzt werden.

(2) Jede mündliche Teilprüfung kann im Falle eines Nichtbestehens wiederholt werden. Die Wiederholungsprüfung muß spätestens beim übernächsten Prüfungstermin abgelegt werden. Die mündliche Prüfung bzw. Teilprüfung kann nur einmal wiederholt werden. Nur in begründeten Fällen ist ausnahmsweise eine zweite Wiederholung einer mündlichen Teilprüfung möglich. Die Entscheidung obliegt dem Prüfungsausschuß, an den der Antrag auf eine zweite Wiederholung zu richten ist. Ist eine letztmalige Wiederholungsprüfung nicht bestanden, so gilt die ganze Prüfung als endgültig nicht bestanden.

### § 19 Versäumnis, Rücktritt, Täuschungen

(1) Eine Prüfungsleistung gilt als mit „nicht ausreichend“ (5,0) bewertet, wenn der Kandidat zu einem Prüfungstermin ohne triftige Gründe nicht erscheint, während der Prüfung ohne triftige Gründe von der Prüfung zurücktritt, wenn er die Diplomarbeit nicht fristgerecht einreicht oder den Antrag nicht gemäß § 10 Abs. 2 rechtzeitig stellt.

(2) Die für den Rücktritt oder das Versäumnis geltend gemachten Gründe müssen dem Prüfungsausschuß unverzüglich schriftlich angezeigt und glaubhaft gemacht werden: bei Krankheit des Kandidaten ist ein ärztliches Attest vorzulegen. Über die Anerkennung der Gründe entscheidet der Prüfungsausschuß. Werden die Gründe anerkannt, so wird ein neuer Prüfungstermin bestimmt. Die bereits vorliegenden Prüfungsleistungen werden anerkannt.

(3) Versucht der Kandidat das Ergebnis seiner Prüfungsleistung durch Täuschung oder Benutzung nicht zugelassener Hilfsmittel zu beeinflussen, gilt die betreffende Prüfungsleistung als mit „nicht ausreichend“ (5,0) bewertet.

(4) Ablehnende Entscheidungen des Prüfungsausschusses sind dem Kandidaten unverzüglich schriftlich mitzuteilen und zu begründen. Eine Rechtsbehelfsbelehrung ist hinzuzufügen.

## II. Studienordnung

### § 20 Studieninhalte

Der Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft umfaßt folgende Schwerpunkte:

– biblische Grundlage, geschichtliche Entwicklungen, systematisch-theologische Zusammenhänge der Diakonie;

- diakoniewissenschaftliche Theoriebildung;
- Rechtsgrundlagen, Organisation und Stellung der freien Wohlfahrtspflege unter den Rahmenbedingungen des sozialen Rechtsstaates,
- Systeme der sozialen Sicherung;
- Methoden und Theoriebildung der Sozialarbeit/Sozialpädagogik;
- diakoniewissenschaftlich relevante Aspekte der Soziologie (insbes. Religions- und Kirchensoziologie)/Sozialphilosophie;
- Grundfragen spezieller Seelsorge/Beratungsarbeit;
- ethische Probleme der Medizin, Aspekte der Sozialmedizin;
- Handlungsfelder der Diakonie.

### **§ 21 Studienaufbau**

(1) Die in § 20 aufgeführten Studieninhalte verteilen sich auf eine Zeit von drei Semestern. Die Gesamtzahl der Semesterwochenstunden beträgt ca. 40 Stunden.

(2) Es sind während des Studiengangs zu absolvieren:

- eine Exkursion;
- ein mindestens vierwöchiges Diakonie- bzw. Sozialpraktikum;
- ein Praxisprojekt.

Im Praxisprojekt erfolgt praxisnahes und problemorientiertes Lernen in ausgewählten Handlungsfeldern diakonischer Arbeit. Das Praxisprojekt geschieht unter qualifizierter Begleitung und schließt mit einer Auswertung ab.

## **III. Allgemeines**

### **§ 22 Inkrafttreten**

Die vorstehende Prüfungs- und Studienordnung tritt am ersten Tag des auf die Veröffentlichung im Amtsblatt „Wissenschaft und Kunst“ folgenden Monats in Kraft.

Heidelberg, den 6. Dezember 1991

*Prof. Dr. Peter Ulmer; Rektor*

Aus: Amtsblatt Wissenschaft und Kunst, Jg. 11, Nr. 2 vom 21.2.1992, 44-47.

## **Zulassungsordnung Aufbaustudiengang Diakoniewissenschaft**

– ZO Diak – vom 04.12.1991

Aufgrund von § 7 Abs. 2, § 48 Abs. 3 und § 94 Abs. 3 Universitätsgesetz in der Fassung vom 30.10.1987 (GBl. S. 545 erläßt der Senat durch Beschluß vom 13.11.1990 und 02.07.1991 mit Zustimmung des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst (Erlaß vom 08.11.1991, Az. II-812.60/13) folgende Satzung:

### **§ 1 Zulassungsvoraussetzungen**

(1) Zum Aufbaustudiengang „Diakoniewissenschaft“ kann zugelassen werden, wer an einer Universität das Studium eines der nachfolgend aufgeführten Fächer als Hauptfach mit Erfolg abgeschlossen hat: Theologie, Medizin, Rechtswissenschaft, Wirtschaftswissenschaften, Pädagogik (Sonder- und Sozialpädagogik), Psychologie oder Soziologie.

(2) Ausnahmen können vom Prüfungsausschuß auf Antrag gestattet werden, soweit sich die Eignung aufgrund gleichwertiger anderer Leistungen feststellen läßt.

(3) Gegenüber dem Studentensekretariat ist die Bewilligung einer Ausnahme durch eine Bescheinigung des Vorsitzenden des Prüfungsausschusses nachzuweisen.

### **§ 2 Studienbeginn**

Bewerber können im Winter- und im Sommersemester zugelassen werden.

### **§ 3 Inkrafttreten**

Die Satzung tritt am Tage nach ihrer Bekanntmachung in Kraft.

Heidelberg, den 04.12.1991

gez. Prof. Dr. jur. Peter Ulmer, Rektor

## Am Institut mitwirkende Gremien und Personen

(Stand: 1.1.1999)

### Beirat des Instituts:

Landesbischof i.R. **Prof. Dr. Dr.h.c. Klaus Engelhardt**, Bad. Landeskirche, Karlsruhe (Vorsitzender)  
Präsident Pfarrer **Jürgen Gohde**, Diakonisches Werk der EKD, Stuttgart (Stellv. Vorsitzender)

### Der Dekan der Theologischen Fakultät Heidelberg

**Dr. Dieter Dreisbach**, Direktor, Leiter des Berufsbildungswerkes in den Johannes-Anstalten Mosbach (Dozentenvertreter)

**Dr. Britta von Schubert**, Studienrätin an der E.v.Thadden-Schule Heidelberg (Dipl.-Diakoniewiss.)

**Michaela Frenz**, stud. theol., Heidelberg (stud. Vertreterin)

**Silke Funk**, stud. diak., Heidelberg (stud. Vertreterin)

### Mitglieder aus den Landeskirchen bzw. Diakonischen Werke:

Pfarrer **Dr. Dr. Jürgen Albert**, Diakonisches Werk der Evang. Landeskirche Hessen-Nassau

Pastor **Günther Barenhoff**, Diakonisches Werk der Evangelischen Landeskirche Westfalen

Oberkirchenrat **Dr. Klaus A. Baier**, Evang.-Luth. Kirche in Oldenburg

Direktor Pfarrer **Dieter Brandes**, Diakonische Akademie Berlin/Stuttgart

Oberkirchenrat **Harald Brettschneider**, Ev.-Luth. Landeskirche Sachsen

Oberkirchenrätin **Doris Damke**, Evangelische Kirche von Westfalen

Kirchenrat **Gerhard Fersing**, Evang.-Luth. Landeskirche Schaumburg-Lippe

Kirchenrat **Dr. Gottfried Gerner-Wolfhard**, Evang. Landeskirche in Baden

Landeskirchenrat **Jörn-Erik Gutheil**, Evang. Kirche im Rheinland

Landespfarrer **Dr. Andreas Lischke**, Diakonisches Werk der Evang. Landeskirche Anhalts

Dipl.-Theol., Dipl.-Päd. **Anna-Margareta Oldenburg**, Diakonisches Werk Bayern

Direktor Pfarrer **Dr. Karl Dieterich Pfisterer**, Diakonisches Werk der EKD

Landespastor i.R. **Jens-Hinrich Pörksen**, Diakonisches Werk Schleswig-Holstein

Oberkirchenrat **Udo Siebert**, Evang.-Luth. Kirche in Thüringen

**Dr. Hartwig von Schubert**, Diakonisches Werk Hamburg

Oberlandeskirchenrat **Gert Steffen**, Evang.-Luth. Landeskirche Hannovers

**Dr. Jürgen Stein**, Diakonisches Werk Bremen

Direktor **Eckhard Steinhäuser**, Evangelische Kirche von Berlin-Brandenburg

Oberkirchenrat **Johannes Stockmeier**, Diakonisches Werk der Evang. Landeskirche in Baden

Diakonie-Landespfarrer **Roland Springborn**, Diakonisches Werk in der Pommerschen Evangelischen Kirche

Landespfarrer **Frieder Theysohn**, Leiter des Diakonischen Werkes der Evang. Kirche der Pfalz (Protestantische Landeskirche)

Landespastorin **Petra Thobaben**, Diakonisches Werk Schleswig-Holstein

Oberkirchenrat **Jens Timm**, Diakonisches Werk der Evang. Kirche in Württemberg.

### Dozentenkonferenz:

Direktor **Martin Beckord**

Direktor **Dr. Dieter Dreisbach**

**Prof. Dr. Jürgen Hübner**

**Prof. Dr. Albert Mühlum**

**PD Dr. Klaus Müller**

Direktor **Prof. Dr. Walther Specht**

**Prof. Dr. Theodor Strohm**

**Prof. Dr. Jörg Thierfelder**

Direktor **Dr. Alexander Vater**

### Prüfungsamt:

**Prof. Dr. Theodor Strohm** (Vorsitz)

**Prof. Dr. Heinz Schmidt** (Stellvertreter)

**Prof. Dr. Kristian Hungar**

**Prof. Dr. Manfred Oeming** (Stellvertreter)

**Prof. Dr. Hans-Joachim Eckstein** (als Vorsitzender des Fakultätsprüfungsausschusses)

**Prof. Dr. Christoph Burchard** (Stellvertreter)

### Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des DWI:

Leiter: **Prof. Dr. Dr. Theodor Strohm**

Stellvertretende Leitung: **Prof. Dr. Heinz Schmidt**

Sekretariat:

**Heidi Schüssler**

**Dipl.-Diakoniewiss. Annette Leis**

Wissenschaftliche Mitarbeiter:

**Dr. Arnd Götzelmann, Pfr.**

**Dipl.-Diakoniewiss. Volker Herrmann**

Wissenschaftliche Hilfskräfte (stud.theol.):

**Dirk Jonas**

**Susanne Koschmider**

Bibliothek:

**Dipl.-Bibliothekar Arthur Hermann**

Liebe Leserin, lieber Leser,

wie in den vergangenen Jahren geben wir unser DWI-Info auch in diesem Jahr wieder kostenlos an Interessierte ab. Die Kosten, die uns durch Druck und Versand inkl. Porto des Infos entstehen, sind in den letzten Jahren ständig gestiegen. Das DWI-Info erfüllt jedoch die Aufgabe, über die Arbeit des Instituts zu informieren sowie den Kontakt zwischen Interessierten, Ehemaligen, Studierenden, Landeskirchen sowie Diakonischen Werken und dem Institut zu pflegen und zu intensivieren. Daher erlauben wir uns die Bitte, daß Sie mit einem Betrag von DM 10,- bis 15,- die Deckung der Porto- und Druckkosten sicherstellen helfen.

Für Ihre Gabe danken wir Ihnen im Voraus sehr herzlich!

Überweisungen vollziehen Sie bitte auf das Konto:  
Kontonr. 28 959 bei der  
Sparkasse Heidelberg (BLZ: 672 500 20)  
unter dem Stichwort: Europa-DWI-Info

## Hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter:

### Leiter:

Prof. Dr. Dr. Theodor Strohm

Tel.: 54-33 38

### Wissenschaftliche Mitarbeiter:

Dr. Arnd Götzelmann

Tel.: 54-33 39

Dipl.-Diakoniewiss. Volker Herrmann

Tel.: 54-33 39

### Sekretariat:

Dipl.-Diakoniewiss. Annette Leis

Tel.: 54-33 36

Heidi Schüssler

Tel.: 54-33 36

### Bibliothekar:

Arthur Hermann

Tel.: 54-33 28

### Sprechstunden:

Prof. Dr. Dr. Theodor Strohm

dienstags 11-13 Uhr

Dr. Arnd Götzelmann

dienstags 11-13 Uhr

Dipl.-Diakoniewiss. Volker Herrmann

montags 14-16 Uhr

### Öffnungszeiten des Sekretariats:

montags bis donnerstags

10-12 Uhr

### E-Mail:

arnd.goetzelmann@urz.uni-heidelberg.de

volker.herrmann@urz.uni-heidelberg.de

annette.leis@urz.uni-heidelberg.de

theodor.strohm@urz.uni-heidelberg.de

## Diakoniewissenschaftliches Institut der Universität Heidelberg

Karlstr.16

69117 Heidelberg

Telefon: 06221/543336 Telefax: 06221/543380

*Homepage des Instituts:* <http://www.uni-heidelberg.de/institute/fak1/dwi>